GEIST UND GESTALT

BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VORNEHMLICH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT
IHRES BESTEHENS

ERSTER BAND

GEISTESWISSENSCHAFTEN

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1959

Bayerische Akademie der Wissenschaften
Bibliothek

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) 1959

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen

Printed in Germany

Die vorliegende Festschrift zum zweihundertjährigen Jubiläum ist keine Geschichte der Akademie, selbst nur für einen begrenzten Zeitraum, und will es auch nicht sein. Um eine solche zu schreiben, bedürfte es noch eingehender Vorarbeiten, die heute durch den Verlust des Archivs der Akademie, das bei dem Brande ihres alten Gebäudes fast vollständig vernichtet wurde, außerordentlich erschwert sind. Was hier geboten wird, ist daher lediglich ein Versuch, die geistig-wissenschaftlichen Bewegungen, die das innere Leben der Akademie vornehmlich im letztvergangenen Jahrhundert ihres Bestehens bestimmt und gestaltet haben, in einer Anzahl literarischer Porträts der bedeutendsten Vertreter der einzelnen Fachrichtungen wie in einem Spiegel sichtbar werden zu lassen. Dabei war den einzelnen Bearbeitern sowohl hinsichtlich der Auswahl der zu behandelnden Persönlichkeiten wie auch in der sonstigen Gestaltung ihrer Beiträge die weitgehendste Freiheit gegeben; doch hat beim zweiten Bande ein von der Klasse bestellter Redaktionsausschuß, über dessen Zusammensetzung dort auf Seite VIII das Nähere gesagt ist, im Sinne einer einheitlichen Anlage und Ausrichtung des Ganzen helfend mitgewirkt. Dessenungeachtet trägt jeder Verfasser die alleinige Verantwortung für seinen Beitrag selbst. Keine restlose Kongruenz besteht zwischen dem Bildbande und dem darstellenden Teil, insofern es nicht möglich war, von allen darin auftretenden Persönlichkeiten eindrückliche und überzeugende Bilder zu beschaffen, während andererseits in einzelnen Fällen über ihren Kreis auch hinausgegriffen wurde. Im allgemeinen aber ergänzen sich literarische Behandlung und bildliche Darstellung, um so die Individualität des Einzelnen in ihrer leiblich-geistigen Eigenart zu möglichst lebendiger Anschauung zu bringen. In diesem Sinne ist auch der Obertitel GEIST UND GESTALT zu verstehen.

Es ist beabsichtigt, den jetzt vorgelegten drei Bänden noch einen Ergänzungsband folgen zu lassen, der ein ausführliches, mit den hauptsächlichsten Lebensdaten ausgestattetes Verzeichnis aller Mitglieder der Akademie im ganzen Zeitraum ihrer zweihundertjährigen Geschichte und weiter ein Gesamtverzeichnis aller Schriften und Publikationen der Akademie und ihrer Kommissionen enthalten soll. Um hier eine Gewähr für möglichste Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben bieten zu können,

mußten, besonders bei der Liste der Mitglieder, in vielen Fällen eingehende und zeitraubende Ermittlungen angestellt werden, die noch nicht abgeschlossen werden konnten. Jedoch hoffen wir, auch diesen Band in Kürze herausbringen zu können. Unsern Jubiläumsgästen, denen wir die Festschrift überreichen dürfen, wird er dann zugesandt werden.

München, Oktober 1959

Friedrich Baethgen

INHALT

Von den geschichtlichen Grundlagen der Wissenschaft *von Franz Schnabel* 1

Vom Jubiläumsjahr 1909 bis zum Vorabend der nationalsozialistischen Zeit 1932 *von Paul Lehmann* 31

Die schwierige Lage der Akademie unter der nationalsozialistischen Regierung und der Wiederaufbau in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg *von Walther Meißner* 35

Die Vertreter der Philosophie in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom deutschen Idealismus bis zum kritischen Realismus *von Aloys Wenzl* 50

Johann Andreas Schmeller als Sprachforscher *von Wilhelm Wissmann* . . 63

Johann Kaspar Zeuß *von Wilhelm Wissmann* 72

Die Pflege morgenländischer Studien an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter König Max I. Joseph *von Franz Babinger* 80

Wilhelm Geiger *von Helmut Hoffmann* 103

Klassische Philologen *von Rudolf Pfeiffer* 113

Die Byzantinisten der Akademie *von Franz Dölger* 140

Jacob Philipp Fallmerayer 140

Karl Krumbacher 144

August Heisenberg 152

Ludwig Traube *von Paul Lehmann* 158

Germanistik *von Hugo Kuhn* 164

Karl Vossler *von Gerhard Rohlfs* 168

Erich Berneker *von Erwin Koschmieder* 174

Hans Zeiss *von Joachim Werner* 181

Robert von Pöhlmann und Walter Otto *von Helmut Berve* 186

Die Geschichtswissenschaft *von Franz Schnabel* 196

Martin Grabmann *von Michael Schmaus* 221

Die Rechtshistoriker *von Hans Erich Feine* 228

Konrad von Maurer 228

Karl von Amira 232
Claudius Freiherr von Schwerin 239
Heinrich Mitteis 243

Römisches Recht und Antike Rechtsgeschichte *von Wolfgang Kunkel* . . . 249
Alois von Brinz 249
August Ritter von Bechmann 253
Leopold Wenger 255
Mariano San Nicolò 259
Paul Koschaker 263

Eduard Eichmann *von Klaus Mörsdorf* 269

Klassische Archäologen *von Ernst Buschor* 274
Heinrich Brunn 274
Adolf Furtwängler 276

Die Kunstgelehrten *von Hans Jantzen* 279
Schelling 279
Klenze 286
Sulpiz Boisserée 289
Heinrich Wölfflin 296

Die Vertreter der Volkswirtschaftslehre in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften *von Friedrich Lütge* 299
Lujo Brentano 299
Walther Lotz 305
Otto von Zwiedineck Südenhorst 308

Personenverzeichnis 315

Im Text sind die Namen der Akademiemitglieder, wo sie zum erstenmal genannt werden oder wo die ausführliche Behandlung beginnt, durch Kapitälchen hervorgehoben. Ein beigefügter Stern verweist auf den Bildband.

VON DEN GESCHICHTLICHEN GRUNDLAGEN DER WISSENSCHAFT

Von Franz Schnabel

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften hat gleich den anderen wissenschaftlichen Akademien der Kulturwelt zur Aufgabe die Pflege der Forschung auf allen Wissensgebieten, in denen eine sichere Methode entwickelt wird und so der Zugang sich öffnet der wissenschaftlichen Bearbeitung. Bevor zum 200jährigen Jubiläum unserer Akademie Rechenschaft abgelegt wird über die Förderung, die den einzelnen Fachgebieten von unserer Akademie aus zuteil geworden ist, dürfte es am Platze sein, die geistigen Grundlagen aufzuzeigen, aus denen die abendländische Wissenschaft erwachsen ist, woraus sich zugleich ein Bild ergibt vom Wesen der Wissenschaft überhaupt.

Die Abschnitte in der Entwicklung der Wissenschaft scheiden sich voneinander nach den verschiedenen Methoden, deren sich die Forscher bedienen. Wo eine neue Methode aufkommt und, indem sie die Grenzen der menschlichen Erkenntnis erweitert, in Übung gelangt, da ist eine neue Stufe der Wissenschaft erreicht. Es war ein Wendepunkt und machte Epoche, als die scholastische Methode durch die humanistische zurückgedrängt wurde: um 1500 haben die Humanisten die Katheder erobert, kein Mann der Wissenschaft konnte von da an ohne den griechischen Text des Aristoteles auskommen und ohne Interpretation der griechischen Autoritäten sich nur mit Dialektik und Disputation begnügen. Es war dann abermals ein epochales Ereignis, als um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert die Gelehrten – „bedrängt von diesem Bücherhauf" – über den Humanismus, über die bloße Gelehrsamkeit hinausschritten, sich dem Studium der großen Natur zuwandten und die berechnende, kausal erklärende Wissenschaft entwickelten als eine Forschung an den leblosen Massen, an den festen Körpern und den notwendig zum Begriff des festen Körpers gehörenden Bestimmungen, nämlich Größe, Gestalt und Bewegung. Im Umgang mit den Schriften der Griechen, zumal des von den Humanisten edierten und gedruckten Archimedes, war man in Italien zu der Erkenntnis gelangt, daß die Bewegungs-

vorgänge der festen Körper – von Archimedes mechanische Vorgänge genannt – am ehesten gestatten, einen Kreis von Teilinhalten der Naturerfahrung abgesondert zu behandeln und dabei durch Zählen, Messen oder Wiegen zusammengesetzte Gleichförmigkeiten im Naturganzen festzustellen, also Naturgesetze abzuleiten. So kam man zu einer neuen Methode und hiermit zu einer in der abendländischen Welt bisher unbekannten Wissenschaft, zur Kausalerklärung der Naturerscheinungen aus Naturgesetzen. Der Begriff und das Wort Naturgesetz sind eingeführt worden durch Galilei – „legge di natura".

Als jedoch diese Methode von dem Gebiet, auf dem sie erarbeitet war und zu erstaunlichen Erfolgen geführt hatte, auf das organische, das gesellschaftliche, staatliche und geschichtliche Leben übertragen und auch dort absolut gültige Gesetze und ein allumfassender Kausalzusammenhang für möglich gehalten wurden, da setzte jener die ganze Neuzeit erfüllende Kampf ein, der wieder sichtbar machte, daß es neben der mechanischen Kausalität und Gesetzlichkeit auch noch die biologische gibt und daß überhaupt neben der Welt der Kausalität noch eine andere Welt besteht, in der nicht die Kausalität herrscht, sondern die menschliche Freiheit. Der großen geistigen Linie, die von Klopstock und Rousseau und Albrecht v. Haller zu Herder, zu Goethe, zu den beiden Humboldt und zu Schelling geführt hat, verdanken wir das genetische und individualisierende Denken und das Bewußtsein, daß noch keine wissenschaftliche Entdeckung gemacht worden ist, wo neben dem exakten Rechnen nicht auch die Intuition tätig gewesen wäre. Als man aber im 19. Jahrhundert auf allen Wissensgebieten die diesen neuen Einsichten entsprechenden Methoden des Erkennens ausgebildet hatte, da war die neue Epoche zum Durchbruch gelangt, eine neue Periode der Wissenschaft begann ihren Lauf.

Auf dem langen Wege, den die europäische Wissenschaft im Fortgang eines Jahrtausends zurückgelegt hat, ist keine andere Strecke so bedeutungsvoll wie jener kurze, aber vom reichsten geistigen Leben erfüllte Abschnitt, der aus der scholastisch-humanistischen Gelehrsamkeit in die moderne exakte Naturforschung geführt hat. Zwischen dem ersten und dem letzten der großen Werke, durch welche die moderne Wissenschaft gegründet worden ist – zwischen des Kopernikus „De revolutionibus orbium coelestium" von 1543 und Newtons „Philosophiae naturalis principia mathematica" von 1686 hat sich eine der größten weltgeschichtlichen Entscheidungen vollzogen: der abendländische Geist hat die Richtung auf die rationale Erfassung der Außenwelt, auf die Ergründung ihres kausalen Zusammen-

hanges genommen. Es war ein Vorgang von enormer Bedeutung – geistig in sich und im Hinblick auf das Menschentum und die Lebensverhältnisse der abendländischen Völker. Denn noch heute gehen wir von den Grundgesetzen aus, die Galilei und Newton gefunden haben. Und ein weiter Kreis europäischer Menschen hat sich durch seinen Beruf und seine tägliche Arbeit an exaktes Denken und Handeln gewöhnt, zumal auch an das Messen und Zählen, an das Rechnen mit mechanischen Einheiten, an kausale Erklärung. Die strenge Forschung in der großen Natur, ohne Hinblick auf etwaige Anwendung wurde ein Lebensinhalt abendländischer Menschen, ganz unabhängig davon, ob diese Beschäftigung als „gesellschaftlich notwendige Arbeit" anerkannt und gefördert war. Und als Wissenschaft mit Verwirklichungszweck, als angewandte Wissenschaft, als Technik hat die exakte Forschung in der Natur die Welt völlig umgestaltet, ganz neue Lebensbedingungen geschaffen, mehr Menschen Raum und Nahrung gewährt, als jemals für möglich gehalten worden war.

Die vier Hauptnationen Europas – Italiener und Deutsche, Franzosen und Engländer –, die in der Zeit von 1543 bis 1686 das exaktwissenschaftliche Denken und seine Methode entwickelt, dabei die ruhmvollste Ernte eingebracht und den abendländischen Geist in diese Bahn gelenkt haben, trugen durch Herkunft und ursprüngliche Begabung, durch das Erbe der griechischen Wissenschaft, durch die universale Weite und Tiefe des abendländischen Christentums vieles in sich, was während des Jahrtausends, das wir das Mittelalter nennen, zur Reife gelangt und in den drei größten Jahrhunderten der abendländischen Geschichte, im 15., 16. und 17. Jahrhundert, zutage getreten ist. Schon waren die Nationen Europas dabei, die Welt zu enthüllen, sie mit Wißbegierde zu ergreifen, sie in Raum und Zeit geistig zu erobern durch Wissenschaft und Technik, Dichtkunst und Malerei. Dieses Streben erhielt das letzte und höchste Ziel, als die quantitativ, kausal erklärende Naturlehre und die ihr entsprechende Methode entwickelt wurden und die neue Erkenntnistheorie lehrte: unsere Sinne sind Trug und Schein – „in ratione vero est vis intellectiva".

Im Mittelpunkte der geistigen Vorgänge, von denen wir sprechen, steht das Lebenswerk des Galilei. Zwischen 1592, da er in Padua seine ersten nachweisbaren Versuche gemacht hat, und 1637, dem Erscheinen des „Discours de la méthode" des Descartes, ist dieses neue Zeitalter in der Geschichte des menschlichen Geistes sichtbar geworden. Der große Florentiner hat die neue Wissenschaft der Mechanik, die Lehre von den mathematisch feststellbaren Bewegungsgesetzen der festen Körper geschaffen; es geschah noch sehr mühsam und umständlich in schwieriger Analyse. Descartes hat die höhere Mathematik, ohne die eine Begründung der Mechanik

und ihrer Ableitungen nicht möglich ist, ausgebaut; er hat gezeigt, wie die Analyse der komplexen Erscheinungen vorzunehmen ist, um das allgemeine Gesetz zu gewinnen, und er hat gelehrt, wie sich daran die mathematische Gleichung anfügt, die das Besondere zum allgemeinen Gesetz in Beziehung setzt, um zu beweisen, daß das Besondere unter dieses Gesetz gehört. Descartes hat auch noch weitere Folgerungen an seine Methode geknüpft, sie sollen uns hier noch nicht beschäftigen.

Galilei, von dem zunächst zu sprechen ist, verdankt seine Stellung in der Weltgeschichte einer doppelten Lebensleistung. Er hat, beginnend mit den Fallgesetzen, die Lehre von den Bewegungen der festen Körper, die kausal erklärende, exakte Naturwissenschaft ausgebildet; und er hat durch seine Entdeckungen am Himmel einen sinnlichen Beweis für die Richtigkeit des kopernikanischen Systems erbracht; Kopernikus, noch ohne Fernrohr, hatte nur den geometrischen Beweis gesucht. Beide Verdienste des Galilei stehen aber nicht unvermittelt nebeneinander. Sondern die neue Physik und das neue Weltsystem hatten es mit den gleichen Phänomenen zu tun, nämlich mit Bewegungen fester Körper. Und sie entstammten der gleichen Methode; sie setzten gegen den Sinnenschein und gegen die Autoritäten die Gründe der Vernunft. Dabei war die Gültigkeit der neuen Physik nicht abhängig von der Gültigkeit des neuen Weltsystems, wohl aber umgekehrt; die neue Physik konnte das kopernikanische System stützen.

Galilei hatte in seiner Jugend am Leben seiner Vaterstadt Florenz teilgenommen und die neuen Bedürfnisse kennengelernt, die sich in der Stadt der Handwerker und Künstler, des Festungs- und des Schiffsbaues, des Hafenverkehres einstellten. Er hatte, humanistisch gebildet, auch den Archimedes gelesen und dabei gesehen, daß die Griechen nur einen ersten Teil einer quantitativen Mechanik, nämlich die Statik entwickelt hatten und nur wenig darüber hinausgekommen waren. Sowohl die gelehrte Tradition wie die Nöte des Tages in dieser Stadt hatten ihn auf den entscheidenden Punkt geführt, wo eingesetzt werden mußte: die mechanischen Bewegungen mußten erforscht werden! Daß ihn das Studium des Archimedes auf die richtige Fährte führte, mindert seinen Rang und seine Originalität nicht; es war der Weg, den die moderne Naturforschung überhaupt gegangen ist, indem sie von den Griechen lernte, wie man die Natur befragt. Die heute sogenannte „klassische Physik" war zuerst von Archimedes in Angriff genommen worden, aber dieser hatte im wesentlichen nur die Lehre vom Gleichgewicht entwickelt; auch die Hydrostatik hat er schon bearbeitet, wie man vornehmlich aus der Erzählung von der Krone des Königs Hiero schließt. Bis zu dieser Stelle war die griechische Wissenschaft vorgedrungen; hier hat – über die Spanne von mehr als zwei Jahrtausenden hinweg – die

abendländische Wissenschaft angeknüpft und den Faden weitergesponnen. Welchen Wert allein schon die statische Beobachtung künftig haben werde, war schon offenkundig geworden, als der niederländische Arzt Andreas Vesal sein Werk über den Bau des menschlichen Körpers – „de humani corporis fabrica" – in Padua ausarbeitete und Manuskript wie Bildtafeln in Basel, der Stadt der Drucker und Kupferstecher, vervielfältigen ließ, gleichfalls im Jahre 1543: es war das Geburtsjahr der modernen Anatomie. Einige Jahrzehnte später hat Galilei in der gleichen venezianischen Universität Padua und abschließend in Florenz das Werk des Archimedes fortgesetzt, indem er die eigentlichen Bewegungsvorgänge erforschte, nämlich den Teil der Mechanik, den er „movimenti locali" genannt hat. Archimedes und Galilei waren also „Mechaniker" und haben sich so bezeichnet. Beide haben ihre Aufgabe darin gesehen, die den besonderen Erscheinungen der festen Körper zugrunde liegenden Gesetze aufzudecken. Und als Mittel hierzu bot sich ihnen das Experiment, das gestattet, den in der wissenschaftlichen Hypothese vorgeborenen Gedanken zu erproben, sowie die Mathematik, die es ermöglicht, die Erscheinungen zu vergleichen und so das vielen oder allen Erscheinungen gemeinsame Gesetz zu finden, es in die mathematische Darstellung zu bringen. So ist Florenz, die wundersame Stadt, neben dem vielen anderen, das sie zur Weltkultur der Neuzeit beigetragen hat, auch die Geburtsstätte der Experimentalwissenschaft geworden. Und diese neue, messende und rechnende, kausal erklärende Wissenschaft von den Gesetzen der mechanischen Bewegungen konnte auch nur dann erst entstehen, als man aus dem in Florenz heimisch gewordenen Platonismus gelernt hatte, wie alle mathematischen Aussagen nur gelten unter der Voraussetzung, daß man es mit Ideen, mit reinen Begriffen, reinen Zahlen zu tun hat, unabhängig vom Stoff.

Nicht nur die griechische Wissenschaft ist die Vorläuferin der modernen. Dem Galilei sind auch in seinem Jahrhundert andere Forscher vorangegangen. Man hat das ehedem bestritten; Lagrange in der historischen Einleitung zu seiner „Mécanique analytique" hielt es für notwendig, das Lebenswerk Galileis um so leuchtender hervortreten zu lassen, indem er die Vorläufer nicht als solche gelten ließ. Aber gründliche Recherchen in den Archiven und Bibliotheken haben manches zutage gebracht. Es bestätigt sich die alte Wahrheit, daß die Wissenschaft nicht wie die Kunst durch das unerwartete Auftreten einzelner Genien Rang und Richtung erhält, sondern ihren stillen und notwendigen Gang dahinschreitet und die einzelnen Entdecker nur als dienende Bearbeiter verwendet. Aber dies bleibt doch ein unvergleichliches Moment in der Geschichte, daß in diesem Florentiner die Grundzüge des forschenden Menschengeistes, wie sie herangekommen

waren, sich gesammelt haben und zu einer die abendländischen Völker prägenden Wirkung gelangt sind.

Die Mathematik aber erlangte im 17. und 18. Jahrhundert noch einmal die zentrale Stellung, welche sie im Altertum gehabt hatte. Sie erhielt die Funktion, die Phänomene auf mathematische Begriffe zu bringen und so ihre Gesetze exakt zu erfassen; und das zur mathematischen Mechanik gediehene Naturerkennen setzte das Ziel, die Phänomene so völlig zu verstehen, daß sie in mathematischer Form geschrieben und, soweit sie unbekannt sind, vorausberechnet werden können. Von da her erhielten die Wahrheiten der Mechanik den gleichen Grad von Gewißheit, Schärfe, Bestimmtheit und Kürze wie mathematische Aussagen, sie erhielten auch die gleiche Zeichensprache. Die Entwicklung der Mechanik geht also Hand in Hand mit der Ausbildung der Mathematik unter den westlichen Nationen. Ganz rasch folgen sich die großen Fortschritte der Mathematik in den beiden Zentren Paris und Basel – Descartes, Pascal, der junge Leibniz sowie die Familie Bernoulli und Leonhard Euler – und gleichzeitig, ebenso rasch, im Verlauf eines einzigen Jahrhunderts, von 1592 bis 1686 vollendet sich der Aufbau der Mechanik. Es ist immer als eines der ergreifendsten Schauspiele der Geistesgeschichte empfunden worden, wie jene Erkenntnis aufsteigt und lichtvoll sich vollendet, daß es die gleiche Gesetzmäßigkeit ist, die irdische und Himmelsbewegungen umfaßt.

Ein neues Zeitalter des Geistes war angebrochen. Man hatte die Gesetze der Bewegung erforscht, und zwar, wo es möglich war, mit Hilfe des Experimentes. Man hatte die gleichen Gesetze auf der Erde wie am Himmel festgestellt und dabei die erstaunliche Entdeckung gemacht, daß die Natur rational aufgebaut ist, daß in ihr Gesetze walten, die mathematisch ausgedrückt werden können. Warum dies so ist, hat noch niemand ergründet; aber es waltet die Mathematik in der Natur. Das Ergebnis war der neuen, mathematischen Methode verdankt; das neue Weltbild, das da emporstieg und eine ganz in sich ruhende, in ihren kreisenden Bahnen sich selber erhaltende Welt zeigte, war von Mathematikern geschaffen. Das Werk des Kopernikus ist ein mathematisches Buch, für Mathematiker geschrieben und nur an sie sich wendend. Die Discorsi und die Dialoghi des Galilei, die Philosophia naturalis des Newton sind mathematische Bücher, und Lavoisier hat die Chemie aus dem Banne der Alchimie befreit, indem er mit der Waage den Kalkul in sie einführte. Die klassische Physik und das ihr entsprechende Weltsystem sind durch Mathematiker geschaffen worden; Physik und Weltsystem des 20. Jahrhunderts sind das Werk von Physikern und Chemikern. Dem Grundprinzip des mathematischen Verfahrens folgend hat Galilei aus der exakten Wissenschaft alles hinausgewiesen, was aus dem

Mittelalter und aus dem Florentiner Neuplatonismus mitgeführt wurde – den Zweckgedanken, ästhetische Gesichtspunkte, die Annahme okkulter Kräfte; die kausale Erklärung kann solche Störungen nicht hinnehmen. Noch Kopernikus rühmt in feierlichen Worten, aus ästhetischen Gründen den Kosmos, in dessen Mitte die strahlende Sonne steht – „in medio vero residet sol"; er hat wesentlich hierdurch geleitet an der Kreisform der Planeten festgehalten. Durch Keplers Werke aber schreitet die Mystik. Galilei dagegen ist durch und durch rational.

Viele Kapitel der bisherigen, aristotelischen Naturlehre hat Galilei als Irrtümer erwiesen. Und da er fand, daß das Neue, das er an die Stelle setzte, den Menschen sehr nützlich sein könne, hat er – der Forscher in der großen Natur – die Verbreitung seiner Erkenntnisse in Wort und Schrift sich angelegen sein lassen und in den Dialogen und Diskursen, in denen er seine neue Wissenschaft niederschrieb, das Vorbild geboten, wie auch schwierige Probleme in der veredelten Muttersprache, in anmutiger Form dargeboten und allgemein bekannt gemacht werden können; die damals ganz erstaunlichen Lehrsätze hat er in leichten literarischen Szenen verdeutlicht. Einen „bell'ingegno" nannten ihn schon die Zeitgenossen, bald bewundernd und bald im Tadel; so ist damals von Italien aus der „bel esprit", der „Schöngeist", in die Sprachen Europas gekommen. Die Mechanik wurde schon durch Galilei in die Zahl der , galanten Fächer' aufgenommen, die künftig zum geistigen Rüstzeug des gebildeten Mannes gehörten, sie war bis zur Französischen Revolution eine Modewissenschaft der höfischen Gesellschaft und des höheren Bürgertums. In den Salons aller Länder ging die Konversation um die Mechanik des Himmels, um die physikalische Geographie, um die Einführung der Waage in die Chemie. Man belustigte sich mit Vorliebe an mechanischen Künsten, an physikalischen Experimenten aus Freude an der Sache, aus Langeweile; die Freundin Voltaires, die Marquise du Châtelet, besaß in ihrem Schlosse Cirey ein ganzes physikalisches Kabinett. Und als in diesem Jahrhundert die Vergesellschaftung der Wissenschaft zunahm und an den Höfen entsprechende Akademien geschaffen wurden – in London, in Berlin, in Petersburg und 1759 in München – da steht, wo überhaupt man die Wissenschaft ernsthaft betreibt, immer an der ersten Stelle des Interesses die Wissenschaft der Mechanik.

Gerade in München – wo am 12. Oktober 1758 eine vorbereitende Sitzung der Initianten des Planes stattfand, wo dann am 28. März 1759, an seinem Geburtstag, Kurfürst Maximilian III. Joseph der Anregung folgend die Stiftungsurkunde ausstellte und am 21. November 1759 die erste öffentliche Versammlung abgehalten wurde – hat die Tradition, die auf Galilei zurückwies, in den Akten und Schriften der neuen Gesellschaft ihren Niederschlag

gefunden. Die humanistischen Elemente, die bei Galilei noch sehr stark waren, hatten ihren Dienst an der Ausbildung der neuen Naturforschung getan und waren weitgehend erloschen. Um so stärker war das Verlangen, Mechanik und kausale Erklärung mit allen ihren Konsequenzen zu verbreiten unter den Gebildeten. Wie in Florenz die Accademia della Crusca und in Paris die von Richelieu geschaffene Académie française so betrachtete auch die Bayerische Akademie der Wissenschaften es als ihre erste Aufgabe, die Sprache zu verbessern, zu reinigen, sie fähig zu machen, allen Gedanken adäquaten Ausdruck zu geben; nur so konnte die neu gegründete Institution dem wissenschaftlichen Leben dienen; originale Forscher besaß sie zunächst nicht. Man erkannte an, daß die deutsche Sprache in Norddeutschland literaturfähig geworden sei – „zumal durch das protestantische System" – und daß Süddeutschland nun diesen Vorsprung einholen müsse. Zum Beweis, daß dies möglich sei, wies man auf den Schwaben Wieland, auf die Schweizer Haller und Gessner hin. Der Akademiker Peter Osterwald nahm sich dieser Aufgabe besonders an und hielt es für nötig, daß zumal die Mathematik in ansprechender Weise dargeboten werde, weil sie so großen Einfluß darauf habe, daß die Naturkräfte berechnet und erschlossen werden. Auf Betreiben der Akademie wurde dann im Jahre 1764 der Benediktinerpater Heinrich Braun als Professor der deutschen Sprache und Redekunst nach München berufen. Dieser hielt seinen Eröffnungsvortrag über das Thema: „Von den Vorteilen des Staates aus der deutschen Sprachkunst." Er mahnte die Gebildeten, vom Französischen abzulassen und ihrer Muttersprache sich zu bedienen; andernfalls werde diese immer unentwickelt bleiben. Alle alten Völker, so lesen wir in dieser Schrift, haben ihre Sprache gepflegt und zu einer Kultursprache ausgebaut; so darf auch das deutsche Volk seiner Muttersprache sich nicht schämen. Man wußte durch das Vorbild Galileis, wie wichtig für alle Wissenschaften und nicht zuletzt für Mathematik und Mechanik es war, daß ihre Ergebnisse in der endgültigen und vollendeten Fassung vorgelegt wurden und daß nur Gelehrte, die im Umgang mit vortrefflichen Werken der Literatur sich gebildet hatten, dieser Aufgabe gewachsen waren. Jahrelang galten Osterwald und Braun als die einflußreichsten und bedeutendsten Männer der Akademie.

Auch die Aufgaben der beiden anderen Akademien von Florenz – der philosophischen und der Zeichenakademie – suchte die Bayerische Akademie in ihrer Weise zu erfüllen. Zwar die Metaphysik war nicht gerade willkommen, doch wurde auch sie gepflegt. Der Schwerpunkt der akademischen Arbeit lag jedoch von Anfang an ganz in dem neuen naturwissenschaftlichen Realismus. Ein Observatorium stand sofort dem Astronomen zur Verfügung, die ersten wissenschaftlichen Sammlungen wurden angelegt

und der Akademie eine Zeichenschule angefügt, deren Leitung dem Hofmaler Ignaz Öfele übertragen wurde. Die Ansätze, aus den Akademien zugleich auch Hochschulen zu machen, sind jedoch nirgends weiterentwickelt worden. Die Akademien blieben gelehrte Körperschaften, ihre Tätigkeit sollte unmittelbar dem ganzen Lande nützen.

Die exakte Naturwissenschaft hat zum Ziele das Gesetz. Sie sucht die allgemein gültige, mathematisch begründete Relation, die Gleichung von Gesetz und Vielheit der Faktoren. Es wurde ein streng beweisendes, die kausalen Zusammenhänge klärendes System, in dem sich aber doch in drei Jahrhunderten oft eine schöpferisch freie Geistestätigkeit entfaltet hat. Die ausschlaggebende Bedeutung der Methode war offensichtlich, und es war von Anfang an kein Zweifel, daß sie auf dem Gebiete, auf dem Galilei sie entwickelt hatte, ihre volle Gültigkeit behalten werde. Die Frage war nur, wie weit sich die exakte Naturwissenschaft über die Physik hinaus erstreckt. Die Humanisten hatten, wie sich versteht, einen unbedingt waltenden Kausalzusammenhang, in den auch das organische Leben und der Mensch mit seinem Willen eingespannt ist, aus der antiken Atomistik durch die Lektüre des Lucrez gekannt; diese philosophisch begründete Unfreiheit des Willens vom „geknechteten Willen" Martin Luthers zu unterscheiden, konnte damals nur durch Kontroverse geklärt werden. Unter den Naturforschern vor Galilei haben zwei Ärzte der mechanistischen Auffassung des organischen Lebens vorgearbeitet. Denn Andreas Vesal hatte zwar den Stoff, aus dem das menschliche Skelett besteht, nicht atomistisch, nicht aus mechanischer Zusammensetzung entstanden erklärt, aber die Funktionen des Skelettes waren nur erklärbar aus den Gesetzen der Statik, und dies ermutigte zum Weiteren. Gleichzeitig hat der spanische Arzt Michael Servet den Blutkreislauf entdeckt und ihn als Pumpwerk erklärt; dies schien sehr einleuchtend, und der Blutkreislauf hat auch weiterhin eine große Rolle gespielt bei der Entwicklung einer Naturerkenntnis, die von den Vorgängen der mechanischen Bewegung ausging.

So drängte sich die Frage auf, ob vom organischen Leben nicht etwa nur die Funktionen – das Gleichgewicht des Skelettes, der Kreislauf des Blutes –, sondern auch der Stoff selbst, also die Knochen und das ungeheuer komplizierte Gebilde des Blutes als Bewegung von Atomen erklärt werden könne und damit das Leben selbst nichts weiter sei als Mechanik. Dies hatte schon im griechischen Altertum Demokrit gelehrt, jener Gegenpol der aristotelischen Naturphilosophie: alles ist Selbstbewegung der Atome! Die stoischen Schriften, zumal Lucrez, wo dies dargelegt war, übten gerade auch

noch im 17. Jahrhundert einen ungeheuren Einfluß. Sie haben dazu beigetragen, das Interesse für die neue Physik zu wecken und zu stärken und die Anwendung der Begriffe der Mechanik auf die Tatsachen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens zu ermuntern. Anderseits hat auch die neue Physik der philosophischen Atomistik einen gewaltigen Auftrieb gegeben.

Galilei selbst hat hieran keinen Anteil. In der italienischen Nationalausgabe seiner Werke finden sich keine einwandfreien Belege, daß er je die strenge Begrenzung seiner Methode aufgegeben hätte: Mathematik und mechanische Gesetzlichkeit gelten überall dort, wo die Materie stark, undurchdringlich und fähig ist, feste Körper zu bilden, und wo daher die Zurückführung auf Zahlen, auf kleinste Teilchen, auf Atome am ehesten plausibel gemacht werden kann! Descartes und der Cartesianismus schritten aber darüber hinaus und suchten das neue Verfahren auf immer mehr und schließlich auf alle Erscheinungen anzuwenden, sie aufzufassen als einfache Bewegungsvorgänge von Teilen und sie zu erklären nach den Gesetzen der mechanischen Kausalität. Eine einheitliche, nun aber mit mathematischer Sicherheit bewiesene Welterklärung war der kühne Gedanke; sie sollte bestimmt sein, die alte Universalwissenschaft, die Theologie, zu ersetzen, die jetzt in so viele Richtungen zerspalten war. Die Mathematik als Ideal der beweisenden Wissenschaft – denn sie führt das Besondere zurück auf das allgemeine Gesetz – wurde berufen, alle Wissenschaften zum Range von Gesetzeswissenschaften zu erheben, indem der Beweis gelingen müsse, daß alle Dinge in der Welt in solcher Gesetzmäßigkeit zusammenhängen und man daher alle Wissensgebiete zur unwidersprechbaren Gewißheit bringen könne. Mit dem „Discours de la méthode" von 1637 begannen die Versuche, jede Erscheinung in Natur und Gesellschaft als Bewegungsvorgang von Atomen, von prinzipiell gleichen Individuen, von Zahlen aufzufassen, als ein Ergebnis meßbarer Ursachen und selbst wieder Ursache weiterer Wirkungen – also jede Erscheinung in der Welt als im Kausalnexus stehend zu erweisen. Oder, wo dies noch nicht möglich war, wie etwa bei Vorgängen im seelischen oder im geschichtlichen Leben, wurde es Aufgabe, nach Art der Mathematik – more geometrico – vorzugehen, feste Größen, Axiomata aufzusuchen und daraus durch richtige Vernunftschlüsse alles zu deduzieren, um so endgültige Resultate zu gewinnen. Und das letzte Ziel dieser Methode wurde, die Gesetze zu erkennen, sie auf letzte Formeln zu bringen, dadurch der Vielgestaltigkeit des Lebens Herr zu werden und aus der Kenntnis der wirkenden Kräfte, der Gesetzmäßigkeiten die Zukunft vorauszuberechnen – was die Physik kann und tut – oder auch die Gesetze anzuwenden und so das Leben, die Natur, die Gesellschaft zu gestalten durch die Macht der Vernunft. Alle Erscheinungen sollten auf meßbare

Größen und nach Art der Geometrie auf Gesetze gebracht werden – Gesetze der Gesellschaft, des Staatslebens, der Kunst: „alles messen und das Nichtmeßbare meßbar machen".

Hiermit begann im 17. Jahrhundert, im „saeculum mathematicum" mit der Welthegemonie der Mathematik die Weltherrschaft der Mechanik ihren Lauf. Panmechanismus, Atomistik, Materialismus – es sind verschiedene Namen für die Auffassung, die auch den Organismus, auch den Staat, auch die Seele als Apparat oder Maschine ansieht. Die geistige Kraft des Descartes war so enorm, daß sie Schule bildend durch fast drei Jahrhunderte wirken konnte, wobei auch noch die letzten Konsequenzen aus den Grundgedanken des Meisters gezogen wurden. Es war die äußerste Gegenposition des abendländischen Denkens gegen Aristoteles – Absage an jeden Hinweis, daß die Gründe der Welt in etwas Außerweltlichem liegen. In Verruf geriet das aristotelische Prinzip, die Dinge nicht nur aus ihren Ursachen, sondern auch aus ihrem Zwecke abzuleiten. Das Prinzip des Werdens und der Geschichte war ersetzt durch das der mechanischen Veränderung, die Willensunfreiheit des Menschen und die Leugung jeder spontanen Kraft ergaben sich aus der Tatsache, daß der Mensch als in den allumfassenden Kausalzusammenhang eingespannt gedacht wurde. Alle Gegenbewegungen gegen diese nahezu allmächtige Strömung hatten immer nur vorübergehende Erfolge. Die „Peripatetiker" des 17. Jahrhunderts erlagen dem Cartesianismus, weil das neue Verfahren, abzusondern und den Einzelfall ganz für sich zu analysieren, einen großen Fortschritt in der Erkenntnis der Natur gebracht hatte und zur Nachahmung auf den anderen Gebieten des Forschens lockte. Auch Leibniz wurde in den Hintergrund gedrängt; große Schriftsteller wie Voltaire ließen auch in der Geschichte nur den kausalen Zusammenhang gelten. Der neue Humanismus des 18. Jahrhunderts, Klassik und Romantik erfüllten die Hoffnungen nicht, die man auf sie gesetzt hatte. Unwiderstehlich drängte um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Cartesianismus wieder vor. Emil Du Bois-Reymond – Physiologe und Mitglied unserer Akademie von 1872 – sprach 1868 von sich und seinen Fachgenossen: „Im Grunde sind wir alle Voltairianer".

Daß der Cartesianismus eine Weltbewegung werden konnte und seither niemals mehr ganz die Versuchung erloschen ist, alle Erscheinungen mechanistisch, als Bewegungsvorgänge von kleinsten Teilen, von Atomen, zu erklären, hat verschiedene Ursachen. Es ist eine einfache, anschauliche Art, die uns als Nebeneinander und Nacheinander von Teilen gegebene Wirklichkeit als die kausal bedingte Bewegung von Atomen aufzufassen. Dies entspricht auch dem Verlangen des menschlichen Geistes nach Sicherheit, nach Regeln, nach Rezepten, nach dem Komment – in Staatslehre und

Politik, in der Sprachlehre, in der Kunstlehre, in der Medizin, im gesellschaftlichen Leben. Wie peinlich für den Durchschnitt, wenn er sich in einer Welt bewegen soll, wo ihm etwas einfallen muß! Wenn jedoch alles beruht auf Wissenschaft, dann ist es erlernbar, jedem zugänglich, der „bon sens" besitzt, nicht mehr Privileg der Wenigen. Und alles ist auf Regeln gegründete „Kunst", auch die „Staatskunst", auch der Staat selbst ist ein Ergebnis der Kunst, ein künstliches Lebewesen von höchst ausgebildeter Mechanik, ein Apparat. Der „Staat als Kunstwerk", so steht es schon bei Thomas Hobbes geschrieben: „by art is created that great Leviathan called a common-wealth or State which is but an artificial man". Wenn der undurchbrechbare, allumfassende Kausalnexus durch die Wissenschaft nachgewiesen ist, dann gibt es keinen Platz mehr für Unberechenbares, für neue spontane Kräfte, die ins Leben, in den Apparat eingreifen und nicht vorherzusehen sind, nicht ausgeschieden werden können. Es gibt alsdann auch kein Walten einer göttlichen Vorsehung, keine Willensfreiheit, kein Geheimnisvolles und keinen Zufall.

Auch in Deutschland hat der Cartesianismus um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als unsere Akademie gegründet wurde, feste Positionen gehabt. In der Preußischen Akademie der Wissenschaften war zu jener Zeit der Geist ihres Schöpfers Leibniz nahezu erloschen. Die Gunst König Friedrichs galt ganz den Cartesianern, seine Lieblingslektüre war der Thomas Hobbes in französischer Übersetzung, wo er lesen konnte, daß der Staat aus einer Summe von Menschenatomen besteht und daß daher, wer das „summum imperium" besitzt, keine Zwischenglieder und keine Menschen eigenen Rechtes dulden darf, wenn nicht der Staatsapparat in Durcheinander geraten soll. Bayern war jetzt nicht mehr so hermetisch abgeschlossen wie einst gegen Lutheraner, Wiedertäufer und aufrührerische Bauern. Es kamen jetzt, wie dies in der absoluten Monarchie so Sitte war, manche Fremdlinge in den Dienst des Landes; zwei Führer der radikalen Aufklärung, Osterwald und Ickstatt, stammten von auswärts. Aber die mechanistische Welterklärung wurde doch nicht rezipiert. Unter den Gründern der Bayerischen Akademie befanden sich viele Geistliche und herzogliche Hofbeamte; als Mitglieder gewannen sie Äbte und Pröpste, Künstler und Gelehrte, als Gönner den Kanzler des Kurfürsten v. Kreittmayr und Hochadelige wie die Grafen Törring, Seinsheim, Haimhausen, Perusa, Spreti, Tattenbach, von denen einige auch Präsidenten der Akademie waren; erster Sekretär wurde Johann Georg Lori, von dem der Gedanke vornehmlich betrieben worden war, die Akademie zu gründen. Es war ein gesellschaftlich gut charakterisierter Kreis; er teilte entschieden die Aufklärungstendenzen der Zeit gegen Vorurteile und Mißbräuche. Die zwei Klassen der Akademie – die geschicht-

liche und die philosophische – strebten daher, in erster Linie das Wissen auszubreiten über Bayern und sogar über ganz Süddeutschland; aber gerade die philosophische Klasse, der auch die Pflege der Naturwissenschaften oblag, nahm wenig an den grundsätzlichen wissenschaftlichen Kontroversen des Zeitalters teil. Man begegnet den Spuren des atomistischen Denkens hin und wieder in den Schriften der Mitglieder. In der Akademie bestand aber doch ein gewisser Consensus. Er sprach auch der Metaphysik einen hohen Rang zu, weil sie gegen Unglauben und Freigeisterei schütze; aber man warnte vor ihrem falschen Gebrauch und nannte als Exempel sogar den Leibniz. Auch wenn man in München gegen Mißstände in der Kirche zu Felde zog, las man dennoch lieber den Bossuet, der die Wege der Vorsehung in der Geschichte aufzeigte, als den Voltaire, der seine Geschichtswerke mit ausdrücklicher Polemik gegen den Zweckgedanken des Bischofs von Meaux geschrieben hat. Für die Gallikaner, deren erlauchtester Geist Bossuet war, hegte man Sympathien; ihren Gegnern – ob es nun Kurialisten oder Jansenisten waren – blieb man feind. Erst als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Cartesianismus in Deutschland zwar gewiß nicht die Lehrstühle der Philosophie an den Universitäten eroberte – dort pflegte man die Geschichte der Philosophie – ‚wohl aber in vielen Fachdisziplinen Aufnahme fand, ist er, vornehmlich in Gestalt der materialistischen Medizin, auch in der Bayerischen Akademie zur Geltung gelangt und hat da die Einzelforschung, das große Anliegen des vorigen Jahrhunderts, vorangebracht.

Stärker noch als die Impulse, die direkt vom mathematischen Naturerkennen und dem disziplinierten Geiste, den es voraussetzt, ausgegangen sind, hat – in der Bayerischen Akademie wie im Leben des 18. und 19. Jahrhunderts überhaupt – der Geist der Utilität sich ausgebreitet. Er leuchtet dem gesunden Menschenverstand ohne weiteres ein, hat auch im Humanismus nur selten ganz gefehlt, und die Forscher in der großen Natur, die jene Gesetze ergründen wollten, die Gott in die Materie gelegt hat, haben doch nicht gezögert, auch die Anwendung ihrer Ergebnisse zu überdenken. Galilei spricht vor der Signoria von seinen Erkenntnissen „tanto di utilità quanto di curiosità“. Mit der Wiedergeburt der Mechanik war auch die Einsicht in die Brauchbarkeit der neuen Wissenschaft, in ihre Fähigkeit, den Menschen das Leben zu erleichtern, emporgestiegen. Die Verbindung von bürgerlichem Gewerbefleiß mit der mathematischen Wissenschaft, die im 19. Jahrhundert die modernen Industriestaaten geschaffen hat, ist im 16. Jahrhundert schon recht eng gewesen, wie man in den Museen von Florenz und Nürnberg sehen kann. Wenn schon so mancher Handwerker wie der

mit Galilei gleichzeitig lebende holländische Brillenmeister durch Erfahrung und Probieren ein Fernglas zuwege brachte, dann mußte das noch besser und rascher in den Fortschritt führen, sobald die theoretische Vorarbeit den richtigen Weg gezeigt hatte. So hatte man es schon in der Renaissance aus den Fragmenten des Hero von Alexandrien gelernt, daß „Mechaniker" sowohl den kausal erklärenden Geist wie die ausführende Hand, sowohl den Gelehrten wie den Handwerker bedeutet: „τῆς μηχανικῆς τὸ μὲν εἶναι λογικόν, τὸ δὲ χειρουργικόν."

Abgesehen davon, daß Galilei bei der Entwicklung des Fernrohres beteiligt war, wissen wir nicht viel von technischen Erfindungen, die auf ihn zurückgehen. Die älteren Biographen berichten, daß er sich um die Republik Venedig verdient gemacht habe durch Erfindung von Baukonstruktionen und Maschinen. Das gleiche sagt freilich auch Plutarch von Archimedes; die Humanisten interpretierten die Stelle dahin, daß dies nur zur Erholung in müßigen Stunden oder aus Freundschaft zu seinem Könige geschehen und des Forschers nicht würdig gewesen sei; andere haben zu erweisen gesucht, daß die Naturforschung von frühe an mit Notwendigkeit zur modernen Technik führen mußte. Unvergeßlich blieb es, als man den Satz las, in dem Archimedes die praktische Bedeutung der von ihm gefundenen Gesetze bekundet hat: „δός μοι ποῦ στῶ καὶ τὴν γῆν κινήσω".

Welche nahezu grenzenlosen Erwartungen Descartes an die Nützlichkeit der neuen Methode und ihrer Anwendungen, der Technik – von ihm „la pratique" genannt – geknüpft hat, kann man in berühmten Abschnitten des „Discours de la méthode" nachlesen. In großartig formulierten Sätzen hat er den Weg der Zukunft aufgezeichnet. Immer wieder sind sie in den Akademien zitiert worden, weil man dort im 18. Jahrhundert stets daran dachte, „de parvenir à des connaissances qui sont fort utiles à la vie". Und schon zu des Cartesius Zeit, welche auch die Zeit des Kardinals Richelieu gewesen ist, sehen wir die Baubürokratie der werdenden modernen Staaten am Werke, Brücken zu schlagen und Kanäle zu ziehen. Auch die feinen Gebilde der Mechanik – Kanonen, Gewehre, Pistolen – schienen den Potentaten recht nützliche Apparate zu sein, und unermeßliche Perspektiven eröffnen sich dem großen Philosophen, wenn er an die auf exaktwissenschaftliche Methoden gegründete Heilkunde denkt; auch sie ist eine „pratique". Niemand sollte aber sagen, daß im kartesianischen Zeitalter schon der fesselose Fortschritt ohne Besinnung auf die humanen Zwecke zum Ausdruck gekommen sei. Man darf nicht die Schlösser und Prunkgemächer der Fürsten jener Zeit als Norm nehmen; man muß das primitive und mühselige Leben der Massen in den noch unterentwickelten Völkern Europas bedenken, wenn Descartes dem freudlosen Dasein jener Menschen in Aussicht

stellt, daß sie dereinst ohne Mühe die Früchte der Erde genießen und alle „commodités" besitzen werden, die uns die Arbeit erleichtern, die Gesundheit erhalten. Nach dreihundert Jahren ist sehr vieles erreicht, was er weniger geahnt als vorausberechnet hat; die alten Grenzen, die der Technik anfangs noch gezogen waren, sind überstiegen, viele Leiden sind beseitigt, aber neue und vielleicht größere sind an ihre Stelle getreten.

Immerhin, die Mathematik ist für die Mehrheit der Menschen eine unbequeme Wissenschaft. Andererseits hatten die metaphysischen Theorien, vor denen Descartes warnte, in Jahrhunderten nicht weitergeführt. Warum sollte man nützliche Einrichtungen finden können nur durch Kenntnis der Gesetze und ihrer Wirkungen? Warum sollte man zum Effekt nicht auch gelangen können durch bloße Erfahrung, durch Probieren, durch vernünftigen Einblick auf Grund eines ausgebreiteten enzyklopädischen Wissens? Die Meisterung des Daseins ging dann umständlicher voran, brauchte vielleicht auch längere Zeiträume, und die Lebensordnungen wurden nicht ganz so übersichtlich und lichtvoll. Man hatte aber auch nicht so viel Zeit verbraucht und ein so anstrengendes Studium durchmachen müssen, um sich die Hilfsmittel anzueignen. Man konnte nützen auch ohne die Reduktion, die das cartesianische Denken verlangt, ohne den „esprit classique". Der Rationalismus, die Konstruktion aller Lebensgebiete durch die Vernunft, mit oder ohne die „clarté cartésienne" – dies war es, was Denken und Handeln der modernen Menschen seit dem 18. Jahrhundert beschäftigte. In allen Akademien Europas machte man es sich zur Aufgabe, mit der Fackel der Aufklärung – „les lumières" – hineinzuleuchten in die dunklen Winkel, alles zu beseitigen, was lediglich geschichtlich geworden, nicht vernünftig gestaltet war, und das Neue an die Stelle zu setzen zum Nutzen der Menschen.

Utilitarismus und Utilitätssystem haben während des 18. Jahrhunderts und bis tief in das bürgerliche Zeitalter hinein stets sich gerechtfertigt gefühlt vornehmlich durch den englischen Geist, durch Lord Bacon und Jeremias Bentham; der erstere war ein Zeitgenosse Galileis, der andere hat um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die Geisteshaltung des aufsteigenden Bürgertums entscheidend bestimmt. Lord Bacon, der Kanzler König Jacobs I. von Großbritannien, hat der durch die Erfolge der Wissenschaft heraufgeführten neuen Zeit, zunächst den Herrschern und ihren Akademien die Parole geliefert, die dann vom Bürgertum und schließlich vom Vierten Stande übernommen worden ist: „Wissen ist Macht!" Bei Bacon, der lateinisch schrieb, heißt dies: „scientia et potentia in idem coincidunt". Sein Ansehen war noch im 19. Jahrhundert so unerschüttert, daß viele Kontroversen nötig waren, seine geschichtliche Bedeutung auf das richtige Maß zurückzuführen. Im englischen Kulturkreis hat John Henry Newman in

berühmten Vorträgen, die er 1848 in der Universität Dublin gehalten hat, die Widerlegung des Utilitätssystems in der Auseinandersetzung mit Bacon vollzogen, und in Deutschland hat 1863 der große Chemiker Justus Liebig als Präsident unserer Akademie in einem Vortrag festgestellt, daß der Fortschritt der Wissenschaft nicht an Bacon geknüpft war. Die mächtige Nachwirkung Bacons ergibt sich daraus, daß die Angriffe der Naturforscher und Ingenieure gegen den Humanismus weniger mit den Argumenten des Descartes als mit denen Bacons und in seinem Namen geführt worden sind.

Bacon ist um 1620 selbstbewußt in den Raum der Wissenschaft eingetreten. Er kündigte eine „instauratio magna scientiarum" an, und sein Werk nannte er „Novum organum scientiarum". Organon, unter diesem Namen – Handwerkszeug der Wissenschaft – hatten die Schüler des Aristoteles seine Schriften über die Logik zusammengefaßt. Ein neues Handwerkszeug also wollte Bacon liefern. Der Titel des Buches und der Angriff auf Aristoteles müßten eigentlich den Galilei interessiert haben. Es ist nichts darüber bekannt; die Ubiquität des Wissens – ein wichtiges Mittel des Fortschritts in den Wissenschaften – war noch nicht so weit. Was Bacon unternahm, war ein Generalangriff auf den Aristoteles. Die anderen hatten nur seine Physik oder seine Staatslehre oder wohl auch sein System angegriffen; Bacon jedoch stellt das Wesen der Wissenschaft in Frage, indem er nach ihrem Zwecke sucht. Das hatte bisher niemand getan. Allen, die sich um Wissenschaft bemühten seit den Tagen, da Solon mit dem König Krösus das von Herodot überlieferte Gespräch führte, war das Erkennen Selbstzweck gewesen; und der Nutzen, die praktische Anwendung war unabweisbare Folge. Mit Stolz sagt Bacon: „Finis scientiarum a nemine adhuc bene positus est" und „omnium gravissimus error a deviatione ab ultimo doctrinarum fine consistit". Die alten Schulen der Weisheit, sagt Bacon, vernachlässigten die Wissenschaft nicht; aber sie betrieben sie, um sich über die niedrigen Dinge des Alltags zu erheben oder um den Geist zu üben oder als würdigen Zeitvertreib. Der Zweck der Wissenschaft ist aber nach Bacon „commodis humanis inservire" – den Zustand der Menschen zu erleichtern, indem ihre Genüsse erhöht, ihre Leiden vermindert werden. Zweck der Naturforschung ist also die angewandte Naturwissenschaft, Zweck der Iurisprudenz ist die Gesetzgebung, Zweck der Staatslehre ist die Politik und Zweck der Theologie ist die Moral: also Zweck aller Wissenschaften ist Technik, im weitesten Sinne des Wortes. Mit immer ähnlichen Wendungen hat es Bacon wiederholt: „meta scientiarum vera et legitima non alia est quam ut dotetur vita humana novis inventis et copiis". Was dies konkret heißt, hat er näher ausgeführt. Denn wie er das Organum des Aristoteles ersetzte durch ein Novum Organum, so die Utopie des Plato von der Insel Atlantis durch eine Nova

Atlantis: da ist der Inselstaat, England, der sich ganz und gar der Förderung der Technik hingibt! Die Erträge werden gesteigert, die Seuchen ausgerottet, die Entfernungen überwunden, die Welt wird geräumiger und darum friedlicher. Mit pfeilschnellen Schiffen wird man dahinfahren, ohne Ruder und ohne die Unsicherheit des Segels; ja, von Luftfahrzeugen ist schon die Rede. Man wird auch lernen, das Wetter zu machen; schon besitzt die Insel die wunderbarsten Maschinen, um Schnee, Regen, Gewitter künstlich zu erzeugen, und schon auch die Kenntnis, wann man das sogenannte schöne und wann das sogenannte schlechte Wetter braucht.

Wir wollen auch hierbei nicht vergessen, von welchen furchtbaren Geißeln die Menschheit damals geschlagen war und wie gewaltig daher die Sehnsucht lebte, davon befreit zu werden – Gewitter und Hagelschlag, Überschwemmungen und Trockenheit, die Pest, Mißernten und Hungersnot, Kriege ohne Zahl! Die Ohnmacht des Menschen gegenüber der Natur und seine Ohnmacht gegenüber der Bestie im Nebenmenschen – es mußte einmal einer kommen, der sagte, daß man nicht in Resignation sich dareinfinden müsse, sondern daß das Wissen nun schon seine Macht bewiesen habe und den weiteren Fortschritt verbürge.

Indessen, mit dem Wesen der Wissenschaft hat dies wenig zu tun. Die großen Naturforscher des 17. Jahrhunderts haben immer betont, daß sie ihre Erfolge der Methode Galileis verdankten; den Bacon haben sie nie genannt, obwohl Newton sein Landsmann war. Bacon hat der Wissenschaft ein Organum, ein Handwerkszeug empfohlen, die Induktion, die Erfahrung; daß es ein neues Handwerkszeug sei, hat nur er behauptet. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die Beschäftigung mit der Wissenschaft in die Bahn gelenkt hat, die in das Zeitalter der Aufklärung führte. Seine Position ist ganz und gar antihumanistisch. Zwar, daß das Ziel der Wissenschaft ein praktisches sei und daß man durch sie zur Tugend gelangen könne, mochte man auch aus den Griechen, aus Sokrates und den Sophisten herauslesen. Wenn die Griechen und überhaupt die bisherige Wissenschaft hie und da tatsächlich dieses Ziel ins Auge faßten, so stellt Bacon die Frage: „Was haben sie denn auf diesem Wege bisher erreicht?" Nichts! Trotz aller Philosophie sind die Laster die gleichen geblieben. Und man konnte gar nicht zum Ziele kommen, weil man die richtige Methode nicht hatte. Tausende von Jahren hindurch – von Sokrates bis zu den Platonikern in Florenz, in Oxford und in Cambridge – hat man nur deklamiert, nur Meinungen auf Meinungen gehäuft; dies ist die ganze Geschichte der Philosophie. Mit einer lässigen Handbewegung erledigt der Großkanzler die ganze Vergangenheit, die bisherigen Leistungen des Geistes. Gewiß, Plato schreibt eine reine und herrliche Prosa, deren – wie Cicero sagte – Jupiter selbst sich bedienen

würde, wenn er griechisch spräche. Sehr wohl, antwortet Bacon, die Wissenschaft Platos beginnt mit schönen Worten und endet mit schönen Worten; die neue Wissenschaft aber beginnt mit Beobachtungen und endet mit Technik. Und darum wird sie das Ziel der Wissenschaft, dem Leben zu nützen, erreichen. ,,Kaum hat man begonnen, sich der Welt der Erfahrung zuzuwenden, so hat man auch schon drei Erfindungen gemacht, von denen die Griechen nichts wußten – die Buchdruckerkunst, das Schießpulver und den Kompaß": vielleicht kann man alle zu den Wohltaten rechnen, die den Menschen geworden sind. Die Induktion hat jetzt schon, so hören wir von Bacon, das Angesicht der Erde und den Zustand der Dinge auf ihr mehr verändert, als es irgendeine Meinung, eine Sekte, eine Theorie jemals vermocht hätte. Alle Entdeckungen waren bisher zufällig, durch Induktion werden sie sicher und stetig. Es ist eine Wissenschaft, die niemals ruht; ihr Gesetz ist der Fortschritt!

So lautet der Hymnus auf die drei Leitmotive des Zeitalters der Aufklärung, auf Induktion, Utilität und Fortschritt: sie wurden eine Weltmacht und sind es auch im 20. Jahrhundert noch, selbst wenn ihre Fürsprecher nichts mehr von Bacon und Bentham wissen. Zahllose Traktate, Vorträge, Aufsätze verbreiten diesen Geist, und niemand außer Lessing stellte die Frage, was denn eigentlich der Nutzen des Nutzens sei. Träger dieses Geistes wurden zunächst die literarischen Vereine, deren so viele im 18. Jahrhundert, im Aufstieg der individualistischen Gesellschaft emporschossen, und ebenso die von der Gnadensonne der Fürsten bestrahlten Akademien der Wissenschaften. Diese, zu Nutz und Frommen des Landes ins Leben gerufen, sahen sich auf ein solches Programm hingewiesen. Hier lag auch der Schwerpunkt alles dessen, womit die neugegründete Bayerische Akademie sich der Öffentlichkeit bekannt machte. In jeder Woche kamen die Mitglieder zusammen; die in München ansässigen waren zum regelmäßigen Besuch verpflichtet. Der Leibarzt des Kurfürsten, Joh. Anton Wolter, sprach gleich bei der Eröffnung der Akademie über den Nutzen, der den Fürsten aus der Aufrichtung und Beförderung der gelehrten Gesellschaften zufließt. Er machte es höchst einleuchtend, daß auch in der Wissenschaft der einzelne nicht so viel leisten könne wie ein Verein. Immer wieder wurde gesagt, daß die Gründung der Akademie einem Staatsbedürfnis entspreche, nämlich die Aufklärung im Lande voranzutreiben, mit Vorurteilen und Aberglauben aufzuräumen oder, wie es auch wohl hieß, die ,,Erkenntnisse der Wissenschaft einer größtmöglichen Zahl zugänglich zu machen". Auch deswegen, so wurde betont, sei eine Gesellschaft notwendig, weil der einzelne ohne Zusammenschluß schutzlos sei und in Gefahr gerate, ein Märtyrer der Wissenschaft zu werden. Dies wurde ein beliebtes Thema, das aus dem Zeitalter der

Aufklärung in das der bürgerlichen Reform weitergetragen worden ist und die berühmteste literarische Gestaltung gefunden hat durch Sir David Brewster: sein Buch von 1841 heißt „Martyrs of science", 1850 wurde er zum Mitglied unserer Akademie gewählt. Galilei und Giannone waren Kronzeugen, auch dem Tycho de Brahe ist die Arbeit durch einen hohen Verfolger gestört worden. Aber in München vor 1789 hielt man es doch mit dem Zeitgenossen in Mailand, Cesare Beccaria, der von sich gesagt hat, daß er die Ketten rasseln gehört und deshalb bisweilen das Licht in Wolken gehüllt habe: „Ich habe die Wahrheit verteidigen wollen, ohne ihr Märtyrer zu werden."

Die Bayerische Akademie hat eigentlich alle Fragen des Landes von öffentlichem Interesse behandelt. Sie hat dadurch segensvoll gewirkt, und in ihren Reihen hat sich ein großer Menschenfreund betätigt, der zugleich auch in der Geschichte der Physik mitzählt, der Nordamerikaner Benjamin Thompson – seit 1776 in englischen, seit 1784 in bayerischen Diensten und 1790 als General und Staatsrat zum Grafen v. Rumford erhoben; die Bayerische Akademie hat ihn zu ihrem Ehrenmitglied gemacht und ihm dann später, 1879, durch ihr Mitglied Carl Maximilian Bauernfeind*, den ersten Rektor der Technischen Hochschule in München, ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt.

Voran stand unter den philanthropischen Interessen der Akademie die Schule. Man erteilte der Regierung den Rat, den Nachdruck auf die „Realien", auf das enzyklopädische Wissen, auch auf technische Fertigkeiten zu legen. Es ist der Einfluß des Nationalfleißes und der Arbeitsamkeit der Untertanen auf die Glückseligkeit der Staaten, was die Regierung und die Akademie gemeinsam beschäftigt. Hierüber hat ein entschiedener und damals viel gefeierter Aufklärer, der Ingolstädter Rechtsgelehrte Johann Adam Ickstatt, eingehend gehandelt. Wir lesen bei ihm, daß schon jetzt der „Zehrstand" viel zu groß sei, besonders seien zu viele Geistliche und zu viele Soldaten. Es müsse dafür gesorgt werden, daß die zehrende Schicht die ernährende nicht überwiege; die Regierung müsse also den Kinderreichtum fördern und die „Schlupfwinkel des ehelosen Lebens verstopfen", betont der Widersacher der Klöster. Der Müßiggang muß ausgerottet, der Trieb zur Arbeit muß zur Nationaltugend erhoben werden. Man muß Arbeitshäuser einrichten für arbeitsscheue Elemente und viel mehr Schulen. Es ist das landläufige Reformprogramm jener aufgeklärten Zeit.

Auch Gutachten wurden durch den Kurfürsten eingefordert; die Akademie sollte Gelegenheit erhalten, sich nützlich zu erweisen, ihre Sitzungen sollten ein Ergebnis zeitigen. So wollte der Landesvater wissen, ob das Lotteriespiel, das in Bayern nach italienischem Vorbild eingeführt worden

war, für das Volk schädlich sei; die Akademie entschied sich für das Fortbestehen der Lotterie, die dem Lande Vorteile bringe. Die Sitzungsberichte geben auch sonst laufend Auskunft über solche Stellungnahmen zu Zeitfragen. Es wird angeregt die Aufklärung des unwissenden Volkes über die Methoden der Quacksalber und anderer Betrüger. Man zieht zu Felde gegen die Tyrannei der Eltern, ihre Kinder in irgendeinen Berufsstand zu zwingen, wozu sie weder Neigung noch Anlagen besitzen. Man nennt es eine Unsitte, die Frauen von aller wissenschaftlichen Bildung auszuschließen; was John Locke zu diesem Thema im Interesse der Frauen geschrieben hatte, war in München geläufig. Ein Mitglied hielt Vortrag „von den Vorteilen des Staates aus der Sorgfalt für die lebendigen und aus der Aufmerksamkeit für die toten Bürger": der Redner empfiehlt hier das Selbststillen der Kinder, damit die Kindersterblichkeit herabgesetzt werde, und die Vorsicht bei Scheintoten.

Viele Anregungen, die von der Akademie ausgingen, sind durchgeführt worden – alle im Sinne des Nutzens. Feiertage wurden abgeschafft, das Kirchweihfest auf einen Tag beschränkt, die Wallfahrten folgten sich nicht mehr so häufig, Begräbnisplätze wurden außerhalb der Städte verlegt, das Wetterläuten abgeschafft, die neue Erfindung des Blitzableiters eingeführt, für anatomischen Unterricht und einen chirurgischen Saal wurde gesorgt, das Bettelwesen bekämpft, die Anpflanzung von Handelsgewächsen begonnen. Es war wie die Erweckung aus Dornröschenschlaf, sagt der Berichterstatter.

Eine große Spannung bestand zwischen der Akademie in München und der Landesuniversität in Ingolstadt, die von Jesuiten geführt wurde. Jede der beiden Institutionen machte der anderen den Vorwurf, daß sie nicht echte Wissenschaft vertrete. Um solche Zänkereien aus dem Staate auszuschließen, hatte Thomas Hobbes dem „totalen Staat", dem Despotismus die Aufgabe zugesprochen, zu bestimmen, was „Wissenschaft" sei und was „superstitio": aber schon hatte der aufgeklärte Absolutismus den Akademien eine relative Freiheit gewährt. Zwei einflußreiche Mitglieder der Akademie, der Hofarzt Wolter und der Geschichtsschreiber Lorenz Westenrieder – dieser selbst ein Priester und seit 1777 Mitglied der Akademie – ‚waren entschiedene Gegner der Jesuiten; diese hatten der Errichtung der Akademie nicht mit Freuden zugesehen und hätten wohl auch die Zensur über deren Abhandlungen gerne geübt. Westenrieder erinnerte daran, wie vor zweihundert Jahren die Jesuiten in dieses bayerische Land gerufen worden waren und Besitz ergriffen hatten vom Schulwesen: den Charakter des Adels wie des Volkes hätten sie ganz uniform gemacht und seien jedem Fortschritt und jeder Verbesserung der Wissenschaften entgegengetreten. Jetzt aber

sei durch Gründung der Akademie die Wissenschaft wieder frei geworden. Wolter scheint um 1780 Anlaß gehabt zu haben, dem Beichtvater des Kurfürsten, Daniel Stadler von der Gesellschaft Jesu, zu schreiben: „Das Wesen der Akademie der Wissenschaften besteht darin, daß sie eine freie Gesellschaft von solchen Leuten ist, welche einerlei Absichten zur Verbesserung und Erweiterung der Wissenschaften führen. Diese Freiheit schließt allen Zwang aus, und das Wesen der Akademie hört dort auf, sobald diese Freiheit genommen oder eingeschränkt wird. Die Auswahl ihrer Mitglieder, welche einerlei Absichten führen sollen, muß daher der Akademie ohne Maß oder Einschränkung überlassen, keineswegs aber solche Mitglieder aufgedrungen werden, von denen man gewiß weiß, daß ihre Absichten von diesen gar weit unterschieden sind".

Als die Akademie ihr 25-jähriges Jubiläum feierte, schrieb Westenrieder als ihr Sekretär und von ihr beauftragt ihre Geschichte in zwei Bänden. Er rühmt die Absichten und die Erfolge der Akademie, das Vertrauen, das sie sich im Volke erworben habe. Schon sei der Vorsprung Norddeutschlands – dieser „Wiege des Forschens und Denkens" – eingeholt; Protestantismus und Refugiés haben, so sagt er, das nördliche Deutschland vorangebracht, während der nachtridentinische Katholizismus das südliche Deutschland gelähmt habe. In Thomasius sieht er den Wiedererwecker des deutschen Geistes; den Spuren der Lektüre Rousseaus begegnet man bei ihm da und dort; der Gedanke der Nationalerziehung – „éducation nationale", das Wort stammt ja von dem Genfer – hat es ihm besonders angetan.

Nachdem der Jesuitenorden aufgehoben worden war, wurde 1783 der Akademie, die bisher im Mauthause untergebracht war, als ihr Sitz das nahegelegene palastartige Kollegiengebäude des Ordens „auf ewige Zeiten" gegeben, das einst Herzog Wilhelm V. dem Orden gebaut und gleichfalls „auf ewige Zeiten" zugewiesen hatte. Es schien ein großer Entschluß, nun für die wachsenden Sammlungen ein so riesiges Haus zu füllen; wurden doch die Sitzungen in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruch der Französischen Revolution nur noch von zwei oder drei Mitgliedern besucht! Reformvorschläge, besonders durch Benjamin Thompson vorgetragen, wurden zwar angenommen, aber nicht ausgeführt. Es war keine Rede mehr davon, daß die Akademie, wie man erwartet hatte, „der Nation in sicherer Haltung voranleuchte".

Mit der Französischen Revolution hatten viele Akademiker, wie sich versteht, sympathisiert. Aber seit dem schrecklichen Jahre 1793, wo man so viel von Wohlfahrt und Wohlfahrtsausschuß gehört hatte, war es im rechts-

rheinischen Deutschland zu Ende mit Bildungsvereinen und Volksbeglükkung auf Grund eudaimonistischer Philosophie. In München – am Hofe und in der Regierung – bedauerte man schon seit Jahren, daß man mit der Akademie die Ideen der Aufklärung nach Bayern hereingebracht hatte. Kurfürst Karl Theodor, seit 1777 in Bayern regierend, hatte als Kurfürst von der Pfalz die kurpfälzische Akademie und die kurpfälzische Deutsche Gesellschaft, beide in Mannheim, sowie die Landwirtschaftliche Gesellschaft und die Hochschule der Kameralistik, beide in Kaiserslautern, gegründet – alles, um die „Aufklärung" zu fördern. Er hatte, seit er beide Kurfürstentümer besaß, sich mit dem Plane befaßt, die bayerische und die kurpfälzische Akademie zusammenzulegen. Aber die Akademiker, die dies naturgemäß nicht wollten, hatten ihm vorgetragen, daß es in Frankreich fast in jeder Provinz eine Akademie gebe. Jetzt jedoch, seit man gesehen, wie die akademischen Preisschriften blutige Wirklichkeit in der Welt geworden waren, ging das Zeitalter der Akademien samt dem Ancien Régime überhaupt zu Ende. In Frankreich ist die Wissenschaft großen Stiles auch in den Wirren der Revolution ihre Bahn weiterhin gezogen – getragen von den Gelehrten der durch den Konvent gegründeten École polytechnique, an die der Fortgang der exakten Naturwissenschaften geknüpft blieb; auch in England, mit dem die Universität Göttingen verbunden war, ist die wissenschaftliche Arbeit nicht einen Augenblick stillegestanden. Und in Norddeutschland, das seit dem Frieden von Basel ein Jahrzehnt der Ruhe genoß, begann ein neues Wachstum wissenschaftlichen Lebens, und zwar jetzt an den Universitäten.

In München wandte sich die Akademie von nun an ungefährlichen Arbeiten zu; auch Westenrieder wurde jetzt anderen Sinnes. Die Reform des Landes ließ man auf sich beruhen, die Beschreibung des Landes trat ganz in den Vordergrund. Das war gleichfalls eine nützliche Arbeit, und bei den Fürsten war es sogar ein Hauptmotiv gewesen, warum sie sich so tief mit den Akademikern eingelassen hatten. Dem Lande war es von Nutzen, wenn es topographisch beschrieben, Flora und Fauna und die Lagerstätten erforscht, meteorologische Beobachtungen gemacht, Bevölkerungsstatistiken und medizinische Beschreibungen angelegt wurden. Und es erhöhte den Glanz des Herrscherhauses und seines Hofes und auch den Zusammenhalt der verschiedenen Fürstentümer, die im Laufe der Zeit von dem Hauptstamme der Dynastie erworben worden waren, wenn die Geschichte des hochfürstlichen Hauses und seines Besitzes aus den Archiven ausgegraben und mit aller Vorsicht zusammengestellt wurde. Schließlich konnte man auch mancherlei aus der Geschichte für die Praxis lernen. Der fruchtbringende Strom des wissenschaftlichen Geistes floß zwar nicht in diesem Bett, Descartes hatte höchst abfällig über die Hofhistoriographen und über die Ar-

chivare, diese gelehrten Handlanger aller Reunionspolitik, gesprochen, überhaupt die Geschichte nicht als Wissenschaft gelten lassen, solange sie sich nicht zu einer Gesetzeswissenschaft erhebe, das Buch der Geschichte nicht ein Buch voll Regeln und Rezepten, ein Buch von dauernder Brauchbarkeit geworden sei, ein „κτῆμα ἐς ἀεί". Das war zwar schon immer das Ideal aller pragmatischen Geschichtsschreibung gewesen; die kartesianische Psychologie und die Lehre vom „bon sens", der so gleichmäßig unter den Menschen verteilt ist, bekräftigten die Überzeugung, daß die Menschen zu allen Zeiten und Zonen auf gegebene Tatsachen in durchaus vorausberechenbarer Weise reagiert hatten. Der Pragmatismus war also gewiß noch nicht am Ende aller seiner Chancen angelangt. Was aber das 18. Jahrhundert anderes und Neues im Bereich der Geschichtswissenschaft gebracht hatte, war außerhalb der Akademien und Universitäten herangewachsen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren es jedenfalls verdienstvolle Taten der beiden Kurfürsten aus dem Hause Wittelsbach, des bayerischen und des pfälzischen, daß jeder in seiner Residenz – der eine 1759 in München, der andere 1762 in Mannheim – eine Akademie gründete und ihr vorab die Aufgabe setzte, die Geschichte des bayerischen und des pfälzischen Landes systematisch aus den Urkunden und Überresten aufzubauen und die Resultate der Recherchen zu veröffentlichen; in Mannheim geschah es in lateinischer, in München bediente man sich vornehmlich der deutschen Sprache. Man hatte, wie wir hörten, in München wie in Mannheim die Akademie in zwei Klassen geteilt – eine historische und eine philosophische, wobei die letztere im Sinne der „philosophia naturalis" zu verstehen war, ein üblicher Ausdruck, auch im Titelblatt von Newtons Hauptwerk. Man hatte sich auf den einleuchtenden Standpunkt gestellt, daß die Wissenschaft es mit Tatsachen zu tun hat und daß es zwei verschiedene Arten von Tatsachen gibt – solche der Natur und solche, die der geschichtliche Prozeß erzeugt hat, wie man dies in der Sprache der heutigen Erkenntnis ausdrücken darf. Da zur Bearbeitung dieser Fülle Kooperation und Arbeitsteilung notwendig sind, muß eine Akademie zwei Gebiete, zwei Klassen in sich zur Einheit umschließen – die „historia rerum gestarum et naturalium". Und da dem Landesfürsten besonders wichtig war, daß die „res gestae" der Ahnen und des Landes ins Licht gehoben wurden und die Akademie sich dadurch vor allem als Spenderin des Ruhmes erweisen solle, so war von Anfang an die Pflege der Landesgeschichte recht eifrig betrieben worden. Da konnte man aber mit universalgeschichtlichen Werken nichts ausrichten; solche lagen zudem schon vor aus der Feder großer Schriftsteller – sei es im Geiste eines Bossuet oder in dem Voltaires – und zu ihrer Gestaltung bedurfte es der Arbeit des einzelnen; da war die Sozietät nicht am Platze. Was die Landes-

herren wollten und was auch die gelehrte Tradition an sich schon vorbereitet hatte, war die Sammlung, die Edition und Interpretation der Urkunden und Akten, der Chroniken und Überreste, und es war die Meinung, daß dann die dokumentarische Geschichtsschreibung die Forschung der Akademie krönen muß.

Zu dieser Vollendung ist es nicht gekommen; das Quellenmaterial, das ausgegraben wurde, erwies sich als viel umfangreicher, als man je geahnt hatte. Aber München ist durch die Akademie 1759 und dann durch die ein Jahrhundert später 1858 auf Rankes Veranlassung gegründete „Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" im deutschen Sprachgebiet der bevorzugte Sitz der dokumentarischen Geschichtsforschung geworden; hier wurde die bayerische und seit 1858 die Reichsgeschichte in der Weise vorbereitend bearbeitet, daß die alten Chroniken und Akten gesammelt und mit den durch die Mauriner zuerst entwickelten historischen Hilfswissenschaften der Paläographie, der Chronologie, der Genealogie, der Urkundenlehre geprüft und eingeordnet wurden. Hierzu lagen im Herzogtum Bayern mit seinen bis in die früheste Zeit hinaufreichenden Benediktinerklöstern besonders günstige Arbeitsbedingungen vor; die Archive waren erhalten, die Mönche hatten das geistige Erbe der frommen Benediktiner von Saint-Maur emsig weitergepflegt, die Äbte öffneten bereitwillig die Schränke und Truhen und ließen die Gelehrten die alten Codices abschreiben. Durch Aufruf wurde auch die Bevölkerung aufgefordert, Altertümer, Inschriften, Münzen, Urkunden zu sammeln und der Akademie gegen Entlohnung einzusenden. Um die Eingänge auszuwerten, wurden zwei hauptamtliche Sekretäre angestellt. Die beiden großen Sammlungen der „Rerum Boicarum scriptores" und der „Monumenta Boica" bedeuteten trotz der anfangs vorgebrachten und wissenschaftlich begründeten Einwände eine Mehrung der deutschen Gelehrsamkeit; sie sind Zeugnisse des von den Forschern in den Archiven betätigten Bienenfleißes.

Anfangs hatten Kurfürst und Akademie die Absicht, durch Preisaufgaben den Fortgang der Arbeit planmäßig zu lenken. Der Kurfürst stellte Westenrieder auch die Aufgabe, neben dem Quellenwerk zwei Bändchen über die Geschichte Bayerns auszuarbeiten zum Gebrauch der Gymnasiasten und des Volkes. Es zeigte sich aber, daß so nicht vorgegangen werden konnte; man mußte zunächst nach den aufgefundenen Quellen sich richten. Man blieb schließlich dabei, daß die Aufgabe der Akademie nicht sein konnte, Geschichte zu schreiben, sondern, wie man ausdrücklich bemerkte, „Material zum Schreiben zu sammeln, mit welchem künftige Baumeister ein Ganzes herstellen". Es gab naturgemäß auch Tadler, welche die Sammlung altdeutscher Chroniken gering achteten. Hiergegen fand die Akademie in

ihrem Mitglied Christian Friedrich Pfeffel, herzoglich-zweibrückischem Residenten in München, einen Verteidiger ihrer Arbeit. Die Rede, die er 1763 vor der Akademie hielt, gibt Kunde, wieweit in jenen Jahren der Sinne für das Altdeutsche erwacht war. Pfeffel – Elsässer und Lutheraner – geht streng ins Gericht mit jenen, welche die Sammlung der altdeutschen Chroniken für eine wertlose Arbeit hielten, weil sie in der Schule zwar von Caesar und Hannibal gehört, nicht aber vom frommen Schweppermann und vom Herzog Luitpold; den Leuten sei die alte deutsche Sprache unverständlich und erscheine ihnen sogar als barbarisch. Schon aber seien andere Völker Europas dabei, solche Geschichtsquellen zu sammeln. Zudem habe diese Tätigkeit einen großen praktischen Nutzen, weil die alten Manuskripte vielfach die Vorrechte des Adels begründeten und altes Besitztum bestätigten. Er appelliert an die Heimatliebe der Bayern und an ihr „Nationalgefühl": sie sollen dahin wirken, diese Dokumente zu retten. Und obwohl alles Interesse darauf gerichtet war, Tatsachen ausfindig zu machen und festzustellen, so hörte die Akademie doch zustimmend die Mahnung dieses Mitgliedes, daß die Geschichte ethische Zwecke verfolge im Dienste der Menschlichkeit und des Gemeinwohles, daß sie den Menschen bessern und stärken wolle. Und auch in dem nunmehr herankommenden neuen Zeitalter, das dem Cartesianismus und dem Utilitätssystem ein neues Ideal der Wissenschaft entgegenstellte, ist doch hieran festgehalten worden.

Durch die rheinbündische Gesetzgebung und in Preußen durch die Reformen des Freiherrn vom Stein hatten Staat und Gesellschaft eine höhere Stufe erreicht. Auch die Wissenschaften waren befreit worden von einer Unzahl nicht mehr lebensfähiger Gebilde, die sich bis zuletzt immer noch Universitäten oder Akademien genannt hatten. Die bayerische Landesuniversität in Ingolstadt war aus der düsteren Festung, die zudem noch so sehr an die „Gegenreformation" erinnerte, in das lichte Landshut verlegt worden. Bei der Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810 und bei der Verlegung der bayerischen Landesuniversität aus Landshut in die Residenzstadt im Jahre 1826 war die organisatorische Verbindung zwischen Universität und Akademie, wie wir sie heute kennen, vorgenommen worden. Es geschah nach dem Vorbilde Göttingens, wo sowohl Wilhelm v. Humboldt wie König Ludwig I. studiert hatten. Die Universität wurde verpflichtet, neben der Lehre jetzt auch in gleicher Weise wieder die Forschung zu pflegen, und in die Akademien traten als Mitglieder akademische Lehrer. Da aber die neuen Methoden der wissenschaftlichen Forschung und des akademischen Unterrichtes ihre vorzüglichsten Pflegestätten nicht nur in

Jena, dem ersten Sitze der Romantischen Schule, sondern gerade auch an den bayerischen Universitäten Landshut, Erlangen und Würzburg gefunden hatten, so erhielt nun die reorganisierte Bayerische Akademie außerordentlichen Zuwachs und eine große Funktion in jener unvergleichlichen Entfaltung der Wissenschaften, die das 19. Jahrhundert auszeichnet.

Die in dieser Festschrift folgenden Berichte über die einzelnen Arbeitsgebiete zeigen, wie im Geist und in der Methode des „saeculum mathematicum" mit Intensität und Erfolg weitergearbeitet wurde. Die napoleonische Zeit hat ja einen großen Aufschwung der exaktwissenschaftlichen Forschung gebracht, der auch in Bayern und in seiner Akademie durch Gestalten von weltgeschichtlichem Rang – durch Georg Reichenbach, Joseph Fraunhofer, Joseph Utzschneider – denkwürdig geblieben ist; die deutsche Geschichte berichtet davon, wie von da aus München im 19. Jahrhundert zu einer Stadt der Feinmechanik, des Apparatebaues, der Optik geworden ist. Der einzigartige internationale Austausch der Gelehrten zu Anfang jenes Jahrhunderts, der diese Blütezeit der mathematisch-physikalischen Forschung begleitet hat, ist nicht einmal durch die damaligen Kriegsstürme unterbrochen worden. Im Jahre 1808, mitten in dem gewaltigen Ringen zwischen Frankreich und England, ist der Konnex zwischen den Akademien so ungestört erhaltengeblieben, daß die bayerische in diesem einen Jahre sowohl die großen Gelehrten der École polytechnique und der École normale – wie Monge, Lazare Carnot, Lagrange, Laplace und den gleichfalls in Paris lebenden Alexander v. Humboldt – als auch die großen Naturforscher der Royal Society, Dalton und Davy, und dazu noch Volta und den Schweden Berzelius zu Mitgliedern wählte. Es beginnt mit jenem Jahre das unvergleichliche wissenschaftliche Leben des 19. Jahrhunderts, das im Rahmen unserer Akademiegeschichte in dem vorliegenden Jubiläumswerk dargestellt wird: Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Medizin haben in der ganzen Breite der Erfahrungswissenschaften die größten Fortschritte erzielt.

Zugleich aber haben, aus ganz anderen geistigen Quellen stammend, die von Herder und von der religiösen Erneuerung getragenen Anregungen ungeahnte Domänen der Wissenschaft eröffnet. Gerade von München aus haben Erweckungsbewegung und wissenschaftliche Romantik den Cartesianismus und das Utilitätssystem in ihre Grenzen zurückgewiesen und neben der Welt der Mechanik das Unberechenbare, Spontaneität und Totalität in Natur und Geschichte wiedergefunden. Friedrich Heinrich Jacobi war von 1807 bis 1812 Präsident unserer Akademie; Franz Baader war seit 1801 Mitglied, Schelling seit 1806, Gotthilf Heinrich Schubert lebte seit 1809 in Nürnberg, seit 1819 in Erlangen, seit 1827 in München und wurde Mitglied der Akademie. Dazu kam noch Joseph Görres, seit 1826 in München und

seit 1842 Mitglied. Den Philosophen Hegel dagegen, der in den gleichen Jahren, da die wissenschaftliche Romantik in Bayern sich ausbreitete, von 1808 bis 1812, in Nürnberg als Rektor des Gymnasiums wirkte, wird man weder in der Münchner noch in der Berliner Akademie finden. Diese Reihe von Denkern, die sich in München sammelten und keinem Sonderfach zuzuzählen sind, hat bei aller Verschiedenheit der geistigen Anlagen doch eine gemeinsame geschichtliche Sendung erfüllt. Sie hat die Welt des Organischen in ihrer Eigenart erfaßt, und gleichzeitig sind diese Philosophen auch dem großen Gedanken der neuen „Naturphilosophie" nachgegangen, nämlich der Ganzheit und Einheit der Natur und der Wissenschaft von der Natur. Lorenz Oken, der aus dieser Idee die „Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte" ins Leben gerufen hat, wurde in der bayerischen Akademie hoch verehrt und ihr Mitglied. München aber ist im 19. Jahrhundert eine berühmte Stätte der Biologie, zumal der Botanik, geworden.

Die Münchner wissenschaftliche Romantik hat ferner die zwischen Körper und Geist lange Zeit hindurch vergessene Seele zum Sprechen gebracht und das Vorbild gegeben, wie die Wissenschaft das, was über und hinter der Welt ist, nicht vernachlässigen darf; Karl Gustav Carus in Dresden – das ja auch eine Romantikerstadt war – steht unter dem Jahre 1840 im Verzeichnis unserer Mitglieder. Auch das neue genetische und individualisierende Denken, an dessen Entfaltung Schelling, dem Widersacher Hegels, ein so großer Anteil zukommt, hat die Menschen daran erinnert, daß es neben der Welt der Kausalität noch die andere Welt gibt, wo freie und schöpferische Akte eingreifen ins Leben, in die Geschichte: hier wird das Neue!

Zugleich hat der Humanismus – in Universität und Akademie stark durch die Geisteskraft von Friedrich Thiersch und durch ihn von München aus weit verbreitet – die Tradition von Schulpforta, der „alma mater Portensis", und ihres größten Schülers Klopstock nach Bayern verpflanzt und Spontaneität wie Totalität aus den Klassikern neu belebt. Friedrich Thiersch und sein Mitstreiter Friedrich Immanuel Niethammer haben auch großen Anteil daran, daß in Deutschland wie anderwärts der Geist der um ihrer selbst willen tätigen Wissenschaft wieder lebendig wurde durch die Schule der Griechen – „μόνη γὰρ αὐτῆς ἕνεκέν ἐστιν", heißt es im Aristoteles. Überhaupt sind die Erfahrungen, die ein Zeitalter ungeheurer Umwälzungen gebracht hatte, in nachdenklichen Menschen unverloren geblieben und führten gleichfalls aus der alten mechanistischen Ansicht von Leben und Gesellschaft zu allseitiger Auffassung. Die Münchener Historische Schule, die Döllinger frühzeitig um sich sammelte, hat da ihre unbestreitbaren Verdienste um Erkenntnis und um staatliche Gestaltung. Die Reihe der Schüler Döllingers beginnt mit Konstantin Höfler, dem Erforscher des Hussiten-

tums, und schließt mit einem der größten Gelehrten unserer Akademie und des Jahrhunderts überhaupt, mit Lord Acton; man findet alle drei in den Listen unserer Akademie, Döllinger von 1835 bis 1890, Höfler zum Jahre 1841, Lord Acton zu 1876. In dieser Münchner Historischen Schule hat man, noch bevor Alexis de Tocqueville 1835 und 1856 zu dem Thema das Wort ergriff, den revolutionären Grundzug der neueren Geschichte tiefer erkannt und herausgestellt als irgendwo sonst, und man hat auch hierdurch das kartesianische Denken in der Geschichtswissenschaft überwunden. Denn mochten die bürgerlichen Lobredner von 1789 – ein Mignet oder Thiers – die nachfolgenden Jahre des Verhängnisses wie eine Naturkatastrophe beschreiben, so wurde in München gelehrt, daß der Ablauf der großen, weit zurückreichenden „Revolutionsperiode" ein in Freiheit sich vollziehender Prozeß gewesen ist und daß die Geschichte überhaupt zwar gewiß eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen ist, durch die aber nicht die menschliche Schuld aufgehoben wird. Und wenn Wissen eine Macht ist, so bleibt richtig, daß das Ancien Régime durch Broschüren vernichtet wurde; aber das ist nicht wahrhaft eine Macht, was zwar große Wirkungen hervorruft, jedoch nicht die gewollten.

Es wurde hier bereits erwähnt, daß es auch noch eine zweite Münchener Historische Schule gegeben hat, die seit 1858 in der Form einer „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" ihre Arbeiten durchführte. Sie hat die Edition primärer Quellen, die schon in den Anfängen unserer Akademie einen so breiten Raum eingenommen hat, wieder aufgenommen, und zwar bereichert durch all das, was inzwischen in Frankreich die „École des chartes", in Deutschland Georg Heinrich Pertz und Johann Friedrich Böhmer – beide Mitglieder unserer Akademie seit 1836 und 1842 – an Hilfsmitteln entwickelt hatten. Die Kommission hat diese Tätigkeit auf die Reichsgeschichte gerichtet, entsprechend den weiten Perspektiven, die man jetzt Ranke verdankte. Dieser war schon sehr früh, schon 1832, zum Mitglied unserer Akademie gewählt worden. Die Arbeiten dieser akademischen Körperschaft, welche den Namen der Bayerischen Akademie weithin in der ganzen wissenschaftlichen Welt berühmt gemacht und viel dazu mitgeholfen hat, daß die dokumentarische Geschichtsschreibung jetzt weithin in Übung kam, findet man in der Festschrift der Kommission zur Säkularfeier des vorigen Jahres verzeichnet und charakterisiert. Hier soll nur kurz noch abschließend gesagt werden, wie stark der grundlegende Wandel des Geistes in unserer Akademie während des 19. Jahrhunderts zum Durchbruch gekommen ist.

Da ist daran zu erinnern, daß man in der Bayerischen Akademie seit Anfang des Jahrhunderts Goethe als den großen Bundesgenossen und als

Ehrenmitglied hat feiern dürfen. Denn er ist nach seinem eigenen und gut begründeten Anspruch für die Deutschen der Befreier geworden, er hat sie von Voltaire, von Bacon, von Bentham erlöst. Es geschah nicht für immer; und wenn Emil Du Bois-Reymond seinem Bekenntnis zu Voltaire von 1868 sein „Goethe und kein Ende" von 1882 nachfolgen ließ, so hat er auch in München manchen Beifall gefunden. Aber es waren doch Zeit und Raum gewonnen, damit zwischen 1830 und 1850 Studium und Forschung um ihrer selbst willen verweilen konnten. Man ahnt nicht, welche Lesermassen Voltaire und Bentham in Deutschland gefunden hatten; das kam so nicht wieder. Den Bentham hat Goethe als einen mächtigen und gefährlichen Antipoden empfunden: „Er möchte alles zerstören, ich möchte alles erhalten." Und gegen Bacon hat Goethe die Spinnen, die ihr Gewebe aus sich heraus spinnen und die jener so sehr in Mißkredit gebracht hatte, in Schutz genommen. Dabei hat er nicht nur an die Dichter gedacht – „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen" – ,sondern eben auch an ein Wesentliches der Wissenschaft: „sie bieten dem geistigen Menschen das unvergleichliche Vorbild, daß sie mit sicherem Takt, aus dem inneren unwiderstehlichen Trieb, mit Gefahr des Lebens sich eine Wohnstätte bereiten, von wo aus sie die Umwelt sich assimilieren und darin ihr Glück finden, ohne daß darum sie sich einbilden, die ganze Welt sei ihr Gewebe".

Hiermit sind wir am Ende unserer einleitenden Betrachtungen angelangt. Als ihr Ergebnis dürfen wir zusammenfassen, daß eine Akademie der Wissenschaften zwar auf allen Gebieten, die der methodischen Bearbeitung zugänglich sind, sich betätigt und in ihren zwei Klassen die beiden verschiedenen Tatsachen der Wirklichkeit, die der Natur und die des geschichtlichen Lebens, zu erforschen sich bemüht, daß sie aber dennoch in sich eine Einheit darstellt. Denn kein Teil des Wissens kann für sich allein gefunden werden, und nichts vermag in der Wissenschaft isoliert zu bestehen, sondern immer nur im Zusammenhang mit allen anderen Teilen und mit dem Ganzen. Wir haben uns hier bemüht zu zeigen, welchen gemeinsamen Weg alle abendländischen Wissenschaften im Laufe der neueren Geschichte zurückgelegt haben bis zu dem Zeitpunkt, da die Bayerische Akademie der Wissenschaften auch ihrerseits in diesen Gang der Forschung sich eingereiht und ihn mit ihren eigenen Kräften vorangebracht hat. Dies im einzelnen zu schildern ist nun die dankbare Aufgabe, die der vorliegenden Festschrift obliegt. Viele der seit der Renaissance emporgestiegenen und ausgebauten Probleme, Methoden, Überzeugungen, Gesinnungen haben auch in der Geschichte unserer Akademie noch lange nachgewirkt, sie haben fruchtbar sich bewährt, aber auch Veraltetes und Irrtümer sind abgestoßen worden; und im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens ist dann auch unsere Akademie mit

den großartigen Fortschritten des naturwissenschaftlichen Erkennens und des historischen Verstehens in eine neue Periode der Wissenschaftsgeschichte eingetreten. In dieser liegt, wie nicht anders möglich, der Schwerpunkt jener Kapitel, in denen das wissenschaftliche Leben in allen seinen Zweigen geschildert ist, soweit es sich im Rahmen unserer Akademie entfaltet hat.

VOM JUBILÄUMSJAHR 1909 BIS ZUM VORABEND DER NATIONALSOZIALISTISCHEN ZEIT 1932

Von Paul Lehmann

Halbdunkel herrschte und umfing den Besucher fast überall im Wilhelminum, sei es, daß man durch das Hauptportal an der Neuhauser Straße unter den Sammlungen hindurchging, die damals noch der Akademie unterstanden, sei es, daß man den kopfsteingepflasterten Hof durchschritten hatte, sei es, daß man vom Seiteneingang an der Kapellenstraße ins eigentliche Akademiegebäude gelangte. Halbdunkel im rechts vom Hofportal gelegenen Festsaal, Halbdunkel eine Treppe hoch im höchst bescheiden eingerichteten, lange Zeit nicht einmal mit einer Schreibmaschine ausgestatteten Sekretariat, wo der streng anmutende, aber genauestens unterrichtete Herr Reichel herrschte, Halbdunkel in den würdig ausgestatteten Zimmern des Syndikus und des Präsidenten und den sich daran anschließenden Sitzungssälen; Halbdunkel in den beiden Räumen von Archiv und Bibliothek, wo mir als wissenschaftlichem Hilfsarbeiter seit 1908, dann als außerordentlichem Mitglied seit 1917 ein Tisch, ein Stuhl und ein Schrank in einer Primitivität eingeräumt waren, an der sich heute auch der jüngste Mitarbeiter einer der Kommissionen stoßen würde. Jedoch der Geist, der in der Akademie bis 1932 herrschte, erleuchtete das Halbdunkel nach dem Leitspruch, den man – Vergil folgend – über dem Tor der Akademie in schlichter Form angebracht hatte:

RERUM COGNOSCERE CAUSAS

Den Dingen auf den Grund gehen, forschen ohne zu blenden – das bestimmte das ganze Tun der Akademie trotz der Unzulänglichkeit der Räume und der Hilfsmittel an Geld und Gut, die der jeweilige Präsident am Schluß seiner Festrede vor dem Prinzregenten und den Ministern immer wieder betonte. Die Arbeiten waren vielfach gehemmt, zumal als der Erste Weltkrieg, dann die Not der Inflation die Wünsche der Akademie als vorerst unerfüllbar in den Hintergrund geschoben hatte. Aber es war doch eine glückliche Zeit der stillen Arbeit, von der die Bevölkerung Münchens wenig Kenntnis nahm, nicht zuletzt deshalb, weil die Akademie sich niemals propa-

gandistisch gebärdete. Würdige, weithin anerkannte Präsidenten standen damals an ihrer Spitze: der geistvolle, charmant plaudernde Historiker Karl Theodor von Heigel, der genialische Gräzist Otto Crusius, der berühmte Astronom Hugo von Seeliger, der bedeutende Hygieniker Max von Gruber, der energische und scharfsinnige Philologe Eduard Schwartz, der große Botaniker Karl von Goebel, und schließlich bis in die ersten Jahre des nationalsozialistischen Regimes der hervorragende, bei aller Bestimmtheit immer liebenswürdige Erforscher des römischen Rechts Leopold Wenger; neben ihnen die sorgsam ausgewählten, die Sitzungen vorbereitenden und leitenden Klassensekretäre, deren einer von 1900 bis 1920 der strenge Indologe Ernst Kuhn war. Groß ist die Schar der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder, der nach strengem Modus auserlesenen Vertreter der verschiedensten Wissenschaftsfächer. Die meisten sind nun bereits verstorben, aber sie wirken in ihren ertragreichen Veröffentlichungen innerhalb der Abhandlungen und der Sitzungsberichte und in der Erinnerung der Überlebenden fort. Es steht mir nicht an, an dieser Stelle ihre Persönlichkeit, die Eigenart ihrer Leistungen zu schildern, ich könnte der Vielfalt des aus den einzelnen Wissenschaften, aus Mathematik und Naturwissenschaften, aus Philosophie, Geschichte, Archäologie, Kunstwissenschaft, aus den mannigfachen Philologien Vorgetragenen nicht gerecht werden; aus dem kurzen schlichten Bericht würde ein subjektiv gefärbtes Gedenkbuch werden. Unsere Festschrift sucht – ohne nach Vollständigkeit zu streben – eine Reihe von Akademiegestalten unserer Vergangenheit in Wort und Bild der Nachwelt wieder vor Augen zu stellen, als Mahnung auch, die große Tradition würdig fortzusetzen und neue Erkenntnisse zu suchen. Den Verlauf einer Sitzung zu schildern, wäre nicht ohne Reiz. Ich darf ihm hier nicht nachgeben, jedoch möchte ich nicht verschweigen, was mich in jungen Jahren in den philosophisch-philologischen und historischen Klassen befremdet hat: Das fast völlige Unterbleiben einer Diskussion nach den wissenschaftlichen Vorträgen, die nicht selten nur für die nächststehenden Fachgenossen wirklich verständlich waren und bei den Geisteswissenschaften oft zu lang gerieten, während sie in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse durch die sogenannte Lex Pringsheim, die auch das Rauchen untersagte, auf 20 Minuten beschränkt wurden. Diese Mängel haben wir seitdem mehr und mehr beseitigt; noch immer aber finden bedauerlicherweise die Gesamtsitzungen, zu denen sich die beiden Klassen vereinigen, allzu selten statt. Dabei könnte neben den Jahresversammlungen, bei denen in jedem Jahr abwechselnd bald ein naturwissenschaftliches, bald ein geisteswissenschaftliches Mitglied den öffentlichen Festvortrag hält, ein häufigeres Beisammensein von Mitgliedern aus beiden Klassen viel dazu beitragen, daß die verschiedenen Disziplinen

miteinander vertrauter werden und sich durch die Mitteilung von Forschungszielen, Methoden und Ergebnissen gegenseitig anregen!

Hervorzuheben ist, was schon in den Jahren zwischen 1909 und 1932 als charakteristisch für unsere Akademie, für die Akademien überhaupt galt und heutzutage im verstärkten Maße geflegt wird: Die Einrichtung und Tätigkeit der Kommissionen. Sie treten nicht mit Vorträgen hervor, sondern beschließen und beraten wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen, die ein Einzelner neben seiner Berufsarbeit nicht allein durchführen könnte.

Der Historischen Kommission (1858) sind besonders seit dem Ende des 19. Jahrhunderts viele andere gefolgt, und sie haben sich kräftig entwickelt. Sie sind teils vom Kartell der verschiedenen Akademien Deutschlands und Österreichs gegründet worden, teils von einer einzelnen Akademie, die aber auch auswärtige Herren zur Mitarbeit heranzieht.

Folgende Kommissionen bestanden 1909/1910 oder wurden bis 1932/1933 eingerichtet:

Historische Kommission
Kommission für bayerische Landesgeschichte
Aegina- Kommission
Kommission für die Herausgabe des Thesaurus Linguae Latinae
Kommission für die Herausgabe einer Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften
Kommission für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz
Kommission für das Corpus griechischer Urkunden
Kommission zur Schaffung bayerischer Wörterbücher und für die Erforschung unserer Mundarten
Kommission für Höhlenforschung in Bayern
Bayerische Kommisson für die Internationale Erdmessung
Kommission für den geplanten Apparatus criticus zum Koran.

Diese Kommissionen haben eine Fülle von Leistungen hervorgebracht. Ihr Wert besteht aber nicht nur in dem, was sie veröffentlichen, sondern fast mehr noch in der Erziehung zum Forschen und zum Forscher, in der Erfüllung von Aufgaben also, denen sich unsere Hochschulen im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit so gründlich und dauerhaft nicht zu widmen vermögen. Gewiß, der Vorsitzende soll ein Akademiemitglied sein. Er leitet und überwacht mit seinen Kollegen die Arbeiten, verschafft vom Präsidium und den Klassen der Akademie, vom Staat, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und anderen Institutionen die Mittel zu ihrer Planung und Durchführung. Nicht minder wichtig aber ist, daß anderen, zumal Jüngeren, die nicht Mitglieder

der Akademie sind, Gelegenheit gegeben wird, nach Abschluß der Studienzeit vor und neben der Betätigung im Lebensberuf zeitweise oder auf die Dauer bestimmte wissenschaftliche Ziele zu verfolgen.

So arbeitet unsere Akademie auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs, also für die Zukunft der Wissenschaft. Wenn wir jetzt fast alle akademischen Kommissionen in einem Gebäude vereinigt haben, dürfen wir hoffen, daß von diesem Mittelpunkt aus Samen ausgestreut wird, dessen Früchte in den kommenden Jahrzehnten die Vielfalt der Wissenschaften lebendig weiterwirken lassen und damit die hohe Stellung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Öffentlichkeit rechtfertigen.

DIE SCHWIERIGE LAGE DER AKADEMIE UNTER DER NATIONALSOZIALISTISCHEN REGIERUNG UND DER WIEDERAUFBAU IN DEN JAHREN NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Von Walther Meißner

Den ersten schweren Schlag erhielt die Akademie durch die nationalsozialistische Regierung im Januar 1936: Im Bayerischen Gesetz- und Verordnungsblatt erschien am 23. Januar die folgende, vom damaligen Ministerpräsidenten Siebert unterzeichnete Verordnung vom 10. Januar 1936:

Die §§ 3 und 4 der Verordnung über die Organisation der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 18. Juli 1923 erhalten folgende Fassung:

§ 3. An der Spitze der Akademie steht der vom zuständigen Reichsminister aus der Reihe der ordentlichen Mitglieder ernannte Präsident. Die Akademie kann eine geeignete Persönlichkeit vorschlagen.

§ 4. Der zuständige Reichsminister ernennt für jede Abteilung aus der Reihe der ordentlichen Mitglieder zwei Sekretäre. Ist die Abteilung in Klassen gegliedert, so ernennt er für jede Klasse einen Sekretär. Der Präsident kann nach Anhörung der Abteilungen bzw. Klassen geeignete Persönlichkeiten vorschlagen.

Damit war nicht nur das seit der königlichen Verordnung vom 21. März 1827 bestehende und in die Satzungen vom 18. Juli 1923 übernommene Recht der Akademie, Präsident und Klassensekretäre selbst zu wählen, aufgehoben, sondern durch das Wort „kann" in den Schlußsätzen der beiden Paragraphen war sogar das Vorschlagsrecht illusorisch. Das zeigte sich schon, als kurz nach der Veröffentlichung der Verordnung und dem Fortgang des Präsidenten Wenger nach Wien eine Neuwahl des Präsidenten nötig wurde: Vor der auf den 1. Februar einberufenen Wahlsitzung wurde dem einen der damaligen Klassensekretäre, Herrn Zenneck, vom Ministerium telefonisch mitgeteilt, daß ein Vorschlag nur auf Anordnung des Ministeriums zu machen sei. Als trotzdem im Februar 1936 Herr Schwartz gewählt

und dem Ministerium vorgeschlagen wurde, ernannte es, ohne den Vorschlag zu berücksichtigen, Herrn K. A. von Müller zum Präsidenten. Diese „Kann"-Bestimmung wurde zwar durch die danach ausgearbeitete und am 12. Juli 1939 vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung verfügte Satzung etwas gemildert: Es hieß „der Präsident wird vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung auf Vorschlag der Akademie ernannt", und in der vorläufigen Geschäftsordnung stand in Artikel 1, daß der Vorschlag für die Ernennung des Präsidenten auf Grund einer Wahlsitzung der Gesamtakademie erfolge. Praktisch sah die Sache so aus: Herr von Müller erhob in der Akademie trotz der Wahl des Herrn Schwartz keine Einwendungen gegen seine eigene Ernennung durch das Ministerium. Auch antwortete er nicht auf ein Schreiben der Klassensekretäre (Zenneck, Tietze, Schwartz, Leidinger), in dem um eine authentische Deutung des Vorschlagsrechtes ersucht wurde. Vielmehr leitete er die Akademie nach dem „Führerprinzip", indem er allein die Fühlung mit dem Ministerium in die Hand nahm, Vorschläge dem Ministerium als akzeptabel hinstellte, die entgegen dem Willen der Akademie von ihm selbst gemacht wurden, z. B. die Ernennung Herrn Pistors zum Klassensekretär Anfang 1942.

Die Mitgliederwahlen 1938 erfolgten noch unter den früheren Bedingungen, indem entsprechend den alten Satzungen nur Wissenschaftler gewählt wurden, deren Leistungen eine wesentliche Erweiterung und nicht bloß Anwendungen des vorhandenen Wissensbestandes darstellen. Nach der Satzung vom Juli 1939 konnten Mitglieder „durch besondere Leistungen ausgezeichnete" Gelehrte werden, und zwar, was als Fortschritt auch nach dem Kriege beibehalten wurde, ordentliche Mitglieder solche aus ganz Bayern, nicht wie nach den alten Satzungen aus München oder seiner näheren Umgebung. In den Vorstandssitzungen wurde besonders von den Herren Tietze und Zenneck betont, daß die bloße Anwendung ohne Mehrung der wissenschaftlichen Erkenntnisse keine genügende Voraussetzung für die Wahl in die Akademie sein dürfe. Als Beispiel wurde dabei erwähnt ein Arzt, der, ohne Forschungen zu treiben, ein großes Sanatorium erfolgreich leitet, oder ein Mann der Technik, der ohne Leistungen hoher wissenschaftlicher Bedeutung im Parteileben eine große Rolle spielt. Doch nutzten derartige Hinweise des Vorstandes nichts, Präsident von Müller blieb bei seiner unbedingten Gefolgschaftstreue: Am 16. Juni 1937 schon sagte er in der Öffentlichen Sitzung der Akademie z. B.: „Doppelt glücklich ein Volk, dem in solcher Zeit ein großer Führer geschenkt ist, der ihm solche Ziele nicht nur weist, sondern selbst vorlebt, in seiner Gestalt und in seinem geschichtlichen Ringen als Held vor seinen Augen verkörpert." . . . „auch sie

(die Wissenschaft) muß neuen Fuß fassen in der neuen Zeit." Und in der öffentlichen Ansprache am 15. Juni 1938: „Es (unser Volk) erlebt jetzt seit fünf Jahren Glück und Kraft einer großen in einer starken Hand einheitlich zusammengeballten Staatsführung, Lehrstunden der Geschichte ohnegleichen." Dieser Anerkennung von Hitlers politischen Grundsätzen entsprach dann auch die in Herrn von Müllers Hand „zusammengeballte" Führung der Akademie. Das zeigte sich eklatant bei den Mitglieder-Neuwahlen 1940. Ein Teil der neuen Mitglieder wurde zwar noch nach dem alten Verfahren, d. h. auf Grund schriftlicher, die neuen wissenschaftlichen Leistungen hervorhebenden Wahlvorschlägen und durch geheime Abstimmung gewählt. Sechs Parteimitglieder aber wurden, wie weiter unten näher dargelegt, ohne Vorwahl aufgenommen, darunter der schon oben erwähnte spätere Klassensekretär Herr Pistor, der einmal sagte: „Meine wissenschaftlichen Leistungen sind meine Zementbauten". Schon vor den Vorwahlen schickte Herr Pistor, obwohl er noch gar nicht Akademiemitglied war, den Dozentenführer zu den an der Technischen Hochschule wirkenden Akademiemitgliedern, bei denen er sich eine Wirkung versprach, mit der Weisung, wer zuzuwählen sei, und berief sogar in der Technischen Hochschule eine Zusammenkunft, in der er die Wahlen besprach. Aber Herrn Tietze gelang es doch, den Ablauf auch der Vorwahlen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung verhältnismäßig günstig zu gestalten. Mit Unterstützung von Herrn Zenneck arbeitete er ein Verfahren aus, durch das mit Hilfe von Zetteln, auf denen die Namen der Kandidaten verzeichnet waren, im Wege einer geheimen Vorabstimmung die Reihenfolge der Kandidaten für den Wahlgang selbst in unparteiischer Weise ermittelt wurde. Dies Verfahren wurde erst plötzlich in der Sitzung bekanntgegeben, um Gegenmaßnahmen der Parteimitglieder zu verhindern. Es gab eine lange Debatte, an der der anwesende Präsident teilnahm. Aber es wurden aus der langen Liste von Kandidaten für die freien Plätze fast nur einwandfreie herausgefischt! – So vorsichtig mußte man bei diesen Wahlen und in manchen anderen Fällen vorgehen, um soviel wie möglich Unheil von der Akademie abzuwenden! In der Plenarsitzung vom 15. Juni 1940, deren Wahlprotokoll vorliegt, erklärte dann der Präsident, daß ein starker Staat auch starke Maßnahmen ausführe. Er legte eine Liste von sechs durch den damaligen Stabsleiter benannten Kandidaten vor, die ohne eingereichte Wahlvorschläge en bloc zu „wählen" seien. Eine Reihe der in den Vorwahlen ordnungsmäßig gewählten Kandidaten wurde zugunsten der neu benannten gestrichen. Einwendungen blieben ohne Erfolg. – So geschah der zweite nationalsozialistische Schlag gegen die Akademie: Ihr wurden Parteimitglieder aufgezwungen, die den nationalsozialistischen Geist in sie

hineintragen und pflegen sollten! – Aber die diesen Geist verurteilenden Akademiemitglieder ließen sich nicht so leicht unterkriegen: In Zusammenkünften der Nichtparteimitglieder nach den Sitzungen wurden Pläne für den Widerstand von uns geschmiedet, wobei Herr Tietze meist der Initiator war. Ja, an unauffälligen Stellen kamen wir zu zweien oder dreien zusammen. Widerstand leisteten die Sekretäre – solange Pistor noch nicht zu ihnen gehörte – geschlossen der wiederholten Aufforderung des Präsidenten, die „nichtarischen" unter den Mitgliedern anzugeben. Der Präsident drängte mit dem – nicht auf seine Richtigkeit nachzuprüfenden – Hinweis, alle anderen Akademien hätten diese Meldung erstattet. Der Klassensekretär Herr Zenneck wies brieflich auf die ungemein schädlichen Folgen hin, die dem Ansehen der Deutschen Akademien auf der ganzen Erde durch ein Vorgehen gegen ihre nichtarischen Mitglieder erwachsen würde. Herr Tietze erklärte, daß er als Klassensekretär keinerlei Unterlagen hätte. Durch den Widerstand der Klassensekretäre wurde erreicht, daß ein zwangsweiser Ausschluß der Nichtarier nicht stattfand. Leider war A. Einstein schon 1933 durch eine ohne Wissen der Akademiemitglieder erfolgte Anfrage des Akademiepräsidenten Wenger veranlaßt worden, aus der Akademie auszutreten.

Die folgende Zeit ist gekennzeichnet durch die Zusammenarbeit des Präsidenten mit Herrn Pistor, der an Stelle von Herrn Zenneck in den Vorstand kam, und der einmal bemerkte, die Akademie sei eine Gesellschaft alter Herren, die nichts Wirkliches vollbringen. Damit im Einklang stand es, als im Sommer 1942 bekannt wurde, daß Herr Pistor unter Umgehung der Akademie verschiedenen Stellen eine Denkschrift mit Vorschlägen für die völlige Umgestaltung der Akademie eingereicht hatte. Es sollte ein Forschungsrat aus ihr werden, bei der die Vertretung der einzelnen Fächer (natürlich auch der technischen) in den Vordergrund gestellt wurde, nicht die Leistungen einzelner Forscher. Die Wahlen der Mitglieder sollten durch offene Abstimmung erfolgen und unverbindlich sein. Vergeblich ersuchte Herr Tietze den Präsidenten, bei Herrn Pistor die Zurückziehung der Denkschrift zu bewirken. Diese Angelegenheit führte auch zu weiteren Differenzen, als der Präsident in einer Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung am 17. Oktober 1942 Beschlüsse der philosophisch-historischen Abteilung zur Zustimmung vorlegte, dabei aber den dritten Beschluß, der sich gerade gegen das Vorgehen Herrn Pistors richtete, fortließ. Er lautete: „Sie verwahrt sich mit aller Entschiedenheit gegen Unternehmungen, die in diesem Punkte durch Akademiemitglieder ohne Einvernehmen mit den verantwortlichen Stellen der Akademie und somit unter Umgehung des Führerprinzips ins Werk gesetzt sind." Eine Reihe von Mitgliedern protestierte gegen das Verschweigen des dritten Beschlusses hinterher bei dem Klassen-

sekretär Herrn Pistor mit der Bitte, eine neue Sitzung einzuberufen und dabei auch eine Neuwahl des Klassensekretärs vorzunehmen. Weitere Briefe Herrn Tietzes an den Herrn Präsidenten, in denen gegen sein Vorgehen Einspruch erhoben wurde, hatten keinen Erfolg. So sah sich Herr Tietze leider zum Rücktritt gezwungen, unter den damaligen Verhältnissen für die Akademie ein sehr trauriges Ereignis. In dem Brief vom Oktober 1942 mit der Bitte um Entbindung von seinem Sekretärsposten brachte Herr Tietze eindeutig zum Ausdruck, daß er die Präsidentschaft Herrn von Müllers nicht als für die Akademie ersprießlich ansehen könne und deshalb eine Zusammenarbeit mit ihm nicht mehr in Betracht komme. – Die beiden ersten, vom Präsidenten vorgelegten Beschlüsse der philosophisch-historischen Klasse waren:

1. Die Abteilung ist in Anbetracht der Kriegsumstände bereit, die Neuwahl des Präsidenten um ein Jahr hinauszuschieben.

2. Die Abteilung legt jedoch den größten Wert darauf, daß das bestehende Gefüge der Akademie, insbesondere ihr Wahlrecht, nicht angetastet werde.

Aus diesen beiden ersten Beschlüssen geht hervor, daß auch in der philosophisch-historischen Abteilung die Mehrheit aufrecht gegen den nationalsozialistischen Einfluß Stellung nahm.

Herr von Müller konnte seine „Führung" der Akademie nach dem ersten Beschluß noch weiter fortsetzen. Mit seinem Wunsch, bis Kriegsende Präsident zu bleiben, drang er nicht durch, obwohl er sagte, er klebe nicht am Amt, halte aber sein Bleiben im Amt bis Kriegsende geboten im Interesse der Akademie. Ende 1943 wurde an Stelle Herrn von Müllers Herr San Nicolò, der schon seit 1942 einer der Sekretäre der philosophisch-historischen Klasse war, zum Präsidenten gewählt. Obwohl Parteimitglied, war er um das wahre Wohl der Akademie redlich bemüht. Es dauerte auch ziemlich lange, bis sein Wahlvorschlag an das Ministerium weitergeleitet und genehmigt wurde. So war Herr von Müller noch Präsident, als am 19. Januar 1944 eine öffentliche Sitzung stattfand. –

Als dann Herr San Nicolò die Präsidentschaft übernahm, kam bald durch den immer schlimmer ausartenden Bombenkrieg der Schlag, der das Akademieleben ziemlich zum Erliegen brachte: In der Nacht vom 24. zum 25. April 1944 wurde das Wilhelminum, der Sitz der Akademie in der Neuhauserstraße, durch Brandbomben getroffen. Mit vielen Akten und einer wertvollen paläontologischen Sammlung, die nicht rechtzeitig verlagert worden war, sowie fast sämtlichen Einrichtungsgegenständen brannte das Gebäude aus!

Mit dem wenigen, was gerettet war, zog die Verwaltung der Akademie in Behelfsräume in der Schellingstraße und in das Goethe-Institut in der Ludwigstraße. Die Abteilungssitzungen waren, obwohl Herr San Nicolò sich

energisch um ihre Aufrechterhaltung bemühte, nur noch sehr wenig besucht. Auch die Umtriebe von Herrn Pistor und seinen Mithelfern sowie die „Führung" durch das Ministerium wurden schwächer und schwächer. Die Herren hatten vollauf mit ihren eigenen anwachsenden Schwierigkeiten zu tun. Bei Kriegsende wurde dann die gesamte Akademie durch die Militärregierung zunächst geschlossen.

Bevor auf die Nachkriegszeit eingegangen wird, ist noch folgendes zu berichten: Die sämtlichen Kommissionen der Akademie haben während der nationalsozialistischen Regierung und während des Krieges ihre Arbeit mit Erfolg fortgesetzt. Teilweise war sie allerdings stark behindert dadurch, daß Leiter oder Mitarbeiter Kriegsdienst taten oder sogar gefallen waren. Auch waren (zum Glück!) von den Kommissionen wichtige Akten, Urkunden und Bücher verlagert worden, worunter natürlich ihre Arbeit auch litt. Nach dem Brand des Akademiegebäudes mußten die Geschäftsräume der Kommissionen, soweit sie sich im Wilhelminum befanden, auch in Behelfsräume verlegt werden.

Die sämtlichen Sammlungen des Staates, die dem Akademiepräsidenten unterstanden, wurden 1936 von der Akademie abgetrennt und Herrn Dingler als kommissarischem Generaldirektor unterstellt. Doch blieb die Kassenführung der Sammlungen bei der Amtskasse der Akademie. Diese Änderung der Leitung der staatlichen Sammlungen durch die nationalsozialistische Regierung, die einigen Sammlungsdirektoren in gewisser Beziehung nicht unzweckmäßig erschien, erfolgte ohne Befragen der Akademie.

Als im Frühjahr 1945 nach Beendigung des Krieges eine Militärregierung von den Siegern eingesetzt war, versuchte Präsident San Nicolò mit großer Energie die Akademie über Wasser zu halten. Er erhielt zunächst die Erlaubnis zur Weiterführung der Akademieverwaltung. Im Benehmen mit den neuen maßgebenden Herren des Kultusministeriums berief er durch ein Rundschreiben zum 6. Juli 1945 eine Versammlung der 40 ordentlichen Mitglieder, die nicht Mitglieder der NSDAP gewesen waren, ein, zu der 25 Mitglieder erschienen. Der Präsident nahm als Parteimitglied an der Sitzung nicht teil. Die Leitung übernahm als ehemaliger Klassensekretär Herr Tietze, der auch den Bericht über die Beschlüsse der Versammlung verfaßte.

Nach denselben sollten auf ihre Eignung überprüft werden:

a) Alle von 1940 an gewählten Mitglieder.

b) Mitglieder, die ein Amt gehabt hatten, ohne von der Akademie für dasselbe gewählt zu sein.

In dem Bericht wurde auch die Weiterführung der Geschäfte durch den Präsidenten San Nicolò empfohlen. Der Bericht Herrn Tietzes wurde mit

Schreiben vom 8. Juli 1945 von dem Präsidenten San Nicolò dem Ministerium übersandt. Durch Erlaß des Kultusministers Hipp vom 31. Juli 1945 wurden darauf die sechs 1940 ohne Vorwahl en bloc aufgenommenen Mitglieder, darunter auch Herr Pistor, aus der Akademie ausgeschieden und die Überprüfung des Herrn von Müller angeordnet. Nunmehr wurde vom Präsidenten eine Wahlsitzung auf den 16. August 1945 in die Universität einberufen. Durch geheime Wahl wurden von den von 1940 an gewählten Mitgliedern noch zwei weitere ausgeschieden. Auch betreffs Herrn von Müllers ergab die geheime Wahl mit großer Stimmenmehrheit Ausschluß. Da Herr Pistor bereits durch Ministerialerlaß ausgeschlossen war, fiel Herr von Müller allein noch unter Punkt b des Sitzungsbeschlusss vom 6. Juli. Man wollte ihm noch Gelegenheit zu einer schriftlichen Stellungnahme geben. Doch kam sein Verbleiben nach den bald einsetzenden Überprüfungen durch die Militärregierung nicht in Betracht. Er kam seiner Ausschließung durch seinen Austritt aus der Akademie zuvor.

Betreffs der Frage, ob Herr San Nicolò als Parteimitglied noch weiter Präsident bleiben könne, fand am 25. September 1945 im Ministerium eine Besprechung zwischen Herrn Staatsrat Meinzolt und den Akademiemitgliedern Zenneck und Meißner statt, da Herr Staatsrat Meinzolt dem Akademiemitglied Herrn Rehm mitgeteilt hatte, er wolle durch die Militärregierung einen kommissarischen Präsidenten einsetzen lassen und dafür drei Namen (Vossler, Goetz, Förster) nannte. Die Herren Zenneck und Meißner baten Herrn Staatsrat Meinzolt, von seiner Absicht abzusehen und die baldige Neuwahl des Präsidenten zu gestatten. Die Besprechung ergab, daß Herr Staatsrat Meinzolt bereit war, wenn möglich die Einsetzung eines kommissarischen Präsidenten zu verhindern und durch die Militärregierung nur einen Geschäftsführer einsetzen zu lassen. Er habe bei ihr angefragt, ob der jetzige Präsident tragbar sei oder, falls dies nicht der Fall sei, ob sie mit der Einsetzung des Herrn Dr. Thierfelder als Geschäftsführer einverstanden wäre. Herr Staatsrat Meinzolt betonte, daß eine aktionsfähige Leitung der Akademie baldigst nötig sei, damit diese sich das Haus der Deutschen Akademie in der Maria-Josepha-Straße bei der baldigst zu erwartenden Auflösung der Deutschen Akademie sichern könne. Mit der Bestätigung Herrn San Nicolòs sei seiner Ansicht nach nicht zu rechnen. Eine Vollversammlung dürfe nicht ohne Erlaubnis der Militärregierung stattfinden.

Die Überprüfung aller Akademiemitglieder wurde bald darauf auf Veranlassung der Militärregierung mit Ministerialerlaß vom 11. Oktober 1945 angeordnet.

Der Präsident setzte die ordentlichen Mitglieder hiervon in Kenntnis unter Übersendung der auszufüllenden Fragebogen. In dem Ministerialerlaß wurde

auch mitgeteilt, daß die Arbeit aller wissenschaftlichen Kommissionen der Akademie sofort stillzulegen sei.

Auf Anregung des Kultusministeriums legte Herr San Nicolò am 25. Oktober 1945 sein Präsidentenamt nieder, um nicht von der Militärregierung förmlich abgesetzt zu werden. Seine von ihm erbetene Dienstenthebung wurde durch Kultusminister Dr. Fendt mit Schreiben vom 2. November 1945 mit Worten des Dankes „Für seine erfolgreiche und aufopferndeTätigkeit" verfügt.

Schon Ende Oktober 1945 wurde Dr. Thierfelder, der auch Syndikus der Universität war, zum Syndikus der Akademie an Stelle von Prof. von Frauenholz bestellt und von der Militärregierung als solcher anerkannt. Prof. von Frauenholz war bei Abtrennung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates trotz Protestes der Akademie der neuen Direktion der Sammlungen zugeteilt worden. Er wurde aber 1944 wegen seiner nicht nationalsozialistischen Einstellung abgesetzt. 1946 leitete er seine Pensionierung ein. Dr. Thierfelder erreichte nach Schließung der Deutschen Akademie, daß die Akademie der Wissenschaften von dem Haus Maria-Josepha-Straße 11, das die Deutsche Akademie gemietet hatte, Besitz ergreifen konnte und richtete in ihm die Kanzlei und die Amtskasse der Akademie ein. Anfang November 1945 wurde ich (Meißner) von Dr. Thierfelder im Auftrage des Ministeriums und mit Zustimmung der Militärregierung gefragt, ob ich das Amt des kommissarischen Präsidenten übernehmen wolle. Nach eingehenden Rücksprachen mit Herrn Tietze und Herrn Clusius erklärte ich mit Schreiben vom 16. November 1945 unter gewissen Voraussetzungen meine Bereitschaft zum Antritt des Amtes eines kommissarischen Präsidenten, um der Akademie so bald wie möglich wieder zu neuem Leben zu verhelfen.

Mit Schreiben vom 18. Dezember 1945 teilte das Kultusministerium mit, daß die Militärregierung meiner Ernennung zugestimmt habe. Mit Erlaß vom 8. Januar 1946 erfolgte dann meine Ernennung durch Kultusminister Dr. Fendt.

Die Aufgabe, die Akademie wieder schnell in Gang zu bringen, erwies sich nun freilich als ein Rennen mit vielen großen, teilweise gar nicht vermuteten Hindernissen: Die Frage der Anerkennung von bis Kriegsende der NSDAP angehörenden Akademiemitgliedern durch die Militärregierung, die Anerkennung der wissenschaftlichen Kommissionen, die Rückführung des verlagerten Akademiegutes, die Auseinandersetzung mit der ehemaligen Deutschen Akademie und ihrem Geschäftsführer Dr. Thierfelder, die Auseinandersetzung mit dem von Frau Sugg-Bellini geleiteten „Informationsbüro für wissenschaftliche Literatur", das Dr. Thierfelder in Räumen der Akademie aufnehmen sollte, die Ausarbeitung und Genehmigung neuer Satzungen und

einer neuen Geschäftsordnung, um neue Wahlen vornehmen zu können, die Auseinandersetzung mit der vom Kultusministerium angeregten Schaffung einer neuen Bayerischen Akademie, bestehend aus unserer alten Akademie und einer neuen Akademie der schönen Künste, viel Zeit erfordernde Nebensächlichkeiten wie Einrichtung von Fernsprechanschlüssen, und vieles andere!

Über das Wichtigste sei im einzelnen berichtet:

Kurz nach Einsetzung des kommissarischen Präsidenten hatte er im Ministerium Besprechungen mit dem Akademiedezernenten Geheimrat Demoll und Minister Dr. Fendt. In ihnen wurde folgendes festgelegt:

1. Es sollen möglichst bald Satzungen und Geschäftsordnung bearbeitet, jedem Mitglied zur Einverständniserklärung vorgelegt und sodann dem Ministerium eingereicht werden.

2. Bezüglich der Mitglieder mit nicht völlig weißem Fragebogen sollen, soweit angängig, Entlastungszeugnisse von drei Mitgliedern mit völlig weißem Fragebogen beigegeben werden. Es könne dann erwartet werden, daß die Bestätigung der betreffenden Mitglieder bei der Militärregierung erreicht wird.

Dementsprechend bat der Präsident die schon von Herrn San Nicolò ernannte Kommission (Tietze, Carathéodory, Scharff, Sommer), deren Vorsitz er übernahm, und die Herr San Nicolò juristisch beriet, um rasche Fertigstellung der Entwürfe in Anlehnung an die alten Satzungen von 1923. Im April 1946 wurden die neue Satzung und die neue Geschäftsordnung, nachdem beide allen anerkannten ordentlichen Mitgliedern zur Stellungnahme vorgelegen hatten (es wurden nur geringfügige Änderungswünsche geäußert), dem Ministerium vorgelegt. Mit einem von Staatsrat Meinzolt unterzeichneten Schreiben vom 15. April 1946 wurden drei Änderungen verlangt. Über diese und damit zusammenhängende Fragen, insbesondere die Übertragbarkeit des Restes der Akademiemittel auf das nächste Rechnungsjahr, fanden viele Verhandlungen des kommissarischen Präsidenten im Kultusministerium und Finanzministerium statt. Schließlich wurde die Genehmigung von Satzung und Geschäftsordnung durch eine Niederschrift von Staatsrat Meinzolt im Kultusministerium noch kurz vor der schon einberufenen Wahlsitzung erreicht, für die die Genehmigung erforderlich war. Dem kommissarischen Präsidenten wurde von Staatsrat Meinzolt auch noch telefonisch die Genehmigung der Satzungen und die Ermächtigung zur Präsidentenwahl bestätigt, die am 12. August 1946 stattfand.

Im Amtsblatt des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, Nr. 6 vom 28. April 1947, lfd. Nr. 69, S. 48, erschien dann eine Notiz:

„Satzungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften:

Die Satzungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sind als Sonderdruck erschienen und können in beschränktem Umfang durch das Sekretariat der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, Maria-Josepha-Str. 11, bezogen werden."

In diesen Sonderdrucken waren die vom Ministerium gewünschten Änderungen entsprechend den Vorstellungen des kommissarischen Präsidenten nicht vorgenommen.

Die politische Überprüfung aller nicht schon ausgeschiedenen ordentlichen Mitglieder war natürlich auch durch die vielen erforderlichen Briefe und Rücksprachen äußerst mühsam. Der kommissarische Präsident hatte auch verschiedene Besprechungen mit Captain Pundt und Prof. Barnett von der Militärregierung wegen der Frage, ob an die bei der Akademie verbleibenden Gelehrten dieselben Ansprüche zu stellen seien wie an die im Amt verbleibenden Hochschulprofessoren. Es erschien dem Präsidenten ein Unterschied insofern, als die Akademiemitglieder als solche nichts mit der Erziehung der Studierenden zu tun hatten. Dies wurde von Prof. Barnett auch zugegeben. Doch kostete die Sache dem kommissarischen Präsidenten beinahe sein Amt: Ein diesbezügliches Telefongespräch, das er mit einem Akademiemitglied führte, wurde von der Militärverwaltung so aufgefaßt (alle Telefongespräche des Präsidenten wurden überwacht), daß er für die Hochschullehrer Erleichterungen bei ihrer Anerkennung durch die Militärregierung erreichen wollte. Die Sache konnte schließlich durch mündliche Rücksprache und Hinweis auf ein Schreiben des kommissarischen Präsidenten an die Militärregierung beigelegt werden, in dem er genau dasselbe schrieb, was er telefonisch geäußert hatte. – Schwieriger war die Sache, als von der Militärregierung plötzlich angezweifelt wurde, ob der Fragebogen des kommissarischen Präsidenten völlig weiß war, da er während des Krieges in der Herrschinger Ausweichstelle seines Hochschulinstitutes mit Reichsmitteln ein Tiefsttemperatur-Institut (Vierjahres-Plan-Institut) eingerichtet hatte, in dem durch beim Heer reklamierte junge Physiker Arbeiten über das Vereisen von Flugzeugtragflächen und dergl. durchgeführt wurden. Der Präsident wurde erst wieder weiß gesprochen, als bezeugt wurde, daß er zusammen mit seinem Bruder einen bei der Linde-AG in wichtiger Position wirkenden nichtarischen Physiko-Chemiker aus dem KZ gerettet hatte (derselbe ging dann ins Ausland). – Aber eine Erleichterung für die der NSDAP angehörigen ordentlichen Mitglieder konnte der kommissarische Präsident doch nicht erreichen. Sie wurden, da sie fast alle Hochschulprofessoren waren, erst als Mitglieder

zugelassen, nachdem ihre Hochschultätigkeit genehmigt war. Bei einzelnen mußte erst das Spruchkammerverfahren durchgeführt werden. – Am 7. Mai 1946 erfolgte nach vorangegangener Besprechung mit Captain Pundt der Antrag an die Militärregierung auf Erteilung der Arbeitserlaubnis, und am 27. Juli 1946 konnte der kommissarische Präsident den Mitgliedern mitteilen, daß die Militärregierung und der Kontrollrat die Arbeitsgenehmigung für die Akademie und ihre akademischen Kommissionen erteilt und die bei der Genehmigung aufgeführten Akademiemitglieder und Angestellten bestätigt habe. – Allerdings war ein erheblicher Teil der Angestellten nicht bestätigt worden, so daß die Arbeitsaufnahme auch bei der Verwaltung und der Amtskasse in vollem Umfang erst nach Gewinnung neuer Hilfskräfte, die natürlich auch wieder erst bestätigt werden mußten, möglich war. Auch bei den korrespondierenden inländischen Mitgliedern mußte dann noch die Überprüfung durchgeführt werden.

Die Verteilung der Räume des in Besitz genommenen Hauses Maria-Josepha-Straße 11 stieß auf verschiedene Schwierigkeiten: Dr. Thierfelder wollte in ihm die schon weiter oben erwähnte von Frau Dr. Sugg-Bellini geleitete Informationsstelle unterbringen, die hauptsächlich ausländische Zeitungsausschnitte für den Ministerpräsidenten und den Kultusminister beschaffte. Doch wurde erreicht, daß Frau Dr. Sugg-Bellini nur kurze Zeit in dem Akademiegebäude blieb. – Außer dem Sekretariat und der Amtskasse wurde im neuen Akademiegebäude die Historische Kommission mit neuer Biographie (drei Räume) und die Wörterbuchkommission (zwei Räume) untergebracht. Die Räume der Frau Dr. Sugg-Bellini wurden nach ihrem Fortgang für den Syndikus eingerichtet. Die Zusammenarbeit mit Dr. Thierfelder gestaltete sich insofern schwierig, als sich die Interessen der Universität, an der er ja auch Syndikus war, nicht immer mit denen der Akademie vereinigen ließen. Deshalb bat er mit Schreiben vom 10. Mai 1946 das Kultusministerium um Entbindung vom Amt. An seine Stelle trat Prof. Lamla, der als früherer Schulrat große Erfahrung in Verwaltungssachen hatte und eine sehr wertvolle Tätigkeit entfaltete, aber im Juni 1947, da er die erhoffte Dozentur an der Universität nicht erhielt, eine günstigere Tätigkeit in Göttingen übernahm. Auf ihn folgte dann – auch nur vorübergehend – Professor Weifert von der Kommission für Mundartforschung, bis 1948 ein festangestellter Syndikus in der Person Dr. Rineckers gewonnen wurde.

Betreffs der Akademieunterkunft entstand im März 1946 die große Gefahr, daß das Haus Maria-Josepha-Str. 11 wieder geräumt werden müßte, da Ministerpräsident Hoegner und Kultusminister Dr. Fendt es der Abteilung Kunst, Wissenschaft und Erziehung der Münchner Gewerkschaft zur Verfügung stellen wollten. Es bedurfte sehr energischer Bemühungen beim

Kultusminister und Oberbürgermeister, um diese Schwierigkeit abzuwenden. Der Mietvertrag mit dem Eigentümer des Grundstückes Maria-Josepha-Straße 11, Dr. Werner Engelmann, Triest, verzögerte sich wegen der Schwierigkeiten des Verhandelns mit Ausländern sehr, konnte aber schließlich abgeschlossen werden. Die Akademie wurde durch die Militärregierung zum Treuhänder der Bibliothek und des Mobiliars der Deutschen Akademie bestellt, während betreffs des Barvermögens der Deutschen Akademie eine Verfügung erst viel später getroffen wurde. Es hatte eine Abwicklungsstelle der Deutschen Akademie unter der Leitung Dr. Thierfelders bestanden mit einer Sekretärin, die aus dem Erlös beim Verkauf von Bücherdubletten, Schallplatten und dergl. der Deutschen Akademie bezahlt wurde. Diese Abwicklungsstelle wurde aufgehoben. Von der Bibliothek kam ein kleiner Teil zur Handbibliothek der Akademie, ein Teil zur historischen Kommission, ein Teil zur Wörterbuch-Kommission, der Rest von mehr als 10000 Bänden an die Universitätsbibliothek, vorbehaltlich der späteren Zustimmung der Militärregierung zur Übereignung. Eine endgültige Regelung erfolgte erst 1950, nachdem das Landesamt für Vermögensverwaltung die Betreuung des Vermögens der Deutschen Akademie übernommen hatte. Durch ein Schreiben des Landesamtes vom 12. April 1950 wurde das gesamte Vermögen dem Kultusministerium übereignet, so daß die bestehende Verteilung der Bibliotheksbestände und des Mobiliars sanktioniert werden konnte. Betreffs des Barvermögens fand jedoch noch keine endgültige Verteilung statt. Ein Teil des Mobiliars der Deutschen Akademie befand sich bei Kriegsende in Händen der Besatzungsmacht und wurde von ihr verteilt, wobei bei weitem nicht alles vom Kultusministerium und der Akademie übernommen werden konnte. Ein weiterer Teil des Mobiliars befand sich in Außenstellen in Österreich und konnte erst 1949 durch die Akademie rückgeführt werden.

Die Rückführung des verlagerten Eigentums unserer eigenen Akademie stieß im allgemeinen auf keine besonderen Schwierigkeiten, obwohl in jedem Fall die Genehmigung der Militärregierung eingeholt werden mußte. Nur bezüglich der verlagerten Ölgemälde früherer Präsidenten und sonstiger Mitglieder sowie anderer Bilder und Photographien stieß der kommissarische Präsident auf betrübliche Vorkommnisse: Die Bilder und sonstigen Kunstwerke waren der Generaldirektion der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen zur Bewahrung gegeben, dann aber von der Militärregierung, Collection Point München, übernommen worden. Als es endlich 1949 gelang, ihre Herausgabe zu bewirken, stellte sich folgendes heraus: Von 105 Ölbildern von Akademiemitgliedern fehlten sieben, darunter die von Pettenkofer und von K. von Goebel. Bei 79 der zurückerhaltenen Ölbilder fehlten die Rahmen. Fast alle Ölbilder hatten gelitten und mußten restauriert werden.

Außer den angeführten Portraits wurden noch ein Bronzerelief von Döllinger sowie einige Gemälde, Photos und ein Kupferstich zurückgegeben.

Da das gemietete Haus Maria-Josepha-Str. 11 nur als Notbehelf angesehen werden konnte, wurde der kommissarische Präsident wiederholt beim Kultusministerium in der Richtung vorstellig, daß das Wilhelminum sobald wie möglich wiederaufgebaut werden möchte. Diese Bemühungen aber hatten keinen Erfolg. Im Gegenteil wurde ohne Befragen der Akademie das Wilhelminum für private gewerbliche Zwecke freigegeben. Es mußten daher später Schritte unternommen werden, um in einem anderen staatlichen Gebäude untergebracht zu werden, die aber erst in den letzten Jahren Erfolg hatten.

Der kommissarische Präsident bemühte sich beim Kultusministerium auch darum, daß die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates wieder wie vor der nationalsozialistischen Zeit dem Akademiepräsidenten unterstellt wurden. Es handelt sich dabei um die folgenden elf Sammlungen:

Botanischer Garten, Botanische Staatssammlung, Zoologische Staatssammlung, Bayerische Staatssammlung für Paläontologie und historische Geologie, Ägyptische Staatssammlung, Anthropologische Staatssammlung, Bayerische Staatssammlung für allgemeine und angewandte Geologie, Mineralogische Staatssammlung, Staatliches Museum für Völkerkunde, Staatliche Münzsammlung, Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke, eventuell kommt auch die Vor- und Frühgeschichtliche Staatssammlung in Betracht.

In der Plenarsitzung vom 12. August 1946, in der der kommissarische Präsident zum Präsidenten gewählt wurde, berichtete er über den Wiederaufbau der Akademie, soweit er schon durchgeführt werden konnte, und über die noch unerledigten Fragen. Zu ihnen gehörte vor allem die Beendigung der Überprüfung der Mitglieder und Angestellten durch die Militärregierung, die vor allem wegen noch fehlender Spruchkammerurteile noch nicht völlig erledigt werden konnte. Ferner mußte noch die Rückgabe der vollen Syndikusstelle durchgesetzt werden, was erst 1947 gelang. Anfang 1947 kam auch eine ganz neue, für die Akademie äußerst wichtige Frage hinzu: Das Kultusministerium wollte eine „Akademie der schönen Künste" ins Leben rufen und die Akademie der Wissenschaften mit der neuen Akademie unter dem Namen „Bayerische Akademie" vereinigen. Die Leitung der Bayerischen Akademie sollte nach dem Satzungsentwurf in jährlichem Wechsel je einer der beiden Akademiepräsidenten übernehmen. Es war ein „Generalsekretär" vorgesehen, der die Verwaltung der beiden Akademien leiten sollte. Eingehende Beratungen im Vorstand der Akademie und im Plenum sowie ausführliche Besprechungen mit dem damaligen Kultusminister

Dr. Hundhammer und Ministerialrat Jakob führten zu der Auffassung, daß bei der vorgesehenen Satzung der Bayerischen Akademie die Selbständigkeit der Akademie der Wissenschaften und besonders die ihrer Klassensekretäre und der Verwaltung nicht genügend erhalten bleiben würde. Daraufhin wurde die „Bayerische Akademie der schönen Künste" für sich gegründet und Ministerialrat Jakob zu ihrem Generalsekretär bestellt. Die neue Akademie begann ihre Tätigkeit am 1. März 1948. Sie hat drei Abteilungen für bildende Künste, Schrifttum und Musik. Ihr Sitz ist das Prinz-Karl-Palais, Königinstraße 1.

Weiter ist als erfreulicher Fortschritt zu berichten, daß auf Grund von Anregungen verschiedener Akademiemitglieder nach dem Kriege verschiedene akademische Kommissionen reorganisiert oder neu ins Leben gerufen wurden:

Auf Antrag des Akademiepräsidenten wurden für die Kommission für die Herausgabe der Werke Johannes Keplers, deren weitere Betreuung der Deutschen Forschungsgemeinschaft zunächst nicht möglich war, vom Kultus- und Finanzministerium die seit 1946 erforderlichen Mittel laufend bewilligt.

Neu gegründet wurden im Laufe der nächsten Jahre:

Die Kommission für Tieftemperaturforschung, die Kommission Observatorium Wendelstein, die Deutsche Geodätische Kommission, die Musikhistorische Kommission, die Kommission zur Erschließung von Keilschrifttexten, die Kommission zur Herausgabe der Gesammelten Schriften von Carathéodory.

Am 26. September 1946 fand zum ersten Male wieder eine öffentliche Sitzung der Akademie (unter Anwesenheit von Vertretern der Militärregierung) statt.

Man kann vielleicht zweifeln, ob der vorstehende Bericht, der Miterlebtes schildert, in eine Geschichte der Akademie hineingehört, ob er nicht vielmehr einer späteren Generation vorbehalten bleiben sollte. Doch sind die Quellen für das Geschilderte so spärlich und bestehen teilweise nur aus persönlichen Notizen, so daß es nach Jahren kaum möglich sein dürfte, ein zuverlässiges Bild von den Vorgängen in den schweren Jahren, die die Akademie durchgemacht hat, zu gewinnen. Ferner wäre eine Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Akademie wohl unvollständig, wenn sie über die schwere Zeit der Akademie schwiege.

Einmal zu dieser Auffassung gekommen, möchte ich noch einen kleinen Schritt weiter gehen und zum Abschluß ein paar Worte über die Weiterentwicklung bis heute sagen.

In erster Linie ist da der folgende gewaltige Fortschritt anzuführen:

Den Präsidenten Mitteis, Wagner und Baethgen gelang es zu erreichen, daß ein Teil der Alten Residenz als Heim der Akademie in großzügiger Weise ausgebaut wurde.

Weiter steht zu erwarten, daß die Akademie demnächst eine viel größere Selbständigkeit als bisher dadurch erhält, daß sie eine Körperschaft des öffentlichen Rechtes wird. Schritte, um dies zu erreichen, hatte bereits der kommissarische Präsident nach dem Kriege unternommen, aber die Verwirklichung dieser Pläne bedurfte jahrelanger Anstrengungen.

Schließlich ist zu betonen, daß der Arbeitsumfang der wissenschaftlichen Kommissionen, die ja zu den wesentlichsten Bestandteilen der Akademie gehören, von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Das gilt z. B. von der Deutschen Geodätischen Kommission und von der Kommission für Tieftemperaturforschung, die außer dem Institut in Herrsching, das 1950 von der Hochschule an die Akademie abgegeben wurde, nun auch ein Institut beim Technischen Hochschulreaktor in Garching in Betrieb hat. Es gilt auch von den Geschichtskommissionen, deren umfangreiche Publikationen ein beredtes Zeugnis für den Erfolg ihrer Tätigkeit ablegen. Gerade kürzlich erschien ein Buch „Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958".

So darf man wohl zuversichtlich hoffen, daß die Bayerische Akademie der Wissenschaften sich auf einem erfreulichen Aufstieg befindet und zu dem Ansehen des Landes wieder wie in ihren besten Zeiten beitragen kann.

Über das, was in etwa den letzten 100 Jahren der Akademie ihr angehörende Gelehrte mit abgeschlossenem Lebenswerk auf ihren Arbeitsgebieten geleistet haben, ist in dem nachfolgenden Hauptteil des Werkes berichtet.

Als Quellen für die Ausarbeitung dienten mir außer den in der Akademie befindlichen Akten und meinen eigenen Akademieakten ausführliche Notizen, die mir Herr Tietze freundlicherweise zur Verfügung stellte.

DIE VERTRETER DER PHILOSOPHIE IN DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN VOM DEUTSCHEN IDEALISMUS BIS ZUM KRITISCHEN REALISMUS

Von Aloys Wenzl

Eine Erinnerung an die Vertreter der Philosophie in der Bayerischen Akademie bedeutet weitgehend eine Durchwanderung der Geschichte der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts und ihrer Entwicklung in unser Jahrhundert hinein. Die Zeit des deutschen Idealismus und der Romantik wird repräsentiert durch die Namen der ordentlichen Akademiemitglieder Friedrich Heinrich von Jacobi* (1743–1819), Franz Xaver von Baader* (1765–1841), Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling* (1775–1854), Johann Michael Sailer* (1751–1832), Lorenz Oken* (1779–1851), Ernst von Lasaulx* (1805–61) und die außerordentlichen Mitglieder Jakob Friedrich Fries (Jena, 1773–1843), Johann Gottlieb Fichte (Berlin, 1762–1814). Um die Herausgabe des noch unveröffentlichten Nachlasses von Fichte im Rahmen einer Gesamtausgabe seiner Werke ist jetzt die Fichte-Kommission der Akademie bemüht. Kantische und Fichtesche Nachwirkungen, Pantheismus und christlicher Glaube, spekulative Naturphilosophie, Gnosis und Mystik gehen in das Denken dieser Zeit ein, verbinden sich miteinander, lösen sich ab und setzen sich auseinander. Die vier erstgenannten Denker stehen in lebendiger Wechselwirkung zueinander, zum Teil aber auch, ihrem Naturell und der Zeit entsprechend, in scharfem Gegensatz.

Im Zentrum steht Schelling. Er war 1806 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden; am 12. Oktober 1807 sprach er hier über „das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur"; der junge Kronprinz Ludwig war von der Rede so begeistert, daß er seinen Vater veranlaßte, Schelling durch Verleihung der erledigten Stelle des Generalsekretärs der Akademie der bildenden Künste an München zu binden. Von 1818 bis 1821 war er auch Sekretär der Philosophisch-philologischen Klasse der Akademie der Wissenschaften. Nachdem die Universität nach München verlegt war, war Schelling von 1827 bis 1842 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein Vorgänger war von 1807 bis 1812 der Religionsphilosoph Jacobi gewesen, der den Glauben auf das Gefühl begründete; seine Schrift „Von

den göttlichen Dingen", 1811, richtete sich gegen Schelling; der Streit mit Schelling und Schellings Kampf gegen ihn hatten 1812 seinen Rücktritt vom Präsidium der Akademie zur Folge. Von da ab bis 1827 blieb die Präsidentenstelle unbesetzt und der Generalsekretär vertrat die Akademie. Der Persönlichkeit und der Entwicklung Schellings von der Naturphilosophie zur Philosophie des Mythos und der Offenbarung hat die Akademie erst vor wenigen Jahren, 1954, gedacht, anläßlich der 100. Wiederkehr seines Todes, in München gemeinsam mit der Universität und in Ragaz mit der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft, so daß hier auf die Reden bei diesen Erinnerungsfeiern verwiesen werden darf; über seine kunstphilosophische Bedeutung wird in dem Beitrag von Herrn Jantzen berichtet (s. S. 279).

In lebhaftem Gedankenaustausch mit Schelling stand auch Franz Xaver von Baader, Münz- und Bergrat (später Oberstbergrat), der schon 1801 an die Akademie und 1826 als Honorarprofessor an die Münchener Universität berufen wurde. Er wurde mit Recht als derjenige bezeichnet, der die Zeit der Münchener Romantik besonders verkörpert. Er ist stark von Schelling beeindruckt und beeinflußt, insbesondere als Vertreter einer spekulativen Naturphilosophie, der Akzent seines Denkens aber liegt, wie bei Jacobi, auf den Fragen des Glaubens, und er wirkt auf Schelling zurück, indem er ihn auf Jacob Böhme verweist. Aber der Phase der Freundschaft folgt eine solche der Entzweiung. Von großer Bedeutung für Baader war auch der Einfluß Sailers, des Professors der Philosophie in Landshut und späteren Bischofs von Regensburg, den man Vertreter der Landshuter Romantik nennen könnte und der 1810 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde.

Auch der Anatom Lorenz Oken, der Verfasser eines „Lehrbuchs der Naturphilosophie" (1809/11) und der Gründer der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, der 1827 Mitglied der Akademie wurde, stand unter dem Einfluß Schellingscher Gedanken; Hans Driesch widmet ihm als einem Vertreter des grundsätzlichen Vitalismus einen Abschnitt in seiner „Geschichte des Vitalismus", trotzdem er seine in der Tat allzu kühnen und vorschnellen Hypothesen als einen Vitalismus von nicht nachahmenswerter Gestalt bezeichnet.

Wir schließen diesen Überblick über die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mit dem Namen Ernst von Lasaulx'. Lasaulx ist zu Unrecht so wenig bekannt und genannt, daß wir seiner etwas ausführlicher gedenken wollen. 1805 in Koblenz geboren, hörte er 1828–30 in München mit Begeisterung Schellings Vorlesungen über die Weltalter und über die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung – „Seine Gewalt über die Sprache ist unbeschreibbar, seine Darstellung dämonisch, hinreißend" –

und Franz von Baaders christliche Glaubensdeutung; auch Görres machte starken Eindruck auf ihn. Er stand mit seinen Lehrern in enger persönlicher Verbindung. Auf der Suche nach Schriften des Meisters Eckhart wanderte er die Donau entlang nach Wien, dann weiter nach Italien. Eine tief pessimistische Beurteilung der Menschen und des Geistes seiner Zeit erfaßte ihn. „Eine neue ideelle Begründung und Wiederbelebung des Christentums wird und kann allein Europa wieder gründlich regenerieren". Venedig regt ihn an zu Reflexionen über Geschichte und Geistesgeschichte. Dann gelangt er nach Rom, wo er, ein halbes Jahrhundert später als Goethe, eineinhalb Jahre verbringt, in der „Hauptstadt der Welt, solange sie eine hatte". Durch Vermittlung von Görres konnte er sich Ende 1832 dem Zug des jungen Königs Otto aus Bayern nach Griechenland anschließen und er erlebt Athen. Er durchwandert Griechenland, kommt nach Konstantinopel und endlich an das ihm schon in Bayern vorschwebende Ziel, nach Jerusalem und an die heiligen Stätten des Landes. Nach vierjähriger Abwesenheit kommt er im Herbst 1834 nach München zurück. Hier promoviert er und heiratet die Tochter seines Lehrers und Freundes Franz von Baader, er habilitiert sich dann für klassische Philologie in Würzburg und erhält nach kurzer, sehr erfolgreicher Lehrtätigkeit die Berufung auf den Lehrstuhl. 1844 wurde er vom König nach München berufen und Mitglied der Bayerischen Akademie. Die beiden Abhandlungen, die er 1846 und 47 in der Akademie vortrug über „Das Studium des griechischen und römischen Altertums" und „Über den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens" sind bereits Beispiele seiner vergleichenden Geschichts- und Kulturbetrachtung. Der uns von Spengler geläufig gewordene Grundgedanke der Parallelentwicklung der Kulturen in Aufstieg und Abstieg entspricht und entspringt bei Lasaulx jener Weltuntergangsstimmung, die ihn mehr und mehr beherrscht. Als Lasaulx im Februar 1847 im Senat der Universität beantragte, dem zurückgetretenen Minister von Abel die Anerkennung auszusprechen für die mutige Haltung, die er in seiner Mißbilligung der Erhebung von Lola Montez in den Adelsstand bekundet hatte, wurde er vom König in den Ruhestand versetzt, was wiederum unter den Studenten und Bürgern starke Erregung verursachte und zu Demonstrationszügen führte. Im Frühjahr 1848 wurde er in die Frankfurter Nationalversammlung und von dieser in den Verfassungsausschuß gewählt. Aber Lasaulx war weder für eine parlamentarische Demokratie noch für eine Republik, er war für die Monarchie und die großdeutsche Idee, für ein Zentrum in Wien und gegen den „preußischen Byzantinismus". Als nach der Ablehnung der Kaiserwürde durch den König von Preußen die Nationalversammlung die Wahl für einen Reichstag vorbereiten sollte, der dann die Wahl eines Reichsstatt-

halters folgen sollte, trat Lasaulx aus der Nationalversammlung aus. Nach seiner Rückkehr nach München wurde er 1849 von dem König Max II., entsprechend auch dem Wunsche der Studentenschaft, wieder in seine akademische Lehrtätigkeit eingesetzt. Er ging nun von der philologischen Lehrtätigkeit ganz zur reinen Philosophie über. Seine Geschichtsphilosophie ist von dem Grundgedanken durchzogen, daß wir am Vorabend des Unterganges unserer Kultur leben. Der aufkommende Mechanismus und Materialismus trug mit zu dieser Zeitdiagnose bei, der Zusammenbruch des deutschen Idealismus schien das „Ende der Philosophie" zu bezeugen. Die technische und wirtschaftliche Entwicklung schien die Deutung zu bestätigen. Vor allem aber deute die sinkende Glaubenskraft, die sinkende Moralität und die künstlerische Unfruchtbarkeit auf eine Katastrophe hin, die derjenigen vergleichbar sei, die Rom in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erlitten habe. Die Führung der Menschheitskultur werde an die slawischen Völker übergehen. Es ist erstaunlich, wie viele Gedanken wir bei Lasaulx finden, die wir bei der Lektüre von Spenglers „Untergang des Abendlandes" für neu hielten. Zweifellos hat Lasaulx auch auf Jakob Burckhardt, der ja nur dreizehn Jahre jünger war als Lasaulx, und auf dessen „Weltgeschichtliche Betrachtungen" gewirkt und mindestens über diese wiederum auf Spengler. Eine erste Zusammenfassung seiner Geschichtsphilosophie gibt die Schrift „Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", die 1856 während seines Sommeraufenthaltes bei Meran entstand. Im gleichen Jahr erschien die Schrift „Über die theologischen Grundlagen aller philosophischen Systeme", 1857 „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten", 1858 die Schrift „Über die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern", 1860 „Zur Philosophie der römischen Geschichte". Die Möglichkeit, eine Katastrophe zu überwinden, sieht Lasaulx nur in einer Wiedererstarkung des religiösen Erlebens. Er hatte das Werk noch nicht abgeschlossen, das ihm vorschwebte, als ein plötzlicher Tod am 9. Mai 1861 ihn wegnahm. In dem äußerlich umfangreichsten Werk „Philosophie der schönen Künste" hat er seine kunstphilosophischen Gedanken zusammengefaßt.

Von ganz anderer Art war das Arbeitsgebiet Karl von Prantls* (1820–88), der seit 1848 der Bayerischen Akademie angehörte und seit 1873 Klassensekretär war. Er hat in vier Bänden eine wertvolle „Geschichte der Logik im Abendland" (1855–70) hinterlassen, die leider einer Ergänzung bis zur Gegenwart harrt.

Von den Vertretern der Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind als außerordentliche oder korrespondierende Mitglieder der

Akademie zu nennen: Immanuel Hermann Fichte, der Sohn Johann Gottlieb Fichtes (Tübingen, 1796–1879, ao. Mitglied 1855), dessen Standpunkt von ihm selbst am besten zusammengefaßt ist in dem heute wenig bekannten und von ihm selbst allzu bescheiden als Gelegenheitsschrift bezeichneten, 1873 erschienenen Buch „Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung, ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Spekulation", in dem er im Vorwort sagt, daß sein Titel keineswegs polemisch zu verstehen sei, – Rudolf Hermann Lotze (Berlin, 1817–1881, ao. Mitglied 1876), der von der Naturwissenschaft und Medizin ausgegangene Verfasser des „Mikrokosmos" und des „Systems der Philosophie", wohl der bedeutendste Synthetiker seiner Zeit und wie sein Freund Gustav Theodor Fechner Verteidiger der Metaphysik in einer metaphysikfeindlichen Zeit, – Eduard Zeller (Berlin, 1814–1908, ao. Mitglied 1873), der von der Systematik zur Geschichte der Philosophie überging und vor allem durch sein dreibändiges Werk „Philosophie der Griechen" (1844 bis 1852) bekannt geworden ist.

Wenden wir uns nun den Philosophen zu, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Beginn unseres Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben und der Akademie angehörten, so haben wir zu nennen als außerordentliche Mitglieder Wilhelm Wundt (Leipzig, 1832–1920, ao. Mitglied 1900), Wilhelm Dilthey (Berlin, 1833–1911, ao. Mitglied 1903), Wilhelm Windelband (Heidelberg, 1848–1915, ao. Mitglied 1904), Edmund Husserl (Freiburg, 1859–1938, ao. Mitglied 1905) und als Münchener Vertreter der Philosophie und ordentliche Mitglieder der Akademie Carl Stumpf (zuletzt in Berlin, 1848–1936, Mitglied der Akademie seit 1890), Georg Graf von Hertling* (1843–1919, ao. Mitglied 1896, o. Mitglied 1899), Theodor Lipps (1851 bis 1914, ao. Mitglied 1896, o. Mitglied 1899), Clemens Baeumker (1853–1924, ao. Mitglied 1912, o. Mitglied 1913), Oswald Külpe (1873–1915, ao. 1914, o. 1915), Erich Becher* (1882–1929, ao. 1916, o. 1924). Von Hertling und Baeumker waren Inhaber des katholischen (jetzt Konkordats-) Lehrstuhles und Vorstand des Philosophischen Seminars I, Lipps, Külpe und Becher hatten den nicht konfessionell gebundenen Lehrstuhl inne und waren Vorstand des Philosophischen Seminars II. Die jeweiligen Vertreter der beiden Lehrstühle und Seminarien arbeiteten stets in erfreulicher Weise zusammen. Man kann sagen, daß die genannten Namen die Kontininität und den Zusammenhang der philosophischen Entwicklung in München repräsentieren.

Georg Graf von Hertling, geboren am 31. 8. 1843 in Darmstadt, könnte seinem Leben nach im Sinne der Sprangerschen Typenlehre als Vertreter der religiösen, theoretischen und politischen Lebensform bezeichnet werden.

War er doch seit 1875 Mitglied des Deutschen Reichstags; als er 1912 vom Prinzregenten Luitpold als bayerischer Ministerpräsident berufen wurde, gab er seine Lehrtätigkeit an der Münchener Universität auf; 1917 übernahm er in einer im Grunde bereits aussichtslosen Situation das Amt des Deutschen Reichskanzlers, von dem er am 31. 10. 1918 durch Prinz Max von Baden abgelöst wurde. Wenige Tage vor Eröffnung des Versailler Friedenskongresses ist er auf seinem Landsitz Ruhpolding am 1. April 1919 gestorben. Er hatte aber diese Ämter nie erstrebt, sondern gezögert, sie zu übernehmen, er hatte sich ihnen nur nicht entzogen, als er sich verpflichtet fühlte, sich zur Verfügung zu stellen. Aber der Schwerpunkt seines Lebens und der Erfolg seines Wirkens lag doch im Bereich der Philosophie, in der seine religiöse und seine theoretische Natur sich verbanden. Ausgegangen von Trendelenburg und beeinflußt auch von seinem nur fünf Jahre jüngeren Vetter Franz Brentano wandte er sich besonders der Philosophiegeschichte zu in wertvollen Schriften über Aristoteles, Augustinus, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Descartes, John Locke (u. a. „Albertus Magnus", 1880, gesammelte „Historische Beiträge zur Philosophie", 1914). Es kam ihm dabei vor allem auf die ideengeschichtlichen Zusammenhänge an, z. B. auch in der auf Grund seines Vortrages vom 3. Dezember 1904 in der Akademie erschienenen Arbeit „Augustinuszitate bei Thomas von Aquin". Es wäre aber eine Verkennung, anzunehmen, daß er sich der systematischen Philosophie sozusagen nur aus der Verpflichtung des akademischen Lehrers heraus gewidmet hätte. Er war im Gegenteil an den aktuellen weltanschaulichen Problemen seiner Zeit sehr interessiert. Erkenntnistheoretisch bekannte er sich zum „kritischen Realismus", er setzte sich kritisch mit dem Mechanismus und Darwinismus auseinander („Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung", 1875) und stand als antimaterialistischer Metaphysiker in geistesgeschichtlicher Beziehung auch zu Hermann Lotze (vgl. seine „Vorlesungen über Metaphysik", hrsg. 1922 von M. Meier). Die Brücke aber zwischen seiner Philosophie und seiner politischen Wirksamkeit schlägt er mit seinen rechts- und gesellschaftsphilosophischen Arbeiten („Recht, Staat und Gesellschaft", 1906, „Naturrecht und Sozialpolitik", 1893, und in zahlreichen Aufsätzen).

Sein Nachfolger wurde Clemens Baeumker. Am 16. September 1853 in Paderborn geboren als Sohn eines Gymnasiallehrers, studierte er Theologie, Philosophie und Altphilologie und war dann zunächst fünf Jahre lang selbst als Lehrer am Gymnasium tätig. Schon seine Dissertation über Aristoteles hatte viel Anerkennung und Beachtung gefunden, und schon 1882 wurde er an die Universität Breslau berufen, als 29jähriger begann er seine akademische Laufbahn gleich als ordentlicher Professor, 1900 folgte er einem Ruf

nach Bonn, seit 1909 gehörte er bereits der Münchner Akademie als korrespondierendes Mitglied an. Den 1912 übernommenen Lehrstuhl in München hatte er bis zu seinem 70. Lebensjahr inne. In dem kritischen Jahr nach dem Ende des ersten Weltkrieges und der Revolution trug er die Verantwortung als Rektor der Münchener Universität. Bald nachdem er sich nach 40jähriger Lehrtätigkeit, schon gegen die Erschöpfung seiner Kraft und gegen seine Krankheit kämpfend, zurückgezogen hatte, starb er am 27. Oktober 1924. Er hatte einen großen Namen als bedeutender Vertreter der Geschichte der Philosophie, besonders des Mittelalters, er wurde Begründer der „Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters", an denen auch Hertling mitarbeitete, aber mit Recht sagte Erich Becher, dessen Berufung nach München 1916 übrigens Baeumker angeregt hatte, in seiner warmherzigen Würdigung im Nekrolog der Akademie, daß zwar die philosophiegeschichtliche Forschung für ihn ihre selbständige Bedeutung gehabt habe, „darüber hinaus aber habe sie die andere bedeutsame Aufgabe, der Philosophie selbst zu dienen, indem sie das von den großen Geistern erworbene Geistesgut in unverfälschter Reinheit neu erwirbt und treu bewahrt und zugleich das Auge schärft für das historisch Bedingte, sachlich Unzulängliche, das auch den erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes unvermeidlich anhaftet".

Wenden wir uns nun der anderen Reihe zu, den Vertretern des Philosophischen Seminars II. Theodor Lipps, am 28. Juli 1851 in Wallhalben in der Rheinpfalz geboren, hatte 1874 in Bonn über Herbarts Ontologie promoviert und sich 1877 dort habilitiert, 1890 wurde er nach Breslau, 1894 als Nachfolger Stumpfs nach München berufen. Bei ihm ist nicht nur von einer Personalunion für Philosophie und Psychologie die Rede, sondern der Akzent lag für ihn unleugbar auf der Psychologie, in die die Philosophie sozusagen eingeht. Schon 1883 erschienen die „Grundtatsachen des Seelenlebens". Die Psychologie als Wissenschaft der inneren Erfahrung wird ihm zur Grunddisziplin auch für die Logik, Ethik, Ästhetik und schließlich Metaphysik, er wird zum Hauptvertreter des Psychologismus seiner Zeit, nicht aber eines nur positivistisch verstandenen Psychologismus. Lipps war allerdings auch nicht starr, er machte daher Einschränkungen unter dem Eindruck der „Logischen Untersuchungen" Husserls, mit denen er sich auseinandersetzte. Seine Arbeiten über „Psychologische Absorption" und über „Das Relativitätsgesetz der psychologischen Quantität und das Webersche Gesetz", über die er am 13. Juni 1900 und 1. Februar 1902 in der Akademie sprach, sind in deren Sitzungsberichten erschienen. Lipps starb, nachdem er in einem schon sehr geschwächten Zustand sich jahrelang immer noch zur Arbeit gezwungen hatte, am 17. Oktober 1914.

Der Nachfolger von Lipps, Oswald Külpe, geboren am 3. August 1863 in Kurland, studierte bei Wilhelm Wundt in Leipzig, die psychologische Problematik stand also auch hier am Anfang, und er empfing Anregungen auch von Georg Elias Müller, dem Vertreter der experimentellen Psychologie und besonders der Gedächtnislehre, aber auch in Physiologie von dem Gehirnanatomen Flechsig. Er promovierte 1887 und habilitierte sich 1888 mit einer Arbeit über die „Lehre vom Willen in der neueren Philosophie". Aus der Leipziger Zeit ist auch hervorgegangen sein „Grundriß der Psychologie, auf experimenteller Grundlage dargestellt" (1893). 1894 wurde er nach Würzburg für Philosophie und Ästhetik berufen. Er wurde dort der Begründer der denkpsychologischen Schule, die die Unzulänglichkeit der alten Engramm- und Assoziationslehre, der Zurückführung des Denkens auf Assoziationsgesetze aufzeigte und überwand. Als Philosoph aber wurde er der Mitbegründer des neuen kritischen Realismus: 1912 erschien auf Grund jahrelanger Vorlesungen der erste Band der „Realisierung", der zweite und dritte konnten erst nach seinem Tod 1920/23 erscheinen. Eine metaphysische Konsequenz ist die Verteidigung einer Wechselwirkungslehre gegenüber dem Parallelismus und die Kritik des Materialismus einerseits, eines extremen universalen Spiritualismus andererseits. Desgleichen sucht Külpe in der Ethik eine Synthese von Apriorismus und Empirismus, von Subjektivismus und Objektivismus. Külpe wird von Baeumker in dem Nachruf, den er ihm im Nekrolog der Akademie gewidmet hat, als „der geborene Lehrer" gerühmt; als Philosoph ist er der große Synthetiker, der immer die rechte Mitte sucht und die Verbindung der Erfahrungswissenschaften mit dem philosophischen Denken erstrebt. Seine Lehrtätigkeit in München freilich, die er 1914 antrat, und seine Wirksamkeit in der Akademie, der er seit 1914 als ao. und seit 1915 als ordentliches Mitglied angehörte, dauerte nur kurze Zeit. Noch am 6. Februar hatte er einen Vortrag „Zur Kategorienlehre" gehalten, schon am 30. Dezember des gleichen Jahres starb er.

Ihm folgte an der Universität und in der Akademie Erich Becher, dem ich als meinem Lehrer und ich darf wohl sagen Freund, aber auch wegen seiner Bedeutung für die Philosophie auch der Gegenwart eine etwas ausführlichere Würdigung wohl widmen darf. Erich Bechers Leben ist gekennzeichnet durch seinen ungewöhnlich raschen Aufstieg und durch seinen frühen Tod. Er ist geboren am 1. September 1882 in Rheinshagen bei Remscheid als Sohn einer Lehrersfamilie, aus der eine Reihe hochbegabter Kinder erwuchsen. Es war vielleicht schon mitbestimmend für ihn, daß er in Remscheid am Realgymnasium das Abitur machte und also an einer weitgehend naturwissenschaftlich ausgerichteten Schule heranwuchs, die griechische Sprache hat er erst später nachgeholt. Er studierte in Bonn Mathematik und Physik

und legte aus diesen zwei Fächern 1904 die Lehramtsprüfung ab, widmete sich zugleich aber der Philosophie und Psychologie, und schon 1903 machte eine Preisarbeit „Über den Attributenbegriff bei Spinoza", die 1905 erschien, auf ihn aufmerksam. 1904 promovierte er mit einer Dissertation über die „Psychologie des Lesens", 1907 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die „philosophischen Voraussetzungen der exakten Naturwissenschaften". Diese Verbindung der Philosophie, die sein eigentliches letztes Anliegen war, mit den Naturwissenschaften einerseits und der Psychologie, zu der ihn insbesondere auch Benno Erdmann anregte, andererseits, beherrschte sein Leben und gab seinem Werk den Charakter einer Vollphilosophie. Bereits 1909 erhielt er als 27jähriger einen Ruf als Ordinarius nach Münster. 1911 erschien das erste seiner Hauptwerke „Gehirn und Seele", wie wir heute zu dem Thema des Leib-Seele-Problems wieder eines bräuchten, 1914 sein Beitrag „Naturphilosphie" in dem Sammelwerk „Kultur der Gegenwart", 1915 eine kosmologische Arbeit „Weltgebäude, Weltgesetze, Weltentwicklung". Aber auch ethische Fragen hatten ihn in enger Verbindung mit der Psychologie schon immer beschäftigt: 1907 setzte er sich mit den „Grundfragen der Ethik" auseinander, 1914 erschien seine Schrift „Erziehung zur Menschenliebe und Helfersystem". 1916 wurde er, empfohlen von seinem einstigen Bonner Lehrer, der nun in München wirkte, Clemens Baeumker, als Nachfolger von Külpe nach München gerufen, vom gleichen Jahr ab war er ao., von 1924 ab o. Mitglied der Akademie. Am 17. Mai 1919 hat Becher in dieser über „Die erkenntnistheoretische Grundlegung und die Einteilung der Realwissenschaften" gesprochen. Diesem Thema ist auch eines seiner umfangreichen Werke gewidmet, das 1921 erschienene wissenschaftstheoretische Buch „Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften" – Untersuchungen zur Theorie und Einteilung der Realwissenschaften" (zum 70. Geburtstag seinem Vater gewidmet); das Buch strebt, wie Becher im Vorwort sagt, eine vergleichende Wissenschaftslehre, sozusagen eine vergleichende Anatomie der Wissenschaften, insbesondere der Realwissenschaften, an und schließt mit dem für Becher sehr charakteristischen Ergebnis: „Nach ihren Gegenständen, Methoden und Erkenntnisgrundlagen gehören Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Metaphysik als die drei großen Abteilungen der Realwissenschaften zusammen. Dabei übergreift und krönt die Gesamtrealwissenschaft die beiden Gruppen von Einzelrealwissenschaften, indem sie beider Gegenstände, Methoden und Erkenntnisgrundlagen verbindet und indem sie sich auf die Ergebnisse der beiden stützt. Oder sagen wir, um ein anderes altes Bild zu gebrauchen: Die Metaphysik ist die Königin der Wissenschaften; aber diese Königin ist eine überzarte, seit langem kränkelnde Frau. Sie bedarf gar sehr der Unterstützung

durch ihre gesunden und kraftvoll entwickelten Schwestern, die Einzelrealwissenschaften. Möge die Königin der Wissenschaften, genährt mit der gesunden Speise der Erfahrung zu der stolzen Kraft ihrer Schwestern genesen." Damit ist jene „induktive Metaphysik" gekennzeichnet, zu der er sich verpflichtet fühlte. Eine zusammenfassende Darstellung seines Systems gibt die 1926 erschienene „Einführung in die Philosophie", die nach dem Vorwort „sich darauf beschränkt, die Erkenntnistheorie als grundlegende und die Metaphysik als zentrale Disziplin der Philosophie zu bearbeiten", die aber die Weite, Fülle und doch Einheit der Becherschen Philosophie in einer viel eindringlicheren Weise zum Ausdruck kommen läßt, als der sehr bescheidene Titel des Buches vermuten läßt (Neuauflage 1949). Von den kleineren Schriften und Aufsätzen seien genannt vor allem die wichtige Arbeit über „Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen", 1917, ferner „Metaphysik und Naturwissenschaft", 1926, „Grundlagen und Grenzen des Naturerkennens", 1928. Wenn aber Erich Becher auch in erster Linie Systematiker war, so war er doch auch an der Geschichte der Philosophie nicht nur interessiert und behandelte sie auch nicht nur im Rahmen seiner Vorlesungen, sondern auch in Vorträgen und Schriften. Unmittelbar nach seinem Tod erschien 1929, herausgegeben von seiner Schwester Hedwig Becher und eingeleitet von Aloys Fischer, das Buch „Deutsche Philosophen" (Verlag Duncker und Humblot), ein Sammelwerk, das den Lebensgang und das Lehrgebäude von elf Philosophen von Kant und Schelling bis Eucken und Siegfried Becher darstellt und auch ein vollständiges Verzeichnis der Becherschen Bücher und Schriften enthält. Becher war ein vorbildlich klarer und gütiger Lehrer. Seine immer in freier Rede gehaltenen Vorlesungen und Seminarien übten eine starke Anziehungskraft auf die Studierenden aus, aber nur zwölf Jahre lang hat er, unterbrochen von einem Semester, in dem er einer Einladung nach Amerika – damals noch ein seltener Fall – zu Gastvorlesungen folgte, in München lesen und wirken können, dann mußte er als 46jähriger am 5. Januar 1929 aus dem Leben scheiden; ein Gallenleiden und eine Herzerkrankung mochten zusammengewirkt haben zu dem frühen Ende. Aloys Fischer, sein gleichaltriger Kollege, der Vertreter der Pädagogik und Psychologie, sprach ergreifende Worte an seiner Bahre, Albert Rehm* gedachte seiner in einem warmherzigen Nekrolog der Bayerischen Akademie in Worten, die unvergeßlich bleiben sollten. Seine Kollegen und Studenten und nicht zuletzt die von ihm habilitierten Mitarbeiter Kurt Huber und der Verfasser dieser Erinnerungsworte empfanden seinen Tod als tragisch, er hätte noch viel geben können und wollen, und doch war das Leben des Frühreifen auch das eines Frühvollendeten zu nennen; ein „wun-

dervoll einheitlicher Zug", schreibt Rehm, „geht durch dieses Leben, und es blieb ihm, dem großen Menschenfreund und Friedensfreund, durch den frühen Tod wohl auch Bitteres und Schweres erspart, was sonst in den nun folgenden Jahren sein Leben„ überschattet hätte.

Überschauen wir nach diesem Überblick über sein Leben nochmals die Frucht seines Forschens und Schaffens, so tut sich weitgehend schon in den Titeln seiner Bücher und Schriften der Weg und das Ziel seines Denkens kund: er will durch Zusammenhalt der in philosophischer Sicht geschauten Ergebnisse der Grundwissenschaften, der Physik, Biologie, Psychologie, zu einer bestverantwortlichen Antwort auf die metaphysische Fragestellung nach der „Gesamtwirklichkeit" kommen. Er kann dank seines eigenen Studienganges teilnehmen an der gerade damals in neuen Entwicklungen begriffenen theoretischen Physik, die ARNOLD SOMMERFELD* seinen Hörern, unter denen oft auch Becher war, in seinen Colloquien zugänglich machte; er nimmt teil an der Entwicklung des Neuvitalismus durch Hans Driesch und HANS SPEMANN und steht in enger Fühlung mit seinem ebenfalls früh verstorbenen Bruder, dem Biologen Siegfried Becher; er leitet selbst das psychologische Seminar und Praktikum – für sein Anliegen „Gehirn und Seele" ist wohl auch die Verbindung mit seinem Bruder, dem Vertreter der Medizin und Anatomie, wertvoll gewesen; ja er war bei aller Vorsicht und Kritik aufgeschlossen auch gegenüber der sogenannten Parapsychologie und bereit, sich und seinen Seminarraum für die Beobachtung und Untersuchung paranormaler Phänomene zur Verfügung zu stellen; einer endgültigen Beurteilung glaubte er sich noch enthalten zu müssen, seine Erkrankung hinderte ihn an der Fortführung. Es wäre zu billig, ein so weites Streben und Können abzuwerten als bloße Vielwisserei oder eine solche „induktive Metaphysik" als bloße enzyklopädische Summierung unseres Wissens hinzustellen. Die so weitverbreitete Schizophrenie zwischen Wissenschaft und Philosophie und die gerade heute so gern vollzogene Spaltung von Sein und Seiendem ist für eine Vollphilosophie unvollziehbar. Bechers Philosophie will Grundwissenschaft und Zielwissenschaft sein, sein kritischer Realismus und seine induktive Metaphysik wollen die Mitte halten zwischen kritikloser Naivität und Skepsis und zwischen phantasierender Spekulation und resignierendem Verzicht auf jedes denkerische Wagnis. Seine Philosophie könnte man daher wohl einen Weg von den Grenzen der Wissenschaft an die Grenzen des Transzendenten, der Religion nennen: Aus letztlich philosophischem Fragen sind den Wissenschaften die Grundprobleme gestellt, ihre weltanschaulich relevanten Ergebnisse hat die Philosophie erkenntniskritisch zu prüfen und metaphysisch durch den Zusammenhalt der in ihnen gelegenen Hinweise für die menschenmöglichen Antworten auszuwerten. Becher hat

damit eine dauernd weiter zu verfolgende Aufgabe hinterlassen. Von besonderen Problemen aber, für die er uns wertvolle Lösungsansätze hinterließ, die unter Einbeziehung der inzwischen erfolgten und erfolgenden Erweiterung unseres Horizontes Ausgang für eine Weiterführung sein sollten, seien ausdrücklich drei genannt: Das Leib-Seele-Problem – die Verfeinerung der Wechselwirkungslehre zur Doppelursachen-Doppelwirkungslehre, für die Carl Stumpf bereits den Grund gelegt hatte –, das Gedächtsnisproblem – der Zusammenhang des rein physiologisch unerklärbaren „Vorbewußten" mit dem Problem des Unbewußten überhaupt – und das Problem der „fremddienlichen Zweckmäßigkeit" – und durch die Erweiterung des Begriffes der Zweckmäßigkeit über die eigendienliche und artdienliche hinaus eine Erweiterung des herkömmlichen Lebensproblems überhaupt; der exemplarische Fall, den Becher gewählt hat, wäre von der Botanik und der Zoologie her durch interessante andere Fälle zu ergänzen. Gerade die Stellungnahme Bechers zum Leib-Seele-Problem zeigt übrigens, wie fern es ihm lag, starr an einem einmal bezogenen Standpunkt und einer theoretischen Voraussetzung festzuhalten; noch 1907 hatte er den psychophysischen Parallelismus gegen Driesch verteidigt, auch eine gewisse gedankliche Nähe zu Gustav Theodor Fechner, der ebenso wie Hermann Lotze und Eduard von Hartmann ja auch ein Vorläufer des kritischen Realismus von heute war, aber mit seiner Zweiseitenlehre den Parallelismus vertrat, mag in diese erste Stellungnahme Bechers eingegangen sein; dann aber überzeugte er sich von den unwiderlegbaren Einwänden gegen den Parallelismus und der Notwendigkeit einer Rückkehr zu einer freilich neuen Art der Wechselwirkungslehre. Becher wollte auch als Lehrer nicht eine Schule gründen, er wollte, wie Rehm in seinem Nekrolog sagt, nicht überreden, sondern stets zum Selbstdenken führen, er wollte zum Philosophieren erziehen, zur Klarheit des Denkens und zur Klarheit der Sprache, und er tat es durch sein Vorbild. Aber er wollte doch nicht nur formal erziehen, sondern geben, was er gefunden hatte – d. h. als letztes auch bekennen, was er zwar mit guten Gründen belegen, aber nicht mehr streng beweisen konnte. Wir wollen diese Erinnerung an ihn schließen mit dem Bekenntnis, mit dem er selbst seine „Einführung in die Philosophie" geschlossen hat: „Blicken wir zum Schluß zurück auf den Ausgangspunkt unserer metaphysischen Gedankengänge, auf die materialistische Lehre, daß die Welt ausschließlich aus körperlichem Baumaterial bestehe, so erkennen wir, wie ungeheuer weit wir uns von diesem Standpunkt erntfernt haben. Wir kommen zu der entgegengesetzten psychistischen Auffassung, daß die ganze Welt, auch die Materie an sich, aus seelischem Baumaterial bestehe. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls existieren seelische Faktoren in der Welt und es ergab sich uns, daß sie eine

Führerrolle in ihr spielen, zunächst in unserem Großhirn, weiterhin wohl auch im ganzen Reich des Lebens. Und endlich sprach manches für die Vermutung, daß über dem Seelischen, welches den einzelnen Lebewesen zugehört, ein überindividuelles Seelisches steht, das in die Individuen führend hineinreicht und -wirkt. Freilich ist das nur eine kühne Hypothese. Aber es ist das unvermeidliche Schicksal der empirisch induktiven Metaphysik, auf die weit über unsere Erfahrung hinausgreifenden Weltanschauungsfragen nur mit Hypothesen antworten zu können. Selbstüberhebung der Metaphysik wäre es, wenn sie sich anmaßen würde, dem religiösen Glauben den Charakter wissenschaftlicher Gewißheit zu geben. Aber glücklich darf sich der Metaphysiker schätzen, wenn er, indem er nur dem Leitstern der Wahrheit folgt und nie vom mühsamen Pfade unbestechlicher wissenschaftlicher Forschung abweicht, zum Wegbahner der religiösen Überzeugung wird, daß über den irrenden und hadernden Individuen ein überindividuelles, geistiges Wesen führend und verbindend waltet, welches zu uns spricht in der Stimme des Gewissens und in unser Herz den Keim selbstloser Liebe legt."

Fassen wir nun die Durchwanderung der Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts und des ersten Drittels unseres Jahrhunderts, wie sie von den genannten Mitgliedern der Akademie repräsentiert wird, zusammen, so können wir sagen: Es ist ein großes Erbe, das uns die beiden Hauptrichtungen, die wir unterscheiden können, die idealistisch-romantische von dem genialen Schelling bis zu Lasaulx und die realistische von Hertling bis Becher, hinterlassen haben. Trotz der Verschiedenheit nach der Lebenszeit und Eigenart der einzelnen Vertreter durchziehen drei gemeinsame Züge diese Münchener Geistesgeschichte: Das Streben nach einer Einheit und Ganzheit des menschlichen Suchens nach Wahrheit durch Verbindung von Philosophie und Wissenschaften, das Gerichtetsein auf die Wirklichkeit und also selbst in den „idealistischen Systemen" der Zug zum Realismus und die kritische Haltung zu einem anti-metaphysischen, aber selbst doch mit einem metaphysischen Anspruch auftretenden Mechanismus und Materialismus.

JOHANN KASPAR ZEUSS

Von Wilhelm Wissmann

Keine der zahlreichen Vorlesungen, die der spätere Begründer der keltischen Philologie J. K. Zeuss* als Student an der Universität München mit 'ununterbrochenem Fleiss und ausgezeichnetem Fortgang' gehört hat, kann ihm, soweit wir wissen, soviel unmittelbare Anregung zu seinem Lebenswerk gegeben haben wie die Schmellers über Historische Grammatik der deutschen Sprache, deren Anfang Schmeller zum größten Teil wörtlich ausgearbeitet und aufbewahrt hat.[1] Nach dem Manuskript behandelte der erste Teil, die „Deutsche Sprache vor den auf uns gekommenen schriftlichen Denkmälern derselben", zunächst kurz die „Verwandtschaft der deutschen Sprache (natürlich all ihre Dialekte dies- und jenseits der Meere mit einbezogen)" mit 1. der slavischen, 2. der litauischen, 3. der gälischen (albanischen, phrygischen)[2], 4. der lateinischen, 5. der griechischen, 6. der persischen und 7. der indischen. Diese Verwandtschaft, die an den Pronomina, den Zahlwörtern, den Verwandtschafts- und Körperteilnamen, den Bezeichnungen für Tag, Nacht und Monat, den Tiernamen und dem Verbum substantivum verdeutlicht wird, ist nicht so aufzufassen, daß die Deutschen von den Persern oder Indern abstammen, sondern „daß wir die Deutschen im Besitze ihres Idioms, obgleich aus der Geschichte weit später hervortauchend, für nicht weniger alt als die genannten Nationen im Besitz des ihrigen ansehen dürfen . . . und daß endlich die Nationen, von deren Verwandtschaft nach der Sprache die Rede ist, . . . aus dem südlichen Asien auf dem Landwege nördlich nach . . . Europa . . . vorgerückt sind, ihre Sprachen schon in jedem Weltteil eine geraume Zeit geschieden sein mochten, eine Scheidung, die auf dem Zuge durch die Berührung mit mancherlei wohl schon in Europa vorhandenen Völkern (ich denke dabei an die jetzigen Basken und Finnen) eine noch beträchtlichere werden mußte."

Die Vorlesung gibt sodann eine Übersicht über die germanischen Wörter und Namen, die von den antiken Autoren überliefert sind, wobei die Ernte an Wörtern nicht sehr reichlich ausfällt und „in der Erklärung der freilich zahlreicheren Eigennamen noch viel mehr allzu willkürlich und bedenklich bleibt. . . . Die größte Stärke der alten Classiker war sicherlich nicht die Kenntniß barbarischer Sprachen. . . . So haben manche die bei den Alten

als gallisch angeführten Wörter und Namen mit nicht geringerem Glück im Deutschen als andere im Niederbretannischen, Welschen und Gaelischen Irlands und Schottlands nachweisen zu können geglaubt. Ja in einer neueren Schrift sind gar das Keltentum und das Germanentum als identisch dargestellt.[3] Nur eine genauere Kenntniß dessen was von der gallischen Sprache an Denkmälern und einzelnen Glossen noch in im einzelnen wenig benutzten alten Handschriften[4] vorhanden ist, und der in Irland, Hochschottland, Wallis und Niederbretagne[5] noch lebender Dialekte jenes Sprachstammes, wird in der Folge die besonders auch bei uns in Bayern aus historischen Gründen (Pallhausen, auch Bullet[6]) vielfach angeregte Frage über das Verhältniß des Keltischen zum Deutschen genügend beantworten lassen."

Diese Anregungen hat der „standhaft ausharrende Zeuß"[7] begierig aufgegriffen; alle seine Arbeiten und Pläne gelten dem hier von Schmeller angeschnittenen Problemenkreis: „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (München 1837) sammeln die griechischen und römischen Zeugnisse über die nord- und mitteleuropäischen Völker und Stämme von Herodot bis zu den Byzantinern, von Caesar bis ins Mittelalter systematisch und beurteilen sie mit historischer, philologischer und sprachwissenschaftlicher Kritik, wobei eingehende Kenntniß der germanischen Sprachen und nicht geringe des Keltischen und Slavischen[8] meist eine sichere Zuordnung zu einem der europäischen Völkerstämme ermöglichen. Den kleinen, aber für jeden Freund 'des vaterländischen Alterthumes' besonders wichtigen Abschnitt 'Baiovarii' dieses Buches (364 ff.) nimmt dann Zeuß zwei Jahre später in der Schrift 'Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen' (München 1839) wieder auf, da er inzwischen die 'ältesten einheimischen Handschriften des hiesigen Reichsarchivs' durchgearbeitet hatte und nun aus den ältesten Namensformen zwingend dartun kann, daß alle Erforschung des germanischen Altertums auf morschen Grundlagen errichtet ist, wenn sie sich nicht auf 'gründliche und wissenschaftliche Sprachenkunde' stützen kann.

Das in den ältesten Handschriften gesammelte Namensmaterial führte dann zum Plan eines oberdeutschen Namensbuches; im Zusammenhang damit werden 1842 noch die 'Traditiones possessionesque Wizenburgenses' herausgegeben, aber dann muß alles der energischen Arbeit an der monumentalen 'Grammatica Celtica' weichen: wie es Schmeller ausgesprochen und Zeus wiederholt hat, wer Germanen und Kelten sicher scheiden will, muß beide Sprachen gründlich kennen. Und so hat sich Zeuß früh mit dem Keltischen beschäftigt; schon in seinem Erstlingswerk kann er zahlreiche Wörter aller keltischen Sprachen zitieren, ja, bevor er die im gleichen Jahre erschienene Schrift Adolphe Pictets 'De l'affinité des Langues Celtiques

avec le Sanscrit' kennen konnte, zu schreiben wagen: 'Die noch übrigen Reste des Keltischen scheinen im Laufe der Zeit stark erschüttert und abgeschliffen zu sein; aber gewiß übertriebener Zweifel ist, ob sie ganz und gar der indisch-europäischen Sprachenfamilie zuzuzählen seien. Hierfür entscheiden sicher Zahlwörter, Pronomina, übereinstimmende Wortbildungen, viel Lexikalisches selbst noch nach der jetzigen Gestalt der Dialekte. Und gesetzt auch, von diesem sei die Hauptmasse, wie sie aussieht, wirklich fremd und eigenthümlich, so ließe sich nur schließen, das Keltische sei in dem jedem Stamme eigenen Vorrathe (solcher ist jedem zuzugestehen, warum einem nicht auch in reicherem Maße?) besonders reich und früher von der gemeinschaftlichen Wurzel abgezweigt; aber es ist kaum zu bezweifeln, daß eine gründliche, durch Vergleichung der Dialekte unter sich und zu ältesten Sprachdenkmälern die Gesetze ihrer Umgestaltung darlegende Etymologie noch eine bedeutende verwandte Masse herausstellte.' (Die Deutschen und die Nachbarstämme 20 f. Anm.)

Als Zeuß nach Beendigung seines Studiums die philologische Konkursprüfung für das Gymnasiallehramt mit Auszeichnung bestanden hatte und ihm der hebräische Sprachunterricht am Alten Gymnasium zu München übertragen worden war, wo er sechs Stunden wöchentlich gegen ein Gehalt von 300 fl. jährlich[9] zu geben hatte, da begnügte er sich sieben Jahre lang damit, weil ihm so genügend Zeit blieb für das, was ihm das einzig Wichtige im Leben war: seine Forschungen. Diese Selbstverleugnung und Askese charakterisiert auch seine großen Werke, zunächst das erste 'Die Deutschen und die Nachbarstämme'. Es ist keine glänzende historische Gesamtdarstellung, die den Leser sofort gefangennimmt und nicht wieder losläßt, sondern eine im Grunde spröde Sammlung von Lexikonartikeln, die vor allem die Quellen selber sprechen läßt und sie dann einer scharfen, mit souveränem Urteilsvermögen gehandhabten Kritik unterwirft. Nur die Vorrede schildert zusammenfassend die welthistorischen Bewegungen, das Werk selbst nur die Geschichte der einzelnen Stämme, aber auch diese nicht in einem fortlaufenden Zug, sondern geschieden in 'Alterthum der Völker' und 'Die neuen Umgestaltungen' (seit dem 3. Jahrhundert). In jedem der beiden Bücher folgen auf die germanischen Stämme die Nachbarstämme zuerst in West und Süd, danach in Ost und Nord. Diese Disposition ist vielfach beklagt worden; Jacob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache 1848, XI) scheint sie 'auf die klarheit der dadurch zerrissenen verhältnisse ungünstig einzufließen; schon das früheste alterthum war umgestaltend und die umgestaltungen sind meistentheils auch alt'. Aber dies ist eben Zeuß' Meinung nicht: 'zur Zeit, als die Kelten ihre Bewegungen schon lange begonnen und beendet hatten, halten die Oststämme sich noch immer in Ruhe und leben

in ihrer unbeweglichen Urzeit, bis mit dem 3. Jahrhundert der umgestaltende und drängende Geist sich auch ihrer bemächtigt' (S. VIII). Diese Disposition stellt an den Leser hohe Anforderungen, wie auch die Darstellungsweise seine dauernde Mitarbeit verlangt: nicht nur die lateinischen und griechischen Zitate, sondern auch die germanischen werden in der Originalsprache gegeben ('da man doch wohl jetzt voraussetzen darf, daß ein deutscher Geschichtsforscher auch deutscher Sprachkenner sei'), slawische mit begleitender deutscher Übertragung, nur arabische und persische in bloßer Übersetzung. Die größte Sorgfalt wird auf die vollständige und zuverlässige Darbietung der Quellen verwandt; wo ihm die Ausgaben nicht auszureichen scheinen, werden die Handschriften befragt; verderbte Stellen werden durch zum Teil glänzende Konjekturen verständlich gemacht. Regelmäßig werden die Inschriften herangezogen – in der damaligen Zeit durchaus nicht selbstverständlich; gelegentlich findet sich auch ein Hinweis auf 'die neuesten Ausgrabungen ansehnlicher römischer Alterthümer zu Exeter' (203 Anm.). Der zwei Jahre später formulierte Grundsatz 'Sprachenkunde sei die Leuchte der Völkergeschichte, der Geschichte des Alterthums, ohne sie sei Niemand ein tauglicher Bearbeiter auf diesem Gebiete. Die Sprache gibt sicheres Zeugniß, irrt nicht, während eine alte Nachricht wohl irren kann'[10] schwebt unausgesprochen über dem Ganzen; er erklärt vor allem die Sicherheit und Schärfe des Urteils. Die Sprache der behandelten Stämme zu bestimmen, wendet er allen Fleiß an; wo es nur angeht, werden die Völkernamen sprachlich erklärt, d. h. es wird nicht nur, worauf die Dilettanten sich zu beschränken pflegen, für die Wurzel eines Namens eine Etymologie gegeben, sondern es wird vor allem die Bildungsweise des Namens dargelegt. Da Namen keine Bedeutung haben wie die Appellativa, ist ihre Etymologie oft recht unsicher, und in der Tat deuten wir heute viele Namen anders, als es Zeuß getan hat, aber eine rationelle Analyse der Bildungselemente kann nicht oder jedenfalls nicht so leicht fehlgehen. Nicht Sprachenkunde, sondern wissenschaftliche Sprachenkunde wird in der Vorrede zur Herkunft der Baiern verlangt. 'Also noch nicht, wer nur von Sprachen und einer Masse Wörter weiß, welche den Wörterbüchern entnommen werden, ist ein tauglicher Arbeiter auf diesem Felde, sondern wer das Sprachengebiet der Völker, die er behandelt, mit wissenschaftlichem Blicke übersieht, die Besonderheiten der einzelnen Sprachen kennt, was jeder gehört oder nicht gehört, unterscheidet, kurz ihre Gesetze und Verhältnisse nach innen und außen erkannt hat.' Daß Zeuß selbst diese hohe Forderung erfüllt, wird aus der allgemeinen Charakteristik der Sprachen der mitteleuropäischen Hauptstämme deutlich; besonders ist auf den Abschnitt über die nähere Verwandtschaft des Germanischen und Slawischen hinzuweisen, die sich vor allem

in der doppelten Flexionsweise der Adjektiva und in der weitgehenden Übereinstimmung der Bildung der abgeleiteten Verba zeigt. 'Die Deutschen und die Nachbarstämme', diese unvergleichliche Erstlingsschrift,[11] ist unverkennbar das Werk eines Sprachforschers und Philologen von hohem Rang, nicht das eines Historikers.[12] Da es in erster Linie eine Quellensammlung oder, wie E. KUHN es nennt,[13] 'ein Urkundenbuch zur Völkerkunde vom Altertum bis zum Ende der Völkerwanderung' ist, behält es als Ganzes immer seinen Wert.

Wir sahen, wie früh sich Zeuß mit dem Keltischen beschäftigt haben muß, da schon sein erstes Werk vielfältig Keltisches zitiert; in seiner 'Herkunft der Baiern' mußte er die Kenntnislosigkeit, Dreistigkeit, das leichtfertige gesetzlose Treiben der Keltomanen anprangern, demgegenüber er die hohe Forderung gründlicher und wissenschaftlicher Sprachenkunde an jeden Erforscher der alten Geschichte stellte. Diese Sprachenkenntnis zu erwerben war damals für das Germanische durch Jacob Grimms Deutsche Grammatik (I^2 1822, II 1826, III 1831 und IV 1837) verhältnismäßig leicht gemacht, für das Slawische durch Joseph Dobrowskys Institutiones linguae slavicae dialecti veteris (1822) und andere Werke gut möglich – für das Keltische fehlte es an einem entsprechenden Werk. Was nottat, hatte schon Schmeller dem Studenten eingeschärft, 1839 spricht es Zeuß dann mit seinen Worten aus: '. . . das Keltische, dessen Eigenthümlichkeit erkannt werden kann aus den Sprachlehren und Wörterbüchern seiner Überreste, des Irischen und Galischen, des Kymrischen in Wales und des Bretonischen in der Niederbretagne'. Leere Programme aufzustellen war nicht Zeuß' Sache. Wollte er endgültig die Dunstschwaden der Keltomanie vertreiben, so mußte er diese Besonderheit des Keltischen deutlich und ausführlich darstellen oder, wie es in der Praefatio zur 'Grammatica Celtica'[14] heißt: 'Linguae, quae inter cognatas linguas ab India per Asiam et Europam dilatas extrema est in occidente, naturam, varietatem formasque exponere (aggredior)'. Mit anderen Worten, er mußte das für die keltischen Sprachen leisten, was Jacob Grimm für die germanischen Sprachen geleistet hatte, er mußte das keltische Gegenstück zur Deutschen Grammatik schreiben. Es ist mehrfach hervorgehoben worden, daß die Grammatica Celtica ohne das Vorbild der Deutschen Grammatik nicht denkbar und daß auch deren Aufbau maßgebend geworden ist. Damit wird der höchste Maßstab angelegt, wenn wir die Grammatica Celtica mit Jacob Grimms bahnbrechendem Werke vergleichen. Vor allem ist dabei zu berücksichtigen, daß die Schwierigkeiten, die sich Zeuß entgegentürmten, unvergleichlich viel größer waren als die, die Jacob Grimm zu überwinden hatte. Zunächst waren von der wichtigsten keltischen Sprache, die in jeder Hinsicht den Schlüssel zu den andern liefert,

vom Altirischen, die ältesten und wichtigsten Denkmäler ungedruckt. Zweitens bietet das Altirische dem Verständnis viel größere Schwierigkeiten als irgendeine germanische Sprache. Das Verbalsystem, die Flexion und Verwendung der Pronomina und besonders die Relativsätze oder vielmehr das, was den Relativsätzen anderer Sprachen entspricht, sind so kompliziert und schwierig, wie es auch nur annähernd nichts anderes in den indogermanischen Sprachen ist. Und schließlich sind die keltischen Sprachen untereinander erheblich verschiedener als die germanischen.

Zunächst galt es, die Materialien zusammenzubringen, vor allem die sogenannten altirischen Glossen (in Wirklichkeit sind es Sätze von oft erheblicher Länge). In den Jahren 1843 und 1844 besuchte Zeuß die Bibliotheken von Würzburg, St. Gallen, Karlsruhe, Mailand und London und schrieb sich die altirischen und altcymrischen Glossen ab. Von diesen sind namentlich die Würzburger sehr schwer zu lesen, unendlich klein an den Rand und zwischen die Zeilen des lateinischen Paulustextes gekritzelt, am Rande stark verblaßt, einige Buchstaben untereinander sehr ähnlich und leicht zu verwechseln.[15] Daß Zeuß sie absolut zuverlässig abschreiben konnte, stellt nicht nur seinem scharfen Auge das glänzendste Zeugnis aus, sondern beweist uns auch, daß er damals schon sehr viel Irisch konnte. Sodann ordnete er die altirischen und altcymrischen Glossen alphabetisch um und legte sich für die mittelcymrischen Maginogion, deren zweiten Band er auch abgeschrieben hatte, ein Wörterbuch an.[16] Diese Aufgabe hört sich leichter an, als sie ist: denn ‘in den altirischen Handschriften werden meist alle die Wörter, die sich um einen Hauptakzent gruppieren, als eins geschrieben’,[17] sodann werden die haupttonigen Vokale weitgehend in ihrer Färbung durch ursprüngliche Endungsvokale beeinflußt und vor allem an- wie inlautende Konsonanten durch vorhergehende oder ursprünglich vorhergehende Konsonanten affiziert. Die Anlage eines Glossars setzt also die richtige Analyse der Sätze und die genaue Kenntnis der komplizierten Lautregeln voraus. Waren nun diese gefunden und die Sätze richtig zerlegt, so galt es die einzelnen Paradigmen aufzubauen und zu verstehen, was bei den Nomina einigermaßen leicht, aber bei den Pronomina und Verba außerordentlich schwer ist. Hatte Zeuß für die leichteren neukeltischen Sprachen dankbar benutzte Vorgänger, so gab es für das Altirische schlechterdings keine Hilfsmittel. Daß und wie Zeuß aus den alten Texten diese Sprache verstanden und ihr System aufgebaut hat, ist schlechthin genial und gehört zu den größten Leistungen der Sprachwissenschaft aller Zeiten.

Noch etwas anderes ist an diesem erstaunlichen Buche fast unbegreiflich. Wie der Titel verspricht und die Vorrede erläutert, soll die Grammatica Celtica aus den ältesten Denkmälern heraus aufgebaut werden. Dement-

sprechend ist es nicht verwunderlich, daß die neukeltischen Sprachen zurücktreten – aber warum wird niemals über die ältesten Zeugnisse zurückgegangen, warum werden keine urkeltischen Formen rekonstruiert und in ihrer Bedeutung für das Verständnis des Indogermanischen und der andern indogermanischen Sprachen hervorgehoben? Warum wird z. B. nicht gesagt, daß ein Paradigma wie air. Nom. Akk. *fer*, Gen. *fir*, Dat. *fiur*, Vok. *fir* auf ein ursprüngliches **viros *virom*, **virī*, **virō*, **vire* zurückgeht und somit zur lateinischen Deklination stimmt, warum nicht, daß in einer Verbindung wie *cofer naile* 'ad virum alium' der Nasal vor *aile* 'alius, alium' aus der ursprünglichen Endung *-on* von *fer* stammt? Diese für den Keltisten wie Indogermanisten wichtigen Tatsachen aus der Grammatica Celtica zu entnehmen, erfordert vom Leser ein solches Maß von Aufmerksamkeit, Mitdenken, ja Scharfsinn, wie es keine andere Grammatik verlangt. Und vom Autor eine Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin, die geradezu etwas Unnatürliches hat. Er hatte sich vorgenommen, die Eigenheit und Besonderheit des Keltischen zu zeigen, und hielt sich in diesen selbstgewählten Schranken. Er gibt nur wirklich dokumentierte Wörter und Formen; mag die Beurteilung und Deutung uns heute vielfach nicht ausreichend oder überholt erscheinen, die sorgfältig und zuverlässig zusammengetragenen Materialien sichern der Grammatica Celtica ebenso ihren dauernden Wert wie dem Erstling „Die Deutschen und die Nachbarstämme".

Anmerkungen

[1] „Gelesen 12. 17. 18. 19. May 1827". (Schmelleriana No. 8).

[2] Diese uns sonderbar anmutende Zusammenordnung hat Schmeller von Chr. Gottl. von Arndt, Über den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, Frankfurt a. M. 1818, übernommen (wo aber zu den keltischen Sprachen auch noch das Baskische gerechnet wird).

[3] Wie das Folgende zeigt, meinte er Vinz. v. Pallhausen, Urgeschichte der Baiern. München 1811, und Nachtrag zur Urgeschichte der Baiern, München 1815, den Zeuß in der Vorrede zur Herkunft der Baiern XI ff. schonungslos charakterisiert. Daß Schmeller Pallhausens Arbeiten nicht ernst nahm, zeigt die Tagebucheintragung vom 8. 2. 1816 = I 373, aber er schätzte die Persönlichkeit („Ein gerader, derber wackerer Mann!").

[4] Am Rande: „Schottenklöster in Wirzb. etc.", dazu mit roter Tinte „in Mailand etc."

[5] Am Rand: „Latour d'Auvergne", was nach dem Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek nur meinen kann: Théophile Malo Latour d'Auvergne-Corret, Origines Gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe puisées dans leur vraie source, ou recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Celto-Bretons de l'Armorique. Paris 1797.

[6] In demselben Zusammenhang zitiert auch Zeuß, Die Herkunft der Baiern IX „Bullet, der in seinem Dictionnaire Celtique [Besançon 1754–1768] nicht bloß alle keltischen Mundarten zusammengeworfen, sondern ihnen noch das allen Sanskritsprachen völlig fremde Baskische beigemengt hat".

[7] Schmellers Tagebücher II 45 = 16. 8. 1827.

[8] Vom Iranischen, Arabischen, Türkischen ganz abgesehen!

[9] Zum Vergleich: Als Professor der Geschichte am Lyzeum zu Speyer erhielt er zunächst (1839) 800 fl., als ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität München (1847) 1200 fl.

[10] Die Herkunft der Baiern IV.

[11] Edward Schröder, Allgem. Dt. Biographie 45, 133.

[12] Dem entsprechen auch die Zitate aus der zeitgenössischen Literatur: Zitiert werden vor allem die Werke J. Grimms und Joseph Dobrowskys, ferner mehrfach Schmeller, Klaproth, auch Owen, Burnouf, Pott, Uhland, dagegen kaum Historiker (abgesehen natürlich von Quellenausgaben wie Schlözers Übersetzung der Nestorchronik).

[13] Johann Kaspar Zeuß zum hundertjährigen Gedächtnis. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften zu München, 1906.

[14] Der genaue Titel: Grammatica Celtica e monumentis vetustis tam hibernicae quam britannicae dialecti cambricae cornicae armoricae nec non e gallicae priscae reliquiis construxit J. C. Zeuss. Lipsiae 1853.

[15] Vgl. das Bild bei Henricus Zimmer, Glossae Hibernicae, Berolini 1881.

[16] Alle diese Vorarbeiten sind in den Zeussiana der Bayerischen Staatsbibliothek erhalten.

[17] R. Thurneysen, Handbuch des Altirischen 1909, 22.

Weitere Literatur

Chr. W. Glück, Erinnerung an Kaspar Zeuß. (Aus den Bulletins der Gelehrten Anzeigen besonders abgedruckt.) München 1857.

L. Chr. Stern, Recension von Edward Schröder, Zeuß. Zeitschr. f. celt. Philologie 3, 1901, 199–202.

Die Bamberger Centenarfeier zum Gedächtnis an Johann Kaspar Zeuß. Vorträge bes. von A. Dürrwächter und Kuno Meyer. Zeitschr. f. celt. Philologie 6, 1908, 196–227 (auch gesondert Halle 1907).

Francis Shaw, The Background to Grammatica Celtica. Celtica III 1956, 1–16.

DIE PFLEGE MORGENLÄNDISCHER STUDIEN AN DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UNTER KÖNIG MAX I. JOSEPH

Von Franz Babinger

Überblickt man das erste halbe Jahrhundert nach der Gründung der Akademie der Wissenschaften in München, so wird man unter ihren Mitgliedern vergeblich nach solchen suchen, die der Erforschung des Morgenlandes ihre Teilnahme schenkten. Nur unter den auswärtigen Angehörigen sind etliche und zwar hervorragende Vertreter orientalistischer Studien zu finden, als frühester wohl der Tübinger Arabist Christian-Friedrich v. Schnurrer (1742 bis 1822), den die Akademie bereits 1801 in ihren Kreis zog. Das Jahr 1808 brachte – auf wessen Betreiben, ist nicht zu ermitteln – gleich mehreren berühmten Orientalisten der damaligen Zeit die Mitgliedschaft, ohne daß diese freilich in den akademischen Veröffentlichungen ihren Niederschlag gefunden hätte: Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827) in Göttingen, wo er sich als Theologe und Orientforscher ebenso wie als Geschichtsschreiber einen klingenden Namen schaffte, Johann Friedrich Kleuker (1749–1827), bekannt als Deuter des Awesta, dem er freilich aus eigenem nur bescheidenste und fehlerhafte Erklärungen zu widmen vermochte, Fr. Chr. Münter (1761 bis 1830) aus Gotha, der sich als Keilschriftentzifferer zur Berühmtheit verhalf, Joh. Severin Vater (1771–1826) in Halle, der sich mit semitischen Sprachen befaßte und schätzbare Hilfsmittel zu deren Erlernung schuf; im Jahr 1810 trat Louis-Matthieu Langlès (1763–1824) in Paris, berühmt als vielseitiger und bahnbrechender Erforscher des Mittleren Ostens, in die Akademie ein, 1812 folgte Joseph v. Hammer (1774–1856), dessen Name ein halbes Hundert von Akademien und gelehrten Gesellschaften zierte, 1813 schließlich der schleswigische Orientalist Olaus Gerhard Tychsen (1734–1815), der von Rostock aus eine erstaunliche Wirkung auf sein Fachgebiet, vor allem das Arabische, zu erzielen verstand.[1] Daß die Münchener Akademie, indem sie solch hervorragende Orientforscher in die Reihe ihrer Miglieder einbezog, damit, wenngleich nicht auf tätige Weise, der Wissenschaft vom Morgenland ihren Anteil bekundete, läßt sich ebensowenig leugnen wie die Tatsache, daß auf bayerischem Boden eine selbständige Pflege dieser Studienrichtung mit ihrer Einwirkung nicht zustande kam. Entschuldigend darf

freilich angeführt werden, daß an den Universitäten des jungen Königreiches kein einziger Orientalist zu Geltung gelangte, weniger vielleicht weil sich keiner fand, als weil die staatliche Unterstützung ihm nirgendwo winkte. Weit mehr noch als im nördlichen Deutschland, wo die Orientalistik als ancilla theologiae ihre Befriedigung suchen mußte, hat auf bayerischem Boden der Staatshaushalt Richtung und Ausmaß der Beschäftigung mit den Ländern des Aufgangs und ihren Sprachen bestimmt. Nur einzelne Gottesgelehrte, deren Namen längst verschollen sind, fanden sich bereit, neben dem Hebräischen etwa noch das Syrische oder Arabische in den Kreis ihrer Betrachtung und ihres Lehreifers zu ziehen.

Erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bahnten sich neue Verhältnisse an, die sich aus merkwürdigen Umständen, daneben aber auch, und zwar maßgeblich, aus der Fürsorge der Akademie der Wissenschaften zu München und dem Weitblick des Königs Max I. Joseph*, ergeben mußten.

Die folgenden Ausführungen werden, so hoffe ich, dartun, daß die Pflege der morgenländischen Studien an den bayerischen Universitäten, also Landshut, Würzburg und Erlangen, sich auf eine recht oberflächliche, kaum ausschauende und planende Beschäftigung beschränken mußte. Die letztgenannte Universität darf vielleicht ausgenommen werden, da dort seit 1819 ein seltsamer Kauz aus Detmold, Johann-Arnold Kanne (1773–1824),[2] seine wunderlichen, romantischen Vorstellungen von den Ländern des Ostens ein paar Neugierigen vermitteln konnte. Nirgendwo hat sonst über die praktischen Erfordernisse des alttestamentlichen Studiums hinaus der Orient Beachtung gefunden, weil sich keine Fakultät zum Entschluß aufraffte, hier Wandel zu schaffen: kein Ehrenblatt in der Geschichte des bayerischen Hochschulwesens, wenn man die gleichzeitigen Bemühungen im nördlichen Deutschland zum Maßstab heranzieht.

Als desto erfreulicher und ruhmwürdiger darf die Rolle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betrachtet werden, die sie in der Pflege der Orientalistik auf heimischem Boden kaum fünfzig Jahre nach ihrer Gründung zu spielen berufen war. Glückliche archivalische Funde liefern heute die Möglichkeit, die zunehmende Teilnahme für dieses Fach in ihrer ganzen Entwicklung gleichsam Jahr für Jahr zu verfolgen, wobei sich die wachsende Einsicht der freilich fast immer mit Geldsorgen ringenden Unterrichtsverwaltung und vor allem die glückhafte Einmischung der Träger der Krone, vorab Max I. Joseph und seines Sohnes Ludwig I.* schon in dessen Kronprinzenzeit in ihrer erweislichen Fürsorge nicht übersehen läßt.

Es verlohnt sich wohl, den Hergang in seinen wichtigsten Abschnitten zu verfolgen und damit sich Rechenschaft über die Geschichte der morgenlän-

dischen Studien an bayerischen Hochschulen[3] zu Beginn des verwichenen Jahrhunderts zu geben.

Am 29. September 1810 richtete ein Ex-Konventual der 1802 aufgehobenen Benediktinerabtei Banz namens Othmar Frank aus seinem damaligen Wohnsitz Nürnberg ein seltsames, nicht weniger als 14 Folioseiten füllendes Gesuch an König Max I. Joseph. Darin setzte der Bamberger Schneiderssohn, der eigentlich als 'Johann Georg Franck' am 8. Mai 1770 in der Taufmatrikel der Pfarrei St. Martin[4] eingetragen wurde, am 16. Dezember 1785 aber als 'Johann Frank' unter den Humanistae in der Bamberger Universitätsmatrikel[5] erscheint, seine beklemmende Lage auseinander, die sich als Folge der sich überstürzenden Ereignisse in seiner Vaterstadt eingestellt hatte: er war am 24. Juni 1793 zum Priester geweiht worden, lehrte dann als P. Othmar und Konventual von Banz in der Klosterschule Philosophie, Physik und Mathematik. Als die Abtei zu bestehen aufhörte, beschäftigte man ihn an der Universität und nach deren Auflösung (1803) am Lyzeum in Bamberg, wo er Weltweisheit lehrte, sich aber durch sein absonderliches Wesen nicht viel Freunde erwarb, so daß sich allerlei berufliche Hemmnisse einstellen mußten, die schließlich sein Ausscheiden aus dem Lehramt bewirkten. Ein zufällig erhaltenes Aktenbündel (Geheime Ratsakten: M. Inn. 23224: Othmar Frank. Professor am Lateinischen Schulhaus zu Bamberg [1804–1820], Bayer. Hauptstaatsarchiv, München) läßt in Einzelheiten die Wirrungen erkennen, denen sich O. Frank und seine Dienstbehörde vor allem im Anschluß an eine gegen den Würzburger Theologen Franz Berg (1753–1821) gerichtete Kundgebung ausgesetzt sahen. Bei diesem Auftritt, der zugunsten der Philosophie Schellings veranstaltet wurde, spielte O. Frank eine recht unkluge Rolle, und seine Entlassung, die ein ungnädiges Schreiben des Landesherrn begleitete, ward am 17. September 1804 beschlossene Sache.[6] Der Gemaßregelte zog es vor, ab 1805 als sog. Kommorantpriester in der evangelischen Umwelt von Nürnberg sein kärgliches Ruhegehalt als Ex-Konventual zu verzehren. In Bamberg hatte er sich durch schrullige Vorschläge zur Umgestaltung des Lyzeums wohl besonders zahlreiche Widersacher auf den Hals geladen, wie man in der Eingabe an den König zwischen den Zeilen deutlich zu erkennen vermag. In ihr bittet er nun unter Hinweis auf seine bisherigen wissenschaftlichen Bemühungen, ihn 'in Allerhöchst Dero Akademie der Wissenschaften allergnädigst aufzunehmen', auf daß er 'dadurch vermittelst huldvollster Unterstützung' in den Stand versetzt werden möge, sich seinem Fache, 'nämlich den Orientalischen, vorzüglich Persischen und Indischen Sprachen, Litteratur, Geschichte und Philosophie samt deren Beziehungen auf die gleichnamigen Europäischen Bildungen' 'mit mehrerem Erfolge' zu widmen.

O. Frank kommt dann auf seine vorläufigen schriftstellerischen Arbeiten im Gebiete der Orientalistik näher zu sprechen. 1808 hatte er in einer zu Nürnberg und Leipzig erschienenen Schrift 'Das Licht vom Orient' sich für Iran als Land des Lichts und einer ursprünglichen Lichtreligion schwärmerisch eingesetzt und, was ihm mannigfach verübelt wurde, das Buch Napoleon, dem Schutzherrn des Rheinbundes, als 'dem mächtigsten Avatar der Zeit' zugeeignet. In ihm werden vorläufige Gedanken 'zur Errichtung einer philosophisch-persischen Academie in Teutschland, einer Societät der ältesten Weisheit des Orients und der Teutschen Nation' entwickelt und die deutsche Sprache von der – persischen abgeleitet. Von ganz ähnlichem Schlag war dann die 1809 zu Nürnberg herausgebrachte Abhandlung 'De Persidis Linguâ et Genio, Commentationes Phaosophico-Persicae', worin er seinen 'Persismus' fast bis zur Absonderlichkeit steigerte.

Sollte die Akademie, so schließt er in richtiger Vorahnung, daß diese Körperschaft seiner Aufnahme, um die er schließlich gebeten hatte, gewisse Hemmnisse bereite, eine Gewährung seiner Bitte auf 'gedachte Art' als untunlich erachten, so wolle er damit zufrieden sein, wenn man ihn zum Professor 'der Philosophie und der Orientalischen, besonders der Persischen und Indischen Geschichte und Literatur sowie der Sprache Persiens', die, wie er beifügte, bereits an der Heidelberger Universität gelehrt würden, bestimme, jedoch nicht ohne ihm vorher 'wenigstens ein Jahr lang die Schätze der Wiener, Göttinger und Pariser Bibliotheken' zu benutzen die nötigen Geldmittel zu gewähren.

Frank war in den Jahren 1803–1806 offenbar kurze Frist in Würzburg zu Schellings Füßen gesessen und ganz gewiß auch in Karolines Salon zu Gast gewesen. Die wenn auch flüchtige Bekanntschaft mit dem Philosophen verschaffte diesem den wenig dankbaren Auftrag der Akademie, sich gutachtlich über O. Frank und seine Eignung zur Aufnahme in diese zu äußern. Schellings Stellungnahme, die urschriftlich vorliegt, verlohnt eine wörtliche Wiedergabe:

Gutachten, das Gesuch des Professors Othmar Frank betr.

Aufgefordert, über das Gesuch des Prof. Othmar Frank, zu Beförderung seines orientalischen Studiums in die Akademie aufgenommen zu werden, ein Gutachten abzugeben, bemerke ich:

1. daß der Professor Othmar Frank mir als ein fleißiger, in alten Sprachen bewanderter und auch in der Philosophie nicht ununterrichteter Mann bekannt sey,
2. daß er mir sehr der Unterstützung würdig scheine, weil er ohne äußere Aufmunterung aus eigenem Trieb sich dem jetzt nur zu sehr vernachlässigten Studium der orientalischen Sprachen, besonders der persischen, gewidmet und bey der Kostbarkeit der in diesem Fach nöthigen Bücher nicht denjenigen Grad von Einsicht in demselben erlangen kann, zu dem er sonst Fähigkeit besitzt.

3. daß mir aber seine Aufnahme in die Akademie schon darum nicht zweckmäßig erschiene, weil er auf der Central-Bibliothek weder die vollständigste Sammlung der wichtigsten in Druck gegebenen Werke dieses Fachs, noch soweit mir bekannt, einen hinlänglich ausgezeichneten Schatz orientalischer Handschriften finden würde, wogegen ich
4. sehr zweckmäßig fände wenn ihm seine geringe Kloster-Pension erhöht und ihm die Erlaubnis ertheilt würde, zu reisen, um im Auslande seine Kenntnisse zu erweitern und durch den Umgang mit vorzüglichen Gelehrten seine Begriffe zu berichtigen und zu ergänzen.
5. im Fall er besondere Unterstützung für das orientalische Studium erhielte, könnte ihm zur Pflicht gemacht werden, vor Antritt einer Reise nach München zu kommen, um sich unter Leitung unseres verehrten Kollegen des Herrn k. Raths Martini zu derselben vorzubereiten und von ebendemselben eine Anweisung, die fernere Art und Richtung seines Studiums betreffend, zu erhalten.

Überhaupt möchte bey dieser Gelegenheit auch die Nothwendigkeit der Emporhebung des in Baiern fast ganz dahingesunkenen orientalischen Studiums vorgestellt werden, u. wie wünschenswerth insbesondere, wie angemessen der vorauszusehenden Richtung gelehrter Forschung es seyn würde, wenn einem dazu vorbereiteten jüngeren Gelehrten (z. B. einem Theologie Studierenden) Gelegenheit gemacht würde, in Paris eine gründliche Kenntniß morgenländischer Sprachen, besonders der jetzt nur dort zu erlernenden Sanskritt zu erwerben.

München den 9. Jul. 1811 (gez.) F. W. J. Schelling

Man darf diese überaus kluge und geschickte gutachtliche Äußerung Schellings zu O. Franks Antrag um Aufnahme in die Akademie – die, nebenbei bemerkt, damaliger und auch späterer Gepflogenheit keineswegs zuwiderlief – gleichsam als Markstein zur nunmehr einsetzenden planvolleren und zielgerechten Pflege der morgenländischen Studien in Bayern betrachten. Nicht zum letztenmal weist Schelling in ihr auf das 'fast ganz dahingesunkene orientalische Studium' hin und zugleich den wirklich einzig gangbaren Weg, für die Wissenschaft vom Osten geeignete Jünger durch deren Entsendung nach Paris heranzubilden.

Besieht man die recht umfangreichen Akten[7] zum 'Fall O. Frank', die an anderer Stelle[8] ausführlicher behandelt werden müssen, so vermißt man im Schoße der Kgl. Akademie geeignete Mitglieder, die sich zur Sache mit Kennerblick oder wenigstens mit Einfühlung hätten vernehmen lassen dürfen. Daß Schelling sich veranlaßt sieht, auf den kurz vorher (1809) in die Akademie aufgenommenen evangelischen Kreiskirchenrat Christian David Anton Martini* (1761–1815) aus Schwerin[9] als Berater für die wissenschaftlichen Planungen des Bamberger Ex-Konventuals zu verweisen, zeigt aufs klarste, wie übel es auch in der Akademie selbst an passenden, zu Urteil befähigten Männern fehlte.

Läßt man ausschließlich sachliche Überlegungen gelten, so war die auf Schellings Gutachten hin erfolgte Ablehnung des Frankschen Gesuches die einzig denkbare Lösung.

Immerhin hatte der Antragsteller erreicht, daß die Aufmerksamkeit nicht nur der Unterrichtsverwaltung, die dem vom Grafen MONTGELAS* versehenen Innenministerium angeschlossen war, sondern auch der höchsten gelehrten Körperschaft des Vaterlandes sich ihm zukehrte und – bis zu seinem Lebensende nicht mehr abwenden konnte.

Der Kirchenrat Martini ließ es dabei bewenden, 'im Wesentlichen völlig dem Gutachten des Herrn Direktor Schelling' beizupflichten. Im übrigen verzichtet er jedoch, O. Frank vor Antritt einer wissenschaftlichen Auslandsreise nach München kommen zu lassen, 'da man demselben Kenntnisse und Eifer genug zutrauen darf, um sich durch den Gebrauch bekannter Hülfsmittel schon von selbst auf den Besuch auswärtiger Bibliotheken hinlänglich vorbereiten zu können'. Im weiteren wird Frank anempfohlen, seinen Fleiß nicht nur der persischen, sondern vorab der arabischen Sprache zu widmen, zumal 'in ihr die zahlreichsten schriftlichen Denkmäler vorhanden sind, von welchen einige gedruckt, die allermeisten aber noch bloß in Handschriften vorhanden sind'. Dann folgen einige Büchertitel, mit deren Aufzählung der Kirchenrat eher seine salbadernde Art als wirkliche Einsicht ins einschlägige Schrifttum verrät. 'Den von H. Dir. Schelling bei dieser Gelegenheit geäußerten Wunsch, daß das in Baiern so tief gesunkene oder vielmehr gänzlich vernachlässigte Studium der morgenländischen Literatur wieder gehoben werden möchte, muß ich ebenfalls zu dem meinigen machen. Es ist mit der Vernachlässigung dieses Zweiges der Wissenschaften so weit gekommen, daß selbst angehende Theologen, denen doch zur gründlichen Kenntnis der christlichen Religionsurkunden Kenntniß der morgenländischen Sprachen und des Genius des Orients überhaupt unentbehrlich ist, sich gar nicht darum bekümmern', so endet die Stellungnahme Martinis, der zu guter Letzt noch etliche Wünsche kundtut, wie seiner Ansicht nach bereits auf den Gymnasien mit dem 'Unterricht in den Elementen der morgenländischen Sprachen' begonnen werden und den angehenden Gottesgelehrten zur Pflicht gemacht werden müsse, diese Unterweisung zu benutzen.

Die philosophisch-philologische Klasse beschäftigte sich unverzüglich mit den beiden Gutachten, lehnte zwar O. Frank als Mitglied ab, schloß sich aber einhellig der Auffassung der beiden Berichterstatter an, 'diesem fleißigen und für das orientalische Studium mit so vielem Eifer thätigen Manne zu seiner geringen Klosterpension einen Zuschuß zu machen, mit dem Auftrage, zu reisen und durch den Umgang mit vorzüglichen Orientalisten seine Begriffe zu berichtigen und zu ergänzen'. In einem unterm 12. August 1811 durch den Präsidenten Fr. Hch. v. Jacobi an den König gerichteten Schreiben der Gesamtakademie wird ersichtlich, daß diese die Ansicht der Klasse zur eigenen machte und daß nach ihrer Meinung O. Frank 'die Aufmerk-

samkeit der allerhöchsten Regierung verdiene', mit deren Unterstützung ins Ausland geschickt werden möge, um 'ihm dann eine Lehrstelle der morgenländischen Literatur an einer vaterländischen höheren Lehranstalt' zu übertragen, 'damit er seinerseits dazu beytragen möge, dem so offenbaren Verfall der orientalischen Sprachen in Baiern entgegen zu arbeiten'. Auf diesen Übelstand war schon eingangs hingewiesen und verlangt worden, daß 'das in Baiern fast gänzlich danieder liegende Studium der morgenländischen Sprachen wieder belebt' werden müßte.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Ursachen einzugehen, die das Ministerium zunächst nötigten, den Antrag der Akademie abzulehnen. Sie sind rein finanzieller Art: es fehlten vorgeblich die Mittel, ihm im vorgetragenen Umfange zu willfahren. Die kümmerlichen Einkünfte, die O. Frank aus seiner Klosterpension mit jährlich 300 fl zuflossen, reichten gewiß nicht aus, sich in Nürnberg über Wasser zu halten. Trotz der abschlägigen Bescheide verlegte er noch vor Ablauf des Jahres 1811 seinen Wohnsitz nach München, vielleicht in der Hoffnung, von dort seine Sache nachdrücklicher betreiben zu können. Die Akademie setzte sich nachhaltig dafür ein, daß man O. Frank seine Umzugskosten ersetze und seine Einkünfte aus dem 'Fond der Akademie', jedoch nur 'in so weit solcher diese neue Ausgabe leidet', vermehre. Es fanden sich Mittel und Wege, ihm schließlich die für eine Pariser Studienreise notwendigen Gelder zu beschaffen, wenngleich die vorgesehene Adjunktenstelle bei der Akademie schon bei dieser selbst nicht die notwendige Unterstützung fand. Bei der Abstimmung, an der sich Franz v. Baader, v. Schelling, Cajetan v. Weiller, Fr. Imm. v. Niethammer, der Kirchenrat Martini, der Regensburger Kapitular Matthias Stark (Akademiemitglied 1808) sowie der Kustos an der damals der Akademie unterstellten Hofbibliothek Jos. Bernh. Docen beteiligten, erbrachte zwar eine einhellige Stellungnahme für die Erhöhung der Bezüge, indessen eine geteilte für die Adjunktur, gegen die sich v. Schelling, v. Baader sowie v. Niethammer wendeten. Schon Ende Jänner 1813 wurde der Akademie zur Entschließung eröffnet, daß O. Frank weitere 200 fl jährlich als Zulage sowie 50 fl für Umzugskosten 'aus dem Fonde der Akademie' bewilligt wurden.

Wenige Wochen später muß O. Frank bei Hof erreicht haben, daß ihm die Erlaubnis zuteil ward, auf Kosten des Königs Max I. 'eine gelehrte Reise nach Paris' durchzuführen. In einer undatierten 'Instruction' der philos.-philol. Klasse, die auf den Kirchenrat Martini zurückging, ließ sich dieser geschäftig über seine Ansichten vernehmen, wie der mit einem Stipendium Bedachte nunmehr seinen Aufenthalt zu Paris einrichten müsse. Franz v. Baader meinte, 'daß Prof. Frank um seinen Aufenthalt möglichst zu nuzen, wohl auch der Hülfe eines Unterrichts von einem Araber usw. bedürfen

wird, um dessen Honorierung Selber also auch so wir um die Abschriftskosten von Paris aus einkommen soll'. Weit ausführlicher geriet Schellings Stellungnahme. Er meinte, 'daß auf die erste Absicht der Hieherberufung des Prof. Frank und seiner Reise nach Paris zurückgegangen werden sollte. Diese war, durch ihn die Kenntniß der Indischen Sprache nach Deutschland zu verpflanzen, da dieses, so wie Baiern, noch immer mehrere Männer zählt, welche der arabischen und selbst der persischen Sprache vollkommen kundig sind'. Von Frank müsse gefordert werden, 'sich auf jeden Fall eine Kenntniß derselben zu verschaffen, die ihn in den Stand setzte, auch andern wieder gründlichen Unterricht zu ertheilen u. diesen wichtigen Zweig der ältesten Sprachkunde bey uns einheimisch zu machen'. Im weiteren richtete sich Schelling gegen die einschränkenden Wünsche des Kreiskirchenrats Martini, die darauf abzielten, von Frank die Abschrift wichtiger Handschriften der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris für die Münchener Hofbibliothek zu erwarten. 'In dieser Hinsicht', so ließ sich Schelling vernehmen, 'glaube ich, daß diese Forderung zu bestimmt u. für die Freyheit, die dem Pr. Frank zur Erreichung des Hauptzwecks gelassen werden muß, leicht zu beschränkend seyn könnte. Eine wirkliche Erweiterung der Erdbeschreibung u. Geschichte Asiens aus den zu Paris befindlichen Werken und HSS. würde ihn von dem reinen Sprachstudium ab und auf Sachforschungen lenken, die an sich höchst wünschenswerth, aber für Herrn Prof. Frank, der gewiß selbst in der arab. Sprache noch viel zu lernen hat u. für eine gründliche Erlernung der Sanskrit wohl seine ganze Zeit schon allein brauchen könnte, zu weitabführend seyn dürften'. Im übrigen dürfe die Akademie während Franks Aufenthaltes zu Paris 'nicht nur keine bedeutende literarische Arbeiten von ihm fordern', sondern müsse auch wünschen, 'er möge vor der Hand seinen Zweck nicht in allgemeinen Untersuchen oder Gewinnung von Resultaten setzen, zu denen die genaueste Kenntniß der Sprachen doch die erste, nothwendige Bedingung wäre, sondern sich vorerst auf die bloße, aber gründlichste und schnellste Erlernung der Sanskritt und soviel möglich der andern orientalischen Hauptsprachen einschränken'. Friedrich v. Thiersch* pflichtete diesen Ausführungen durchaus bei. Die Hauptabsicht Franks müsse sein, die 'Erlernung der alten indischen Sprache' zu betreiben. Diesem 'Hauptgegenstand seiner Arbeiten' ließen sich die anderen Zwecke, wie 'Studium des Arabischen und Persischen, Benutzung der Handschriften für Geographie u. Geschichte etc. dann um so füglicher unter- und beyordnen, da zu erwarten steht, daß sein Aufenthalt bey größerer Ausdehnung seiner Arbeiten verhältnißmäßig verlängert werden dürfte'.

So verließ der 43jährige Stipendiat im Mai 1813 die bayerische Hauptstadt, um nach Paris überzusiedeln. Von dort wandte er sich bereits wenige

Wochen später (27. VI. 1813) an den Generalsekretär der Akademie und gleichzeitigen Sekretär der philos.-historischen Klasse FRIEDRICH v. SCHLICHTEGROLL* (1765–1822) mit der dringenden Bitte, seine klägliche materielle Lage zu verbessern, da die verfügbaren Mittel keineswegs ausreichten. 'Was mich sehr geniert, ist meine ökonomische Lage. Da ich gewohnt bin, voraus zu rechnen, und nicht gern Schulden mache, so lebe ich äußerst spärlich, viel schlechter als in irgend einer meiner vorigen Lagen. Und doch mußte ich Geld entlehnen. Die meisten, die von Baiern hier waren, hatten vielleicht noch andere Hülfsquellen. Ich habe bey meinem Studium keine'. Graf Montgelas zeigte sich entgegenkommend und die Akademie konnte dem darbenden Frank die Verbesserung seiner Bezüge mitteilen. Aber wenige Monate später machten die kriegerischen Verwicklungen des Jahres 1813 den Pariser Aufenthalt immer mißlicher. Im Oktober wurde Frank nach München zurückberufen, wo er auftragsmäßig die morgenländischen Schätze der Hofbibliothek zu benutzen und zu beschreiben hatte. Aus einem, von Martini entworfenen, von der Akademie an den Hof erstatteten Bericht vom 7. Mai 1814 geht hervor, daß die wenige, bisher in Paris verbrachte Zeit vor allem der Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu den dortigen gefeierten Orientalisten gedient habe. Namentlich werden der weniger durch seine Wissenschaft als durch seine zeitweilige Verbindung mit Helmine v. Klencke, Enkelin der Karschin, fortlebende Indolog Antoine-Léonard de Chézy (1773 bis 1832) sowie der weit bedeutendere, als Lehrer gleichwohl untaugliche Iranist Louis-Matthieu Langlès (1763–1824) als Franks Betreuer aufgeführt. Der Bericht bestätigte diesem, daß er 'durch den Gebrauch der besten in Paris vorhandenen gedruckten und handschriftlichen Hülfsmittel' dort 'einen recht guten Grund gelegt' habe. Man beschloß, es 'dem mit einem reinen Enthusiasmus für sein Fach erfüllten' O. Frank durch einen entsprechenden Antrag zu ermöglichen, bei Einkehr friedvollerer Zustände seine Arbeiten in Paris fortzusetzen, ihm aber alsbald die Möglichkeit zu bieten, in Hertford bei London 'durch den Unterricht gelehrter Engländer, welche die Sanskritsprache von Brahminen in Indien selbst erlernt und es dann zu einer seltenen Fertigkeit gebracht haben, seinem Studium der Sanskritliteratur noch größere Ausdehnung und Vollendung zu geben'. Mit solchen Vorschlägen verband die Akademie erneut den Wunsch, König Max I. Joseph möchte 'den Prof. Frank zum Adjunkt der ersten Classe der Akademie zu ernennen geruhen'. Sie sei der Überzeugung, daß diese Beförderung 'für denselben eine neue Ermunterung zur Anstrengung aller seiner Kräfte in dem ihm angewiesenen Kreise literarischer Tätigkeit seyn werde'.

Das Ministerium des Innern machte allen diesen Plänen einen Strich durch die Rechnung. Mit Erlaß vom 11. Mai 1814 ward entschieden, daß O. Frank

'nicht eher als bis zum künftigen Etatsjahre' nach Paris zurückkehren und sich von dort nach Hertford begeben dürfe. 'Mittlerweile', so lautete die Entscheidung, 'hat derselbe seine Arbeiten in der arabischen und persischen Litteratur hier fortzusetzen und sich auf seine künftige Reise vorzubereiten'. . .

O. Frank, dem bei aller offenkundigen Weltfremdheit ein praktischer Sinn für die Bedürfnisse dieser Welt nicht gänzlich fremd gewesen sein dürfte, ließ nicht locker. Schon am 16. Juli erneuerte er bei der Akademie die Bitte, ihn wieder nach Frankreich zu entsenden, nicht ohne ein 'Gutachten zu einer erkleklichen Unterstützung für meine Reise- und Aufenthalts-Kösten' beizufügen. Sein Hauptwunsch war, so rasch wie möglich auf englischem Boden seine Sanskritkenntnisse zu vertiefen. Die Akademie zeigte sich bereit, wie ihre Eingabe an den König vom 6. August 1814 erkennen läßt, die englischen Absichten des Antragstellers mit Nachdruck zu fördern. Zugleich wurden dessen Wünsche nach einer geldlichen Besserstellung in breiter Ausführung über die entstehenden Bedürfnisse im teuren Inselreich nachhaltig befürwortet. 'In Betracht', so schließt der Bericht, 'daß es in unserem Lande immer selten ist u. seyn wird, einen Mann zu finden, der sich mit dem nöthigen Eifer jenen Studien unterzieht, daß es gleichwohl wünschenswerth bleibt, einen neuester Zeit besonders wichtig gewordenen Zweig der menschlichen Erkenntniß, dergleichen die Kunde des Samscrits u. Indiens überhaupt genannt werden kann, im Königreiche Baiern u. bey der Akademie durch einen gründlich darin unterrichteten Mann repräsentiert zu sehen, u. endlich mit Rücksicht darauf, daß Prof. Frank bereits einen großen Theil der Schwierigkeiten überstiegen hat, daß er aber bereits im männlichen Alter steht u. ihm die Zeit für ernste Fortschritte doppelt kostbar seyn muß', wird um Genehmigung des Antrags gebeten. Sie blieb nicht aus. Schon am 27. September 1814 wird der zum Unterhalt notwendige Zuschuß von 2000 fl vom 1. Oktober an bewilligt, Frank aber auferlegt, 'zu Schonung der akademischen Kasse' die Reise in Begleitung des nächster Tage nach London abgehenden 'Cabinets Courier' zu unternehmen, wofür ihm sogleich weitere 300 fl angewiesen wurden.

So begab sich O. Frank von München nach England, um in Hertford unter Leitung der größten Kenner Indiens und der Sanskritsprache seine zu Paris durch de Chézy schwerlich geförderten Studien zu vertiefen. Er wird nicht müde, in seinen Berichten und gedruckten Arbeiten das Entgegenkommen von Henry Thomas Colebrooke (1765–1837), der damals eben aus Indien heimgekehrt war und dem India-House seine herrliche Sammlung von Sanskrithandschriften verehrt hatte, sowie von Sir Charles Wilson

(† 1836), dem ersten wirklichen Kenner des Sanskrit in England und zeitweiligem Lehrer am Haileybury College unweit London, wo die Ostindische Kompagnie 1806 eine Pflanzschule für künftige Kolonialbeamte begründet hatte, zu rühmen und ihren Einfluß zu preisen. Unter solcher Anleitung eignete er sich in der Tat beachtliche Kenntnisse an und machte sich frei von jenen krausen Begriffen und absonderlichen Vorstellungen, die in seinen früheren Arbeiten zutage traten und die er selbst noch 1813 von Nürnberg aus in einem Sendschreiben an den Kammerherrn Alexander von Humboldt 'Persien und Chili als Pole der physischen Erdbreite und Leitpunkte zur Kenntnis der Erde' sowie in den gleichzeitigen (Nürnberg 1813) 'Fragmenten eines Versuchs der dynamischen Spracherzeugung nach Vergleichung der Persischen, Indischen und Teutschen Sprachen und Mythen' fortzubilden kein Bedenken nahm. Während, um mit Ernst Windisch zu reden, in der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn O. Franks 'Schriften einen philosophisch-phantastischen Charakter' aufweisen, läßt sich für die zweite, durch die Aufenthalte zu Paris und in England vorbereitete Periode 'eine achtungswerte Kenntnis des Sanskrit' nicht verleugnen. Sicher ist, daß Männer wie Franz Bopp, über den gleich zu handeln sein wird, wie August Wilhelm v. Schlegel oder später dessen Schüler Chr. Lassen über diese indologischen Leistungen Franks nach Kräften die Nase rümpften und aus ihrem ablehnenden Urteil kein Hehl machten. Aber man wird nicht vergessen dürfen, daß O. Frank in einem Alter, da andere längst zu Rang und Namen gelangt sind, sich an diese indologischen Studien machte und einen Ballast von sich abzuschütteln hatte, den ihm ganz anders gerichtete wissenschaftliche Bemühungen, vielleicht auch seine klösterliche Schulung aufgebürdet hatten. Franks Leistungen und Anstrengungen wollen gemessen sein an den schwierigen Umständen, unter denen sie erfolgen mußten, sowie am Übermaß sprühender Phantasie, die so lange Jahre hindurch seine klare Einsicht gemindert hatte.

Als Ergebnis nüchterner Betrachtung, mit dem der Gelehrte erstmals auf den Plan trat, dürfen vielleicht seine 'Bemerkungen über die morgenländischen Handschriften der k. Bibliothek zu München' gewertet werden. In ihnen hat er wohl erstmals die Aufmerksamkeit auf die reichen Schätze dieser Bücherei gelenkt. Die Akademie jedenfalls ließ O. Frank nicht fallen, obwohl die in gewissen Fachkreisen genährten Bedenken in die wissenschaftliche Entwicklung des doch bereits 45jährigen Mannes ihr schwerlich verborgen blieben. Ihr bot sich inzwischen freilich ein Vergleich mit einem weit jüngeren Gelehrten an, mit dem O. Frank bereits in Paris zusammengetroffen war und dessen Förderung die Akademie sich gleichfalls zur Pflicht gemacht hatte: Franz Bopp (1791–1867), der zufällig zu Mainz geborene,

einem fränkischen Geschlecht in Stockstadt entstammende Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.[10]

Durch Friedrich Schlegel zum Studium Indiens angeregt, begab sich Franz Bopp 1812 auf eigene Rechnung nach Paris, wo er vier Jahre hindurch bei Silvestre de Sacy, L. Langlès und L. de Chézy 'Orientalia' in weiterem Sinn, d. h. Arabisch, Persisch und Sanskrit studierte. Sein eifrigster Förderer war Karl-Joseph Windischmann (1775–1839) in Aschaffenburg, der Vater des bedeutenden Zendgelehrten und späteren erzbischöflichen Generalvikars in München Friedrich Windischmann (1811–1861), der ihn mit dem zu gleicher Zeit in Paris weilenden O. Frank in Beziehung bringen wollte. Dazu kam es nicht, denn beide Männer waren sich völlig wesensfremd, ganz abgesehen vom beträchtlichen Altersunterschied. Das Charakterbild Franks, das sich aus gelegentlichen Äußerungen Bopps erschließen läßt, war wenig günstig. 'Herr Frank', so urteilt F. Bopp in einem Brief an K. J. Windischmann, 'müßte dann freimütiger sein als da wir hier zusammen waren, da er mir sogar die Handschriften zu verbergen suchte, worüber er arbeitete und nicht gern über unser gemeinschaftliches Studium sprach. Wir waren im übrigen gute Freunde'. In Paris hatte F. Bopp auch noch die nähere Bekanntschaft mit Fr. v. Thiersch, A. W. v. Schlegel und A. v. Humboldt gemacht. 1816 erschien mit einer 'Vorerinnerung' von K. J. Windischmann Bopps Erstlingsschrift 'Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache', die ihn mit einem Schlag in der gelehrten Welt bekannt machte, da er mit diesem Werke den Grundstein eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes gelegt hatte.

Kein Wunder also, daß man sich in seiner engeren bayerischen Heimat auf ihn besann, als er im Herbst 1816 aus Paris ins Elternhaus nach Aschaffenburg zurückgekehrt war. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften erklärte sich auf Antrag der Herren v. Schlichtegroll, v. Schelling und Fr. v. Thiersch alsbald bereit, sich für den jungen Forscher tatkräftig einzusetzen und eine bisherige geringe königliche Unterstützung in eine ansehnlichere, vielleicht Adjunktenstelle bei der Akademie, zu verwandeln. Die glücklicherweise in deren Besitz erhaltenen, übrigens bereits von Salomon Lefmann, Bopps Lebensbeschreiber, verwerteten Personalakten[11] lassen die ferneren Bemühungen um seine wissenschaftliche Förderung unschwer erkennen. Die Akademie mußte, ehe die Mittel bewilligt wurden, freilich eine größtenteils meist schriftlich abgehaltene Prüfung vornehmen. Thiersch und der merkwürdige, vielseitig, selbst im Persischen geschulte, von A. Schmeller[12] so trefflich gekennzeichnete Joseph v. Scherer (1776–1829) aus Mannheim,[13] dem die Hofbibliothek unterstand und dem sie vor allem ihre neue Ordnung und Einrichtung verdankte, der dann in einer Privat-Irrenanstalt zu Wien-Gumpendorf einem langwierigen Seelenleiden erlag, wurden als Prüfer be-

stellt. Am 6. Jänner 1817 bezeugte Fr. v. Thiersch dem Prüfling 'richtiges Urteil und Sachkenntnis' in seinen Sprachstudien und die Akademie nahm keinen Anstand, sogleich 2000 fl jährlich zu deren Fortführung beim Hofe zu beantragen.

Am 30. September entschied Max I., daß Fr. Bopp vom 1. Oktober ab 'eine außerordentliche Unterstützung auf zwei Jahre, jährlich von 1000 fl', aus dem Fond seiner Akademie zu bewilligen seien, unter deren Leitung er 'sein ferneres Studium zu setzen' habe.

So war der Kgl. Akademie die heikle Aufgabe zugefallen, sowohl O. Frank als auch dessen mainfränkischen Landsmann Fr. Bopp zu betreuen, zwei Männer also, die wissenschaftlich völlig andere Ziele verfolgten. Während dem ersten der Inhalt der Literatur maßgeblich erschien, kam diese für den zweiten – purus putus grammaticus – lediglich als Sprachquelle in Betracht.

Über die weiteren Schicksale der Boppschen Sprachstudien, die er mit Geldern des Königs, aber auch des damaligen Kronprinzen Ludwig in Paris und hernach (1818) in London betreiben konnte, kann an diesem Orte nicht die Rede gehen. Nur davon soll im weiteren noch kurz gesprochen werden, wie Bayern sich die hervorragende Kraft Bopps entgehen lassen mußte, um O. Frank bis an dessen Lebensende in seinen Dienst zu ziehen. Die Umstände, unter denen sich diese schicksalhaften Beschlüsse vollzogen, müssen gleichfalls wenigstens kurz berührt werden.

O. Frank, um auf ihn zurückzukommen, mußte angesichts des ungestümen Forscherdranges, den sein engerer Landsmann entwickelte, in die Rolle eines bedächtigen, keine Hast verratenden, ja schwerfälligen Gelehrten gedrängt werden, in die er sich, soweit die Akten das erkennen lassen, mit Würde zu schicken wußte. Dies ward ihm um so leichter gemacht, als die Akademie, der natürlich die fachliche Überlegenheit des jungen Bopp nicht verborgen blieb, sich durchaus einwandfrei verhielt. Sie willfahrte sogleich seinem Antrag, ihm die Mittel zu einem verlängerten Aufenthalt in England zu gewähren, durch eindringliche, an den Hof gerichtete Gesuche, in denen 'das einstimmige Gutachten der ersten Classe' erwähnt und gebeten wurde, Franks Urlaub bis zum 1. Oktober 1816 zu verlängern. In einer diesem zugegangenen 'Instruction' unterließ man freilich nicht, den Stipendiaten zu ermuntern, 'daß er sich vor der Hand aller philosophischen Raisonnements über die Sanscrit-Sprache zu enthalten und sich gänzlich auf das gründliche Studium derselben zu beschränken' habe. Der so Angesprochene fühlte sich durch solche Zumutungen 'gekränkt und bestürzt' und setzte sich schüchtern zur Wehr, was der Akademie die Möglichkeit gab, ihn zu beruhigen und ihm die Fortführung seiner Studien ans Herz zu legen. Frank machte der Akademie den Vorschlag, Charles Wilkins, Alexander Hamilton und Char-

LES STEWART zu korrespondierenden Mitgliedern[14] zu wählen, dem bereitwillig stattgegeben wurde. Schelling brachte zum Ausdruck, daß solche Ehrung schon die Dankbarkeit fordere, 'welche ihnen die gelehrte Welt für ihre Bemühungen um die Indische und übrige morgenländische Literatur, u. die Akademie insbesondere wegen der dem Prof. Frank geschenkten Unterstützung schuldig ist'. Die ewigen Geldnöte zwangen schließlich O. Frank, unter Zurücklassung erheblicher Schulden, für die sich der bayerische Gesandte Christian-Hubert Baron v. Pfeffel (1765–1834) verbürgt hatte, die Heimkehr anzutreten. Der Personalakt ist voll von solchen Schriftstücken, die der sparsamen oder haushälterischen Lebensführung des linkischen Gelehrten nicht sonderliche Ehre machen. Er brachte für die Hofbibliothek eine Anzahl von indologischen Fachwerken mit, die er in England aufgekauft hatte und mit denen er sich eine ungehinderte Arbeit in der Heimat erhoffte.

Bereits am 26. Mai 1817 ward er mit einer Bittschrift bei Hofe vorstellig, worin er ersuchte, man möge ihn mit der Akademie der Wissenschaften und mit der Hofbibliothek durch Ernennung zum Akademiemitglied verbinden und ihm gleichzeitig ein Gehalt bestimmen. Am 13. Juli wurde der Antrag 'zur vorschriftsmäßigen Behandlung' der Akademie zugeleitet. Schon vorher hatte Frank der Körperschaft in einem umfassenden Bericht (11 Folioseiten, 24. V. 1817) über seinen in England gesammelten Wissensstoff sowie über seine nächsten literarischen Absichten, zu denen eine Sanskrit-Chrestomathie sowie 'eine mühsame Anlage' zu einem Sanskrit-Wörterbuch zählten, Rechenschaft geliefert. Zur Voraussetzung machte er freilich die 'feste Bestimmung' seiner Verhältnisse, wozu beizutragen die Akademie sich erbötig zeigte. 'Ob H. Pr. Frank', so heißt es freilich weiter im vorhandenen Entwurf, 'künftig als Mitglied der Akademie oder nach der früheren Ansicht einer bezielten Emporhebung der in Bayern gesunkenen orientalischen Studien als Professor dieser Sprachen auf einer Landes-Universität anzustellen sei, dürfte vor der Hand besser unentschieden bleiben.' Falls O. Frank 'zu seiner Kloster-Pension von 500 fl eine fernere Bewilligung von andern 500 fl aus der akademischen Kasse' erhalte, so 'dürfte in Anbetracht der seither gestiegenen Preise alle[r] Bedürfnisse mittels einer Zulage von 200 fl die so bestimmte jährliche Summe von 1 200 fl im ganzen die billige Mitte treffen'.

Inzwischen hatte Frank die Inhaltsübersicht sowie die ersten Probebogen der Sanskrit-Chrestomathie der Akademie vorgelegt, was diese veranlaßte, am 17. Dezember 1817 sich an den König zu wenden, der 'allergnädigst geruht habe, die Studien des Prof. O. Frank über morgenländische und namentlich indische Literatur eine Reihe von Jahren großmüthigst zu unterstützen, welches anerkannter Weise dem Vaterlande und allerhöchst Dero

Akademie der Wissenschaften zu nicht geringem Ruhm gereicht'. Es wird vorgeschlagen, daß die Akademie die Kosten der Herausgabe der Sanskrit-Chrestomathie, die bei einer Auflage von 500 Stücken zu 60 Bogen auf etwa 1800 fl beziffert wurden, übernehme, wofür sie dann freilich in alle Rechte als Eigentümerin eintrete. Am 19. Jänner 1818 indes wurde 'zur Entschließung' erwidert, daß dem Vorschlage der Akademie, die Kosten des Unternehmens aus der akademischen Kasse gegen seinerzeitigen Ersatz aus dem Erlöse vorzuschießen zur Zeit nicht entsprochen werden könne, daß es aber dem Prof. Frank unbenommen bleibe, 'die Herausgabe allenfalls im Subscriptionswege zu bewirken'. Wenige Tage hernach, am 26. Jänner 1818, nahm König Max I. erst zum Bericht der Akademie vom 20. Juli 1817 Stellung, der das Gesuch Franks betraf, als ord. Mitglied in die Akademie aufgenommen zu werden. Die Entschließung fiel um so leichter, als der Wahlausschuß bereits ein Gutachten erstattet hatte, wonach 'bis nach gelieferten schriftstellerischen Arbeiten' der Bittsteller 'nicht als ordentliches frequentierendes Mitglied der Akademie auf die Wahl genommen werden kann'. Aber auch die beantragte Unterstützung fand keine Genehmigung, weil 'mit Rücksichten auf den akademischen Fond, welcher unter den gegenwärtigen Verhältnissen jede mögliche Schonung erheischt, nicht eingegangen werden' könne.

Der Eindruck dieser Mißerfolge auf Franks Gemüt war, wie sich denken läßt, niederschmetternd. Am meisten kränkte ihn der versteckte Vorwurf mangelnder schriftstellerischer Betätigung. In einem 60 Folioseiten füllenden Bericht nahm er am 26. Februar 1818 zu den Erlassen Stellung. Das erhaltene Protokoll einer Sitzung des Wahlausschusses vom 23. Juni 1817, dem die Akademiker Jos. v. Scherer, v. Schelling, der Naturforscher Karl-Ehrenbert v. Moll*, der in seinen vierbändigen, als Handschrift aus seinem Briefwechsel 'als Prodromus seiner Selbstbiographie' in 50 Abzügen gedruckten Mitteilungen (o. O. [Augsburg], 1829–1835, vorh. in der Bayer. Staatsbibl.: Rar. 437) den damaligen Vorgängen in der Akademie manch nüchterne und treffende Bemerkung widmete,[15] Lorenz v. Westenrieder* und das Ehrenmitglied Oberstudien- und Oberkirchenrat Joseph v. Wismayr angehörten, läßt kaum einen Zweifel darüber, daß damals der Ausschuß sich vorzüglich nach dem Gutachten v. Schellings gerichtet hatte, das besagte, die Klasse und die Akademie seien 'es sich selbst schuldig, einen so bedeutenden auf diesen Zweig der Wissenschaften und auf Prof. Frank gemachten Unterstützungs-Aufwand auch baldigst durch einen wirklichen Erfolg zu rechtfertigen; ehe daher Prof. Frank zum ord. Mitglied auf die Wahl genommen werde, scheine es zweckmäßig, die Vollendung der von ihm bereits angefangenen Arbeiten abzuwarten, von denen man sich außer erwünsch-

ter Erweiterung unsrer geschichtlichen Kenntniß von indischer Literatur und Sprache vorzüglich auch dieses versprechen dürfe, die Erlernung durch stufenmäßiges Fortschreiten ungemein erleichtert und gleichermaßen zuerst in Teutschland popularisiert zu sehen'. Während somit sachliche, von Schelling vertretene Überlegungen 1817 die Aufnahme Franks in die Akademie verzögerten, hatte dieser selbst offensichtlich fremde Einflüsse auf diese akademische Entscheidung befürchtet, die nur im plötzlichen Aufstieg seines Nebenbuhlers Fr. Bopp ihren Grund zu haben schienen.

Es ist indessen wohl kein Zweifel erlaubt, daß, was zum wenigsten die Gelduntersttützung durch die Akademie betrifft, zwischen den von dieser Körperschaft entschiedenen Schicksalen beider Gelehrter ein Zusammenhang besteht. Als Bopp die Mittel zum Abschluß seiner Pariser Studien gewährt wurden, war O. Frank bereits wieder aus England nach München zurückgekehrt, ohne genau zu wissen, wie sich sein weiteres Leben abspielen werde. 1819 wird Fr. Bopp von der Akademie angehalten, seine Mundartforschungen fortzuführen, die Handschriften nach bestem Wissen und Einsehen zu nutzen und auszuziehen, nebenher aber auch das Arabische nicht zu vernachlässigen. Da Prof. O. Frank für das Lexikalische viel vorgearbeitet, Bopp aber besondere Neigung und Fähigkeit für das Grammatische zeige, so sei er 'nach dieser Richtung vornehmlich anzuweisen'. 'Es könne auch nichts schaden, beide über ihr gegenseitiges Tun und Lassen in Einvernehmen zu erhalten'. Dazu ist es aber allem Anschein nach niemals gekommen. Da die Weisungen der Akademie Bopp freien Spielraum ließen, wie v. Schelling sich einmal ausdrückte, so war er praktisch niemals gehalten, seine Studien in irgendwelchen Einklang mit denen O. Franks zu bringen. So gingen beide fortab weiter ihre eigenen Wege.

'Durch eine sonderbare Fügung der Umstände', so heißt es in einem Bericht der Akademie an König Max I. vom 14. Juli 1820, 'hat Bayern jetzt zwey Gelehrte, die sich in dem Fach der indischen Sprachen u. Literatur einen Namen erworben haben, Othmar Frank und Franz Bopp; ich sehe dieses als einen günstigen Umstand an, da beyde vaterländische Gelehrte einander im Wetteifer erhalten können. Es wäre nach meiner Ansicht zu wünschen, daß der Geistliche Othmar Frank gleichfalls auf einer vaterländischen Universität lebte und als Lehrer nützte, und daß beyde, Frank und Bopp, sich für verpflichtet ansähen, der k. Ak. der Wiss. jährlich Mittheilungen aus ihren Studien für die Denkschriften der Ak. zu machen. Es dünkt mich von unserer großmüthigen Regierung zu viel für diesen Zweig der Wissenschaft geschehen, um nun abzubrechen. Noch einige Jahre außerordentlicher, jedoch sehr mäßiger Unterstützung werden hinreichen, dem Königreiche zwey Kenner und Lehrer jener morgenländischen Literatur zu

verschaffen, die dem Vaterlande Ehre machen würden, und so wie die Universität Bonn nach den neuesten Ankündigungen durch Aug. Wilh. Schlegel Vorlesungen in jenem Fache darbietet, so würden auch zwey Baierische Universitäten hierin mit der Zeit gleichen Schritt halten können.' Das Schreiben verrät ohne Zweifel Stil und Gedankengänge des Generalsekretärs Fr. v. Schlichtegroll, der ja in den Jahren 1812–1827 gleichzeitig den Präsidenten der Akademie vertrat. Aber die Akademie hatte, wie so manches Mal auch in der Folge, hier die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die gelahrten Herren in Würzburg erklärten bald darauf das Sanskrit für 'literarischen Luxus'. Auf eine ministerielle Anfrage vom 10. November 1819, die im Sinne der Bayerischen Akademie für das Anstellungsgesuch Fr. Bopps eintrat, erließ die Würzburger philosophische Fakultät in ihrer Sitzung vom 19. Jänner 1820 ein denkwürdiges, ablehnendes Gutachten.[16] Erstlich, so hieß es darin, bedürfe die dortige Universität überhaupt und die theologische Fakultät im besonderen keines weiteren Lehrers für orientalische Sprachen, da Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch von dem sehr geschickten und hiefür eigens bestellten K. J. Fischer[17] zu allgemeiner Zufriedenheit gelehrt werde. Der Unterricht im Persischen und Sanskrit aber eigne sich nur für Hauptstädte und Akademien und werde an einer Universität gar nicht gesucht. Ein hiefür angestellter Lehrer bliebe ohne Zuhörer, wäre daher für die Universität ganz überflüssig. Sollten, zum andern, dortige Universitätsfonds zur Unterstützung beansprucht werden, so sei deren ohnedies unzulängliche Summe unerträglich. Endlich – wofern dies und jenes noch nicht genüge – berufe man sich auf die Sondergutachten zweier Kollegen, Fischer und Richarz,[18] durch deren Äußerung ebenso wahr als gründlich nachgewiesen sei, daß Franz Bopp auch nicht einmal die zu einer Professur erforderlichen Kenntnisse besitze. Somit sei gegen eine Belastung der Universitätsfonds entweder durch Anstellung oder Unterstützung dieses Franz Bopp zu begutachten.

Dieser hatte Humor genug, sich über diese Würzburger Ablehnung hinwegzusetzen. 'Diese Herren', so meinte er, 'wollen bloß lehren was Brot in das Haus bringt, und was sie nicht wissen, sollen auch andere nicht zu lernen Gelegenheit finden'.

So kam es, daß F. Bopp seine bayerische Heimat verließ und sich nach Göttingen begab, und zwar über Erlangen, wo er den verschrobenen J. A. Kanne, aber auch v. Schelling aufsuchte, der an der dortigen Universität von 1820 bis 1826 Vorlesungen hielt. Er riet ihm, es mit dieser Hochschule zu versuchen; er selbst wolle in diesem Fall seinen Unterricht im Sanskrit benutzen. Aber Bopp zog es weiter nach Göttingen, wo ihm die Georgia-Augusta alsbald die philosophische Ehrendoktorwürde verlieh. Am Vor-

abend seines 30. Geburtstages erreichte ihn die Aufforderung, in Berlin einen ordentlichen Lehrstuhl für das Fach der 'orientalischen Literatur und der allgemeinen Sprachkunde' zu übernehmen. Nun erkannte man in München die drohende Gefahr, und sowohl die Akademie als auch die Krone versuchten alles mögliche, Bopp für Bayern zu erhalten. Der Innenminister Fr. v. Zentner* gab Bopp zu verstehen, daß er die Absicht habe, ihn künftig bei der Akademie anzustellen, wo er alle Hilfsmittel für seine Studien finde. Er hoffe, daß er sich nicht durch einige finanzielle Vorteile verleiten lasse, diesen edlere Beweggründe aufzuopfern. Die weiteren Verhandlungen zwischen München und Berlin lassen erkennen, daß man zu größeren finanziellen Opfern entweder nicht die Mittel oder nicht die Lust hatte. Schließlich mußte sich Max I. bereit finden, Bopp die Annahme der Berliner Lehrkanzel zu erlauben, jedoch mit dem Vorbehalt, ihn bei sich ergebender Gelegenheit in bayerische Dienste zurückzuberufen. Damit schloß das 5-jährige Verhältnis Bopps zur Bayerischen Akademie, die ihn erst 1850 zum korresp. Mitglied erkor, nachdem er bereits ein Vierteljahrhundert der Preußischen Akademie der Wissenschaften angehört hatte.

Es läßt sich leicht erraten, daß diese überstürzte Entwicklung den Wünschen und Hoffnungen Othmar Franks nicht zuwiderlaufen konnte. Im Herbst 1820 war der erste Teil seiner 'Chrestomathia Sanscrita' erschienen, und v. Schelling hielt den Augenblick für gekommen, Frank nunmehr zum ord. frequentierenden Mitglied der philos.-philol. Klasse in Vorschlag zu bringen. Sein diesbezüglicher Antrag vom 3. Oktober 1820 füllt mehr als sieben Folioseiten.[19] In ihm wird nicht nur über Franks neuestes Werk, sondern auch über Fr. Bopp gehandelt, wobei Schellings Ansichten über die Arbeitsrichtung beider Gelehrter anschaulich zutage treten. Die auf den Nachmittag des 21. November 1820 einberufenen Teilnehmer des Wahlausschusses, dessen Zuständigkeit für die Beurteilung des Falles wegen der getroffenen Auswahl allerdings zweifelhaft erscheinen muß, haben der Gesamtakademie gegenüber schwerlich den Standpunkt Schellings sich zu eigen gemacht. Am 3. März 1821 wurde O. Frank lediglich zum ao. Mitglied der Kgl. Akademie erwählt, wozu am 19. April die königliche Genehmigung einlangte.

Mittlerweile hatten sich auch seine äußeren Verhältnisse von Grund auf zu seinen Gunsten verändert: am 22. März 1821 war er von Max I. zum 'öffentlichen ordentlichen Professor der Philosophie und der orientalischen Sprachen' in – Würzburg ernannt worden. Was dort die Universität veranlaßte, ihre Ansichten über die Zweckmäßigkeit und den Nutzen morgenländischer Studien in wenigen Monaten so gründlich zu ändern, bleibt fürs erste ein Geheimnis, da der eigentliche Personalakt O. Franks in der Bayerischen Unterrichtsverwaltung mit tausenden weiteren den Bomben des zwei-

ten Weltkrieges zum Opfer fiel.[20] Auch mag es zweifelhaft sein, ob sich aus ihm die Hintergründe beleuchten ließen, die zum völligen Gesinnungswandel vor allem der Fakultät geführt haben.

O. Frank hatte es nicht eilig, sein neues Amt sogleich anzutreten. Er hatte sich in München mit der Herausgabe des zweiten Teiles seiner Sanskrit-Chrestomathie befaßt und hierzu von der Regierung eine Räumlichkeit zur Aufstellung seiner Druckpresse erbeten. Über diesen Vorgang liegen nicht wenige Aktenstücke vor, die vor allem zeigen, daß die Beschaffung der Unterkunft erheblichen Schwierigkeiten begegnete. Er mußte sich dabei bis zur Übersiedlung nach Würzburg mit verminderten Bezügen zufrieden geben. Die Steindruckpresse kam dann wohl an seinem neuen Wirkungsort zur Aufstellung, wobei ihm eine Dame namens Theresia Hoyer auch materiell behilflich gewesen sein dürfte. Ihr mag es zu nicht geringem Teil zu verdanken sein, daß O. Frank 1823 zu Würzburg seine 'Grammatica Sanscrita, nunc primum in Germania edidit' (XVI + 218 S., X Tafeln) ans Licht bringen konnte, die dann freilich in der Fachwelt nur geteilten Beifall fand und insbesondere den Groll Chr. Lassens in Bonn erregte, der in einem Brief an A. W. v. Schlegel am 30. Juli 1824 äußerte: '. . . das Buch zu studieren und doch beim getrosten Muthe zu bleiben, wäre der Beweis eines sehr starken Gehirns'.[21] Spätere, im Abstand der Zeiten befindliche Beurteiler, wie etwa E. Windisch,[22] haben diese Kennzeichnung der ersten deutschen Sanskrit-Sprachlehre denn auch als 'starke Übertreibung' vermerkt.

Als 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, gelangte auch O. Frank ans Ziel seiner irdischen Wünsche. Er wurde berufen, und zur Eröffnung der neuen Hochschule gab er das Heft seiner neuen Zeitschrift 'Vyasa. Über Philosophie, Mythologie, Literatur und Sprache der Hindu' (München und Leipzig 1826) heraus, dem freilich nur noch zwei weitere (II. und III. Heft, München 1830) folgen konnten. Er nahm seine alten Beziehungen zur Akademie auf, in deren 'Abhandlungen' der I. Klasse er sich bereits im ersten Bande (1835) zu Wort meldete und sich erstmals über archäologische Gegenstände verbreitete. Im dritten Bande (1840) erschien seine letzte Arbeit 'Über die indischen Verwandtschaften im Ägyptischen, besonders in Hinsicht auf Mythologie', worin er, vielleicht Arnold Heeren folgend, die Kultur des Nillandes als von der indischen beeinflußt sehen wollte. Die Vermutung eines solchen Kulturzusammenhanges auf Grund etymologischer Wortklaubereien beweist im Grund eine dilettantische, wirklicher Schulung entbehrende Arbeitsweise, mit der sich, wie man leicht erraten kann, O. Frank nur wenig Anhänger zu erwerben vermochte. Die indische Altertumskunde hat, wohl zu besonderem Entsetzen ihres Begründers Christian Lassen (1820–1876), O. Frank gegen Ausgang seines Lebens

zu fördern sich besonders angelegen sein lassen. Im II. Bande der Abhandlungen der I. Klasse der Münchener Akademie (S. 381 ff.) hat er sich 'Über einige indische Idole des k. Antiquarium in München und zwei indische Köpfe in der Glyptothek S. M. des Königs' ausgelassen und mit solchen Untersuchungen auch die Aufmerksamkeit König Ludwigs I. erregt, der ihn 1840 auf eine Dienstreise zur Erwerbung indischer Altertümer nach Wien entsandte. Von dort kehrte Frank nicht mehr in seine Heimat zurück. Am 16. September 1840 ist er im Hause Elendsbastei 1170 (heute Salvatorgasse 7 im II. Bezirk) laut Totenschauprotokoll der Stadt Wien an 'Lungenlähmung' verstorben[23] und dann auf dem um die Jahrhundertwende aufgelassenen Allgemeinen Währinger Friedhof in eigenem Grabe bestattet worden. König Ludwig I. hat ihm später ein Denkmal setzen lassen, das indessen die Zeiten gleichfalls nicht überdauerte.

Was zum Schluß aber die Tätigkeit Othmar Franks an der Münchener Universität oder gar die Heranbildung eines orientalischen Nachwuchses durch ihn betrifft, so läßt sich darüber wenig Erfreuliches berichten. Die ganze Wesensart des etwas krausen, in der Darlegung seiner Gedanken umständlichen Mannes war nicht dazu angetan, ihn zum Haupt einer Schule zu machen. Diese Rolle hatte August Wilhelm v. Schlegel in Bonn übernommen (1818), ehe Franz Bopp in Berlin zum Zuge kam und dort einen weltweiten Einfluß auf die Sprachwissenschaft auszuüben begann. Von allen Orientalisten, die in München zu O. Franks Füßen saßen, läßt sich eigentlich nur Markus Joseph Müller* (1809–1874) namhaft machen, der freilich mit seinem Lehrer nichts gemeinsam hatte und dessen Studienrichtung durch ihn nicht beeinflußt werden konnte. Als M. J. Müller, mit trefflichen, aus reinem Quell zu Paris geschöpften Kenntnissen über den islamischen Orient sowie mit Empfehlungsschreiben führender französischer Fachgelehrter nach München zurückgefunden hatte und sich Ende 1837 an der dortigen Universität um einen Lehrstuhl bewerben wollte, erklärte ihm die Fakultät, ganz gewiß nicht ohne Einwirkung des ängstlichen, Wettläufer fürchtenden Othmar Frank, seine Anstellung könne im Hinblick auf das wohlwollende Gutachten der Asiatischen Gesellschaft zu Paris nur 'aus dem Standpunkt einer Ehrensache' betrachtet werden, weil keinerlei Bedürfnis bestehe, daß Arabisch und Persisch in München gelehrt würden, und außerdem die 'biblisch-orientalischen' Sprachen bereits durch einen Professor der Theologie und die 'nichtbiblischen' durch Professor Othmar Frank vertreten seien.[24] Da auch die – merkwürdigerweise – um Rat befragte Kgl. Akademie der Wissenschaften[25] sich dahin äußerte, daß die Vertretung der beiden genannten Sprachen keine dringende Notwendigkeit darstelle, so berichtete der Universitäts-Senat, daß er die Erteilung eines Lehrstuhls an M. J. Müller, da

weder eine Stelle frei sei noch ein Bedürfnis vorliege, nicht begutachten könne, wohl aber wünschen müsse, daß der Bewerber eine Verwendung an der Kgl. Akademie der Wissenschaften oder an der (dieser unterstellten) Hofbibliothek finden möge. . . . Erst 1840 wurde M. J. Müller als ao. Professor der nichtbiblischen orientalischen Sprachen bestallt. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn, wohl auf Betreiben seiner Lehrer Friedrich v. Thiersch und LEONHARD SPENGEL* sowie im Einvernehmen mit seinem weiteren Lehrer, dem Akademie-Präsidenten Fr. W. v. Schelling, schon 1838 als ao. Mitglied aufgenommen und drei Jahre später (1841), nach O. Franks Tode, zum ord. Mitglied gewählt. Volle 18 Jahre (1852–1870) gehörte er dann dieser Körperschaft als Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse an, die ganz gewiß keinen würdigeren, aufgeschlosseneren Betreuer morgenländischer Studien als ihn hätte finden können.

Anmerkungen

[1] Während wohl bei allen hier namhaft gemachten Orientalisten infolge Vernichtung des Akademie-Archivs sich kaum mehr feststellen läßt, wessen Antrag sie ihre Wahl verdanken, läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Tychsen auf Betreiben seines Lehrers und engeren Landsmannes, des nach Bayern verschlagenen Kirchenrates Christian-David MARTINI [s. unten Anm. 3] auswärtiges Mitglied wurde.

[2] Über den Sonderling Joh. Arnold Kanne gibt es bis heute keinen lebensgeschichtlichen Versuch. Die vom Verf. für die „Lebensläufe aus Franken" auf Grund seines bis 1817 reichenden Selbstlebens sowie der Erlanger Fakultätsakten gefertigte Lebensskizze ist am Abend des 16.III.1945 zu Würzburg mit den gesamten riesigen Stoffsammlungen zu diesem Unternehmen in der Wohnung des Hrsg. Prof. Dr. Anton Chroust († 22. 5. 1945 auf der Flucht aus Würzburg) zugrunde gegangen. Vgl. einstweilen ADB, XV (1882), S. 77 f. (Jul. Riffert).

[3] Vgl. darüber Fr. Babinger, Ein Jahrhundert morgenländischer Studien an der Münchener Universität, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, CVII (Wiesbaden 1957), S. 244 und Anm. 1.

[4] Frdl. Ermittelung durch Herrn Bruno Röttinger (Bamberg), der eine Kartei sämtlicher Kirchenbucheinträge Bambergs besitzt und dem Verf. einen regelrechten Stammbaum der Frank'schen Sippe herzustellen vermochte, wofür ihm auch an diesem Ort herzlich gedankt sei.

[5] Vgl. Die Matrikel der Akademie und Universität Bamberg, hrsg. von Wilhelm Hess, II (Bamberg 1924), S. 74 (Nr. 11381). Was als Geh. Ratsakt, Min. Inn. 23224 [vgl. oben S. 82] erhalten blieb, umspannt nur die Jahre 1804–1820, also nicht die eigentliche Lehrtätigkeit O. Franks an den Universitäten in Würzburg und München. In Würzburg ist der Personalakt im dortigen Universitätsarchiv gleichfalls zugrunde gegangen [16. III. 1944].

[6] Vgl. dazu meine breiteren Ausführungen in der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, XXII [München 1959], S. 15 f. mit Auszügen aus den Geh. Ratsakten.

[7] Fast das gesamte Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist beim britischen Bombenangriff auf München am 24. April 1944, als das Gebäude, von zahlreichen Brandbomben und Phosphorkanistern getroffen und bis auf den Grund zerstört wurde, ein Raub der Flammen geworden. Zufällig hat sich der Personalakt O. Frank gefunden.

[8] Das erste Heft der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, XXII (München 1959), bringt auf den Seiten 13–59 umfassende Auszüge aus diesen Akten.

[9] Dieser Kreis-Kirchenrat Christian Martini war aus Rostock, wo er an der Universität lehrte (1789–1804), als Professor in der damals bestehenden evangelisch-theologischen Fakultät zu Würzburg (1804–1807) untergekommen, nach deren Auflösung 1807 nach Altdorf versetzt und 1809 als Kreis-Kirchenrat nach München verpflanzt worden. Noch im gleichen Jahr ward er Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1815 starb er zu München. Friedr. v. Schlichtegroll hat ihm ein biographisches Denkmal gesetzt. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, XX (Leipzig 1884), S. 500 f. ([Otto] Mejer).

[10] Vgl. darüber Sal. Lefmann, Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft, I. Band (Berlin 1891), wo die Herkunft der Familie Bopp aus Stockstadt bei Aschaffenburg behandelt wird. F. Bopp ist von Vater- und Mutterseite reiner Mainfranke.

[11] Vgl. a. a. O., I. Bd. (Berlin 1891), S. 55 ff.

[12] Vgl. A. Schmeller, Erinnerung an Joseph v. Scherer's, weiland Director's der k. Bibliothek und ord. Mitglieds der k. Akademie der Wissenschaften literarische Bestrebungen, in: Gelehrte Anzeigen, hrsg. von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, Nr. 80 vom 22. 4. 1842, Nr. 81 vom 23. 4. 1842, sowie Nr. 82 vom 26. IV. 1842. A. Schmeller kommt auf den reichen wissenschaftlichen Nachlaß Jos. v. Scherers zu sprechen, der 121 Nummern umfaßt, die – wie es mit wissenschaftlichen Vermächtnissen eben zu gehen pflegt! – völlig unbeachtet in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek schlummern; vgl. z.B. die metrische Übersetzung von Firdûsîs Schâhnâme (S. 655 ff.) sowie über die persischen Lehrgänge, die Scherer in Freundeskreisen zu München abhielt (S. 655b).

[13] Dort kam er am 8. Februar 1776 (Tauftag) als ältester Sohn des Bediensteten, späteren Stadtwachtmeisters Joseph Scherer († zu Mannheim am 3. II. 1812) aus Mannheim sowie der Maria-Margarete, geb. Hauptmann, aus Viernheim zur Welt. Diese Angaben und weitere Mitteilungen über die Familie Scherer verdanke ich der Hilfsbereitschaft des Herrn Stadtarchivdirektors Dr. Gustaf Jacob zu Mannheim. Sie blieben bisher in Dunkel gehüllt.

[14] Hamilton, Stewart und Wilkins wurden 1815 in die Akademie aufgenommen, Colebrooke, gleichfalls auf Anregung O. Franks, im folgenden Jahre 1816, lauter Wahlen, die der Körperschaft zu hoher Ehre gereichen mußten. – Auf wessen Betreiben 1830 der gefeierte französische Sinolog Abel RÉMUSAT [1788–1832] zum korr. Mitglied der Bayer. Ak. der Wiss. gewählt wurde, war bisher nicht auszumachen, auch nicht, warum die königliche Bestätigung ausblieb. Abel R. wurde mit 27 Jahren 1815 Professor für chinesische und mandschurische Sprache am Collège de France zu Paris, war Mitbegründer [1821] der Société Asiatique und seit 1818 auch Herausgeber des Journal des Savants. Als er am 4. Juni 1832 noch nicht 44jährig verstarb, besaß er bereits Weltruhm und Beziehungen zu allen Fachgenossen von Bedeutung. Vermutlich hat Othmar Frank ihn in München zum korr. Mitglied vorgeschlagen.

[15] Karl-Ehrenbert Frh. von Moll (1760–1838) aus dem Salzburggau, bekannt als Naturforscher, vor allem Meister der Erzkunde, nahm an den Begebenheiten innerhalb der Akademie, der übrigens bereits sein Vater Gottfried v. M. seit 1776 als auswärtiges Mitglied angehörte, regen Anteil, wovon seine ‚Mitteilungen' beredtes Zeugnis ablegen. Der Privatdruck ist von größter Seltenheit und so gut wie unausgewertet geblieben. Vgl. vorerst die ausgezeichnete Lebensskizze von [Karl] v. Gümbel in der ADB, XXII (1885), S. 111–115.

[16] Vgl. über diese Fakultätsvorgänge die von Sal. Lefmann, a. a. O., I. Bd. (1891), S. 73 angezogenen Würzburger Universitätsakten 1820, Nr. 4. – S. L. hat auch den Bopp betreffenden Personalakt 1816–1821 im Archiv der Bayer. Akademie der Wissenschaften benutzen können. Dieser hat sich zufällig erhalten und ward im vorstehenden verwertet.

[17] Dieser 'Fischer' war ein gewisser Kilian Joseph F. [1782–1848] aus dem unterfränkischen Ebelsbach [Ldg. Eltman], der seit 1817 als Professor für Altes Testament und orientalische Sprachen in Würzburg lehrte, bis er sich 1835 als Domkapitular nach Bamberg zurückzog, wo er am 1. XII. 1848 verstarb. Er brachte im ganzen Leben nur ein Schriftchen zustande, und zwar 'De benedictione filiorum Israelis Genes. XLIX', das er 1814, vermut-

lich auf eigene Rechnung, zu Würzburg in der Buchdruckerei von Franz Nitribitt durch die Presse führte. Über weitere Einzelheiten und das einschlägige Schrifttum vgl. Fr. Babinger in der Zeitschrift für Bayer. Landesgeschichte, XXII [München 1959], S. 48, Anm. 45.

[18] 'Richarz' ist zweifellos der damalige Privatdozent, ab 1821 ord. Professor der klassischen Philologie Peter (v.) Richarz (1783–1855) aus Würzburg, der 1834 als Bischof nach Speyer, 1836 nach Augsburg ging, wo er verstarb.

[19] Das Gutachten ist im Wortlaut in dem erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte XXII (München 1959) abgedruckt werden.

[20] Es handelt sich um die im Bayerischen Hauptstaatsarchiv 'durch Kriegseinwirkung' fast ausnahmslos vernichteten Personalakten der bayerischen Unterrichtsverwaltung, die einem Bombenangriff zum Opfer fielen.

[21] Vgl. E. Windisch, Geschichte der Sanskrit-Philologie und Indischen Altertumskunde, I. Teil (= Grundriß der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde, I. Bd., 1. Heft B., Straßburg 1917), S. 65.

[22] Vgl. E. Windisch, ebenda, S. 65.

[23] Vgl. Fr. Babinger, Ein Jahrhundert morgenländischer Studien an der Münchener Universität, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, CVII (Wiesbaden 1957), S. 244 und Anm. 1.

[24] Vgl. Fr. Babinger, Ein Jahrhundert usw., S. 250, wo auf das Urteil Karl v. Prantls, des Geschichtsschreibers der Münchener Universität (1872), verwiesen wird.

[25] Weshalb die Akademie in dieser reinen Universitätsangelegenheit damals zur Stellungnahme aufgefordert wurde, läßt sich aus Mangel an einschlägigen Akten nicht mehr ermitteln. Der sog. 'Personalakt M. J. Müller' im Archiv der Bayer. Akademie der Wissenschaften enthält keinerlei Personalia, sondern lediglich vermutlich beim Tode 1874 vorgefundene Papiere der verschiedensten Art, eine wahre rudis indigestaque moles. Der Personalakt M. J. Müller des Bayer. Unterrichtsministeriums (Nr. 9144) ist 1944 im Bombenhagel zugrunde gegangen.

WILHELM GEIGER

Von Helmut Hoffmann

Anders als sein Vorgänger auf dem Münchener Lehrstuhl für „Arische Philologie" (heute „für Indologie und Iranistik"), anders als ERNST KUHN[1] (1846–1921), der seit 1878 der Bayerischen Akademie angehörte und dort auch 20 Jahre (1900–1920) als Sekretär der Philosophisch-philologischen und historischen Klasse wirkte, hat WILHELM GEIGER* nur von 1920–25 als Ordinarius in München gelehrt.[2] Die größte Zeit seiner fruchtbaren Wirksamkeit verbrachte er in Erlangen. Aber schon 1889 wurde er Korrespondierendes Mitglied unserer Akademie, welche sofort in diesem Jahre eine erste Arbeit von ihm („Dialektspaltung im Balūčī") in ihren Sitzungsberichten brachte. In den 55 Jahren seiner Mitgliedschaft hat er, literarisch sehr viel fruchtbarer als sein Vorgänger, mit bewundernswerter Aktivität an ihrem wissenschaftlichen Leben Anteil genommen und eine große Anzahl wertvoller Beiträge in Sitzungsberichten und Abhandlungen veröffentlicht. Da Geiger in seinen Anfängen noch die gesamte indo-iranische Philologie vertritt und im weiteren Verlauf seiner langen und ergebnisreichen wissenschaftlichen Entwicklung sich die Entfaltung und Spezialisierung dieses Bündels von Wissenschaften abzeichnet, sei es mir erlaubt, anläßlich des Jubeljahres unserer Akademie gerade dieses meiner Vorgänger zu gedenken.

Gleich den älteren Vertretern der indo-iranischen Philologie auf bayerischem Boden wie MARTIN HAUG[3] (1827–1876) und gleich seinem Erlanger Lehrer FRIEDRICH V. SPIEGEL (1820–1905) hatte Geiger also noch das Glück, diese Wissenschaft als ein Ganzes zu umfassen, ja sogar die Indogermanistik, die ja gerade von Geigers Forschungsgebiet entscheidende Impulse für ihre Entfaltung empfangen hatte, mußte er während seiner langen Erlanger Wirksamkeit mit vertreten. Den Weg, den die Indoiranistik während der Zeit von Geigers Gelehrtenleben durchlief, glaube ich bildhaft nicht besser belegen zu können als mit den Worten meines eigenen Lehrers Heinrich Lüders. „Als ich", sagte dieser mir eines Tages vor den Bücherwänden in seinem Charlottenburger Heim, „mit dem Studium begann, war die Indologie nur so groß!" – er zeigte auf ein kleines Bücherregal – „was heute daraus geworden ist, sehen Sie hier". Und mit weitausholender Gebärde

deutete er auf seine riesige Bibliothek, die das Studierzimmer, und mehr als dieses, bis zur Decke füllte.

Wilhelm Geiger wurde 1856 in Nürnberg als Sohn des evangelischen Pfarrers Johannes Geiger, der aber einer alten schwäbischen Familie entstammte, geboren. Sicher hat die Umwelt eines evangelischen Pfarrhauses des jungen Geigers Interesse an der Religionswissenschaft wecken helfen. Seine fachwissenschaftliche Ausbildung erfuhr er 1873–76 an der Universität Erlangen unter der Leitung Friedrichs von Spiegel. Nur das Sommersemester 1875 bescherte eine Unterbrechung: der junge Student verbrachte es als Schüler von THEODOR AUFRECHT und HERMANN JACOBI in Bonn, an der Universität, von der die Indologie unter A. W. v. SCHLEGEL, Franz Bopp und CHRISTIAN LASSEN ausgegangen war. Seine Dissertation behandelte die Pahlavi-Version des 1. Kapitels des Zoroastrischen Gesetzbuches Vendidād mit seiner so bedeutsamen geographischen Liste von 16 Landschaften Ost- und Nord-Irans,[4] ein Thema, das er in erweitertem Umfange und beträchtlich vertieft in seiner großen Darstellung „Ostiranische Kultur im Altertum" (Erlangen 1882) wiederaufnehmen sollte. 1878 habilitierte er sich in Erlangen unter Spiegel mit einer Erstedition des Aogemadaēčā,[5] eines mittelpersischen Traktates mit zahlreichen Zitaten aus verlorenen Teilen des Awesta, einer Arbeit, die seine methodische Meisterschaft bereits im hellsten Lichte zeigte. Schon 1880 brach er seine Tätigkeit als Erlanger Privatdozent wieder ab, um in den Dienst der Höheren Schule hinüberzuwechseln, der ihn 1880 nach Neustadt an der Hardt (Pfalz) und 1884 an das traditionsreiche Max-Gymnasium in München führte, ohne daß dadurch die rege wissenschaftliche Arbeit und Publikationstätigkeit eine Unterbrechung erfahren hätte. Die Übersiedlung nach München sollte sich als entscheidend erweisen: brachte sie doch die Begegnung mit dem dortigen Ordinarius der Indoiranistik Ernst Kuhn, einer der vielseitigsten und anregendsten Persönlichkeiten. Diese Begegnung führte zu einer Freundschaft von zunehmender Herzlichkeit zwischen den beiden Männern, die sich in der Weite ihrer Interessen und in ihrem wissenschaftlichen Ethos so nahe standen. Dieser Freundschaft verdanken wir letztlich, daß wir den „Grundriß der iranischen Philologie" (1895–1904) in der uns vorliegenden Form unser eigen nennen können. Kuhn war es auch, der Geiger vermochte, sich an der Münchener Universität erneut zu habilitieren (1886). Das Jahr 1891 brachte dann die räumliche Trennung von dem verehrten Freunde durch Geigers Berufung nach Erlangen zum Ordinarius und Nachfolger seines Lehrers Friedrich v. Spiegel. Bis 1920 vertrat er an dieser Universität in Vorlesungen und Übungen die Iranistik, Indologie, Indogermanistik und Religionswissenschaft. Zweimal (1901/2 und 1912/13) wurde ihm die Ehre und Bürde des Rektorats zuteil. Das Jahr 1920 brachte

ihn dann als Nachfolger des inzwischen emeritierten Ernst Kuhn auf den Münchener Lehrstuhl für Arische Philologie. Die indogermanische Sprachwissenschaft war hier seit 1909 bereits durch einen eigenen Lehrstuhl vertreten, so daß sich Geiger nun auch in den Vorlesungen seinen eigensten indologischen Interessen, darunter besonders dem Pali, dem Singhalesischen und der Ceylon-Kunde im weitesten Sinne zuwenden konnte. Im Jahre 1925 zog er sich dann von der Universität und der Vorlesungstätigkeit zurück, um sich im stillen Neubiberg nur desto intensiver seiner Forschungsarbeit zu widmen und um der ersten Ceylon-Reise (1895/96) eine zweite (1925/26) und dritte (1931/32) folgen zu lassen, diese beiden in ehrenvollem Auftrag der britischen Regierung. Bei den Arbeiten wie bei den Reisen dieser Jahre war ihm seine Gattin Magdalene eine treusorgende Begleiterin und Gehilfin. Eine derartig einmalige Arbeitssymbiose eines Forscherehepaares darf als seltenes menschliches Glück in dem Lebensbilde Wilhelm Geigers nicht unerwähnt bleiben. Ehrungen wurden ihm auch nach der Emeritierung noch viele zuteil, von denen als wichtigste nur die Ehrenmitgliedschaften beim dankbaren Ceylon Branch der Royal Asiatic Society und bei der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft genannt seien. 1943 starb er dann nach einem reichen und gesegneten Leben im Alter von 87 Jahren.

Die Tatsache, daß Geiger in der ersten Hälfte seines wissenschaftlichen Lebens vornehmlich der Iranistik (summarisch gesprochen etwa bis zum Abschluß des Grundrisses der iranischen Philologie 1904) diente, um sich dann der Indologie mit dem Akzent auf der Pali- und Ceylon-Forschung zuzuwenden, hat die Chronisten der Wissenschaftsgeschichte nach dem übergeordneten Gesichtspunkt fragen lassen, der diesen scheinbar überraschenden Schwerpunktwechsel verständlich macht. H. H. Schaeder in seiner ausgezeichneten Würdigung Geigers als Iranisten möchte diesen in einer persönlichen Bezogenheit auf die beiden, so verschiedenen großen Religionsstifter des Iran und Indiens, Zarathustra und Buddha Gautama erkennen und somit Geiger letztlich als Religionshistoriker einordnen.[6] Dies wird von W. Wüst mit deutlichen kritischen Obertönen bestritten, eine solche Bezogenheit sei nicht für das reiche Lebenswerk Geigers verantwortlich zu machen, da dieses neben den beiden religiösen Heroen aufgebaut sei.[7] Nun ist es zwar richtig, daß Geiger sein ganzes Leben hindurch der Religionswissenschaft und Religionsgeschichte sein aktives Interesse zugewandt hat. Sein Aufsatz über „Zarathustra in den Gâthâs“,[8] leider wenig bekannt, ist einer der schönsten und klarsten über dieses Thema, und die zwei Bände der Übersetzung des „Saṃyuttanikāya“[9] zum Beispiel zeigen deutlich, wie intensiv er sich in die Gedankenwelt Buddhas eingelebt hatte, auch hat er als Ordinarius in Erlangen mit beachtenswerter Regelmäßigkeit vierstündige

Vorlesungen über „Allgemeine Religionsgeschichte" und „Geschichte der Religionen im Orient (Ägypter, Semiten, Arier, Chinesen)" abgehalten.[10] Dabei wurden so subtile Probleme, wie der mögliche Einfluß des Buddhismus auf Mani erörtert, an welchen allerdings nach der verbesserten Quellenlage heute nur noch in sehr begrenztem Umfang zu denken ist,[11] während der Einfluß des Manichäismus auf den späteren Buddhismus zu immer größerer Bedeutung in der Diskussion gelangte.[12] Nun, sicher sind die Gestalten Zarathustras und Buddhas nicht die Zentren, um die sich der Kosmos des Geigerschen Lebenswerkes dreht, aber ebensowenig dürfen wir bei dieser negativen Feststellung stehen bleiben und sie gar gewissermaßen zur Herabsetzung des geistigen Niveaus seiner Arbeiten verwenden. Geiger war kein reiner Religionshistoriker, es gibt in seinem Werk auch keine Bindung an ein wie immer geartetes Heroenideal, ebensowenig aber war er Nur-Linguist, sondern eben ein Philologe, der die ganze Breite seiner Wissenschaft methodisch beherrschte. Da die Philologie ein eminent historisch orientierter Forschungszweig ist, darf man ihn auch einen Historiker nennen, und dieses sogar in hervorragendem Maße, wenn man an seine grundlegenden Arbeiten über die ceylonesischen Chroniken Dīpavaṃsa, Mahāvaṃsa und Cūlavaṃsa sowie an die damit verbundenen zahlreichen geschichtlichen Aufsätze denkt.[13] Noch sein letztes größeres, bisher unveröffentlichtes Werk über die Geschichte Ceylons, welches die in den früheren Schriften angesponnenen Fäden energisch zusammenrafft, ist der gleichen Thematik verpflichtet. Auch die Religion bleibt in Geigers Arbeit eine geschichtliche Kraft unter anderen. Das Zentrum seines Schaffens, der übergeordnete Gesichtspunkt, nach dem wir oben fragten, offenbart sich als das Ethos der Wahrheit, der stille, aber unbeugsame Drang festzustellen „wie es sich wirklich verhält", oder bei Dingen, welche die Vergangenheit betreffen, „was wirklich gewesen ist", unter strengster Ausschaltung aller vorgefaßten Meinungen und Parteistandpunkte. In den früheren Jahren, unter dem Eindruck eines beachtenswerten Auftriebs der Iranistik wie auch hingelenkt durch seinen Lehrer Spiegel, erprobte er dieses Ethos auf dem Gebiete der iranischen Sprache und Kultur, die entscheidende erste Ceylonreise verschob dann aufgrund zwingender unmittelbarer Eindrücke den Schwerpunkt auf das Studium der Quellen in singhalesischer und Pali-Sprache. Dies war eine ganz persönliche Wahl, die ausging von der richtigen Erkenntnis, daß es ein „Wichtig" und „Unwichtig" in der Wissenschaft nicht gibt, daß alles von der Linguistik bis zur Religionsgeschichte, von Iran bis Ceylon Forschungsgegenstand sein darf, daß jeder Forscher dort aber sein Bestes geben wird, wo für ihn der wissenschaftliche Eros die Fackel entzündet hat.

Geiger gehörte also nicht zu den Gelehrten, denen alles zur trockenen Formel erstarrte und welche die Welt vom Schreibtisch aus ordnen. Seine Ceylon-Reisen zeigen, wie sehr er die persönlichen Eindrücke von Land und Leuten brauchte und nutzte.[14] Daher spielen in seinem Leben auch Freundschaften mit Männern eine Rolle, die den Ländern seiner Studien entstammten, wie jene mit dem parsischen Gelehrten J. J. Modi oder dem Ceylonesen de Zilva Wickramasinghe. Geiger liebte den Orient mit verständnisvollem Realismus, wie seine Reiseberichte, besonders das schöne Buch „Unter tropischer Sonne" zeigen.[15] Ganz anders stand er der Wirklichkeit östlichen Lebens gegenüber als etwa sein indologischer Kollege Hermann Oldenberg, der sich in Indien nicht glücklich gefühlt hatte und zurückgekehrt von seinen Reisen nicht sprach, oder wie der große, zu früh verstorbene Iranist H. H. Schaeder, der den Iran nie betreten hat und das Land, dem seine Lebensarbeit galt, zugegebenermaßen auch gar nicht besuchen wollte. Geiger hingegen war ein Forschertyp, dem die Hinwendung zum Realen, Gegenständlichen natürlich war. Daher seine Neigung zur Geschichte, zur Ethnologie, Geographie und historischen Geographie, die auf iranistischem Gebiet Ausdruck fand in dem schönen, schon erwähnten Buch „Ostiranische Kultur im Altertum", das – wie H. H. Schaeder 1944 schrieb,[16] und es gilt auch jetzt noch – bis heute nicht ersetzt und überholt wurde. Kein Zufall ist es, daß der letzte Bearbeiter der wichtigen Länderliste von Vendidād 1, Arthur Christensen,[17] in seiner Studie vielfach auf Geiger zurückgriff, dessen zutreffende Beurteilung manches schwierige Problem am überzeugendsten interpretiert hatte. In diesen Zusammenhang gehört ferner die „Geographie von Iran", die Geiger für den „Grundriß" beisteuerte und noch ein so später Aufsatz wie „The name of the river Hilmend", welcher dem Haētumant der awestischen Texte gewidmet ist. Vergessen werden darf hier auch nicht die Arbeit über „Vaterland und Zeitalter des Awestā in seiner Kultur", in welcher er mit gesundem kritischem Sinn die Unwahrscheinlichkeit der Theorie erweist, daß Zarathustra in Nordwest-Iran und zur Zeit der Achaemeniden gelebt habe. Schließlich seien noch genannt die geographische Monographie „Die Pamirgebiete" und eine Studie über das politische Schicksal Nordostirans zu Geigers Zeiten „Die Russen in Turkestan".

Auf indologischem Gebiet sind es die historischen und geographischen Realien Ceylons, die im Mittelpunkt von Geigers Bemühungen stehen, konzentriert vor allem in den schon genannten Arbeiten über die Chronikliteratur Ceylons, zu denen noch einige weitere gehaltvolle Aufsätze hinzuzurechnen sind. Geigers gesundem Konservativismus und Realitätensinn ist es zu danken, daß er sich von dem übertriebenen Skeptizismus R. O. Frankes der historischen Verläßlichkeit der Chroniken, besonders des Mahāvaṃsa, gegen-

über distanzierte und auch recht behalten hat mit seiner Ansicht, daß viel wertvolle alte historische und geographische Informationen in diesen Werken zu finden sind. Ein interessantes Thema der ceylonesischen Ethnologie behandelt der dem Freunde Ernst Kuhn gewidmete Aufsatz "Hūniyam", welcher ceylonesische Zauberriten unter Verwendung einer magischen Schnur darstellt.[18] Auf dem Gebiete der Geschichte des indischen Subkontinents begrüßte er ein so wichtiges Werk wie die „Dynastic History of Northern India" von H. C. Ray durch eine gehaltvolle Rezension.[19] Dem Schreiber dieser Zeilen scheint es von seinem eigenen Forschungsbereich her nicht unwichtig zu erwähnen, daß er auch die Bedeutung der wissenschaftlichen Revolution erkannte, die für die iranistischen und indologischen Studien durch die Expeditionen Grünwedels, Le Coqs, Sir Aurel Steins und Pelliots nach Chinesisch-Turkestan sich anbahnte. Er hat der durch diese Expeditionen aufgeworfenen Fragen gedacht in seiner Rezension zu Le Coqs vielbändigem Werk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien"[20] und zusammenfassend in seiner schönen Erlanger Rektoratsrede von 1912.[21] Wir wissen schließlich, daß sein intensives Interesse auch der indischen Pflanzen- und Tierwelt, besonders der selbst erlebten Ceylons galt.[22]

Auf sprachlichem Gebiet schenkte Geiger der Wissenschaft sowohl auf dem iranistischen wie auf dem indologischen Sektor ein wertvolles Einführungsbuch, das „Handbuch der Awestasprache"[23] und das „Elementarbuch des Sanskrit",[24] die beide, klar und präzis gefaßt, eine gute Einführung in die betreffenden Sprachen vermitteln. Daß das vorzügliche Sanskrit-Elementarbuch, das drei Auflagen erlebte, seit längerer Zeit nicht mehr in einem Neudruck zur Verfügung steht, darf im Interesse der Sanskrit-Studierenden bedauert werden, zumal es für den Beflissenen der historischen Grammatik auch die wichtigsten Besonderheiten der vedischen Sprache registriert. Daß sich Geiger iranistisch besonders der Erforschung der ostiranischen Sprachen zugewandt hat, darf bei dem Verfasser der „Ostiranischen Kultur im Altertum" nicht wunder nehmen. Besonders dem Sprachbau des Balūčī und dem Afghānischen widmete er eine Reihe wertvoller Studien[25] wie er auch für den Grundriß die Darstellung dieser Sprachen übernahm. Alle Iranisten werden es mit H. H. Schaeder bedauern, daß er zur Zeit der Entdeckung der mitteliranischen Sprachen des Ostens, des Soghdischen und Sakischen, so entscheidend mit ceylonesischen Studien, die wieder der Indologe nicht missen möchte, festgelegt war, als daß er sich an der Lösung dieser lohnenden neuen Aufgaben der Iranistik noch hätte beteiligen können. Aber noch seine Rezension von Heinrich F. J. Junkers „Yaghnōbī-Studien I"[26] zeigt, daß er die iranistische Forschung auch in späteren Jahren mit Interesse verfolgte.

Für das Pali hat uns Geiger die bisher eingehendste und im ganzen immer noch maßgebende Darstellung beschert,[27] nachdem ihm Ernst Kuhn mit seinen stofflich ergänzungsbedürftigen, aber methodisch nicht überholten schönen „Beiträgen zur Pali-Grammatik“[28] vorausgegangen war. Die verhältnismäßig schnelle Fertigstellung dieses ziemlich umfangreichen Werkes verdanken wir des Verfassers ausgesprochenem Pflichtgefühl wissenschaftlichen Erfordernissen gegenüber, das ihn persönliche Lieblingsarbeiten gegenüber den allgemeinen Bedürfnissen zurückstellen ließ. Geiger hielt in seiner konservativen Art an der alten ceylonesischen Tradition fest, das buddhavacanam, das „Wort Buddhas“, sei im wesentlichen im Pali-Kanon in seiner ursprünglichen sprachlichen Form wiedergegeben.[29] Diese Ansicht können wir heute nach den Forschungen von S. Lévi,[30] F. Weller[31] und besonders H. Lüders[32] nicht mehr aufrecht erhalten. Das Pali ist nach unserer heutigen Kenntnis ein Idiom des westlichen Indiens und steht dialektologisch der Sprache des Aśoka-Edikts von Girnār sehr nahe. Es sind auch genügend Anzeichen dafür vorhanden, daß die altbuddhistischen Texte aus der Sprache von Buddhas Heimat Magadha in das Pali übersetzt wurden; Māgadhismen und Hyperpalismen gestatten uns Blicke in die Werkstatt der Übersetzer. Mit unserer vertieften Einsicht in den sprachlichen Charakter des Pali hängt es noch zusammen, daß wir z. B. Fragen betreffs des Auftretens sporadischer prakritischer Erscheinungen (§§ 36–40) heute präziser stellen und beantworten müssen.

Das bedeutendste, noch heute ungenutzte Vermächtnis, das Geiger der Pali-Philologie hinterlassen hat, stellt das von ihm gesammelte Material zu einem Pali-Wörterbuch dar, welches an Wert das Dictionary der Pali Text Society hinter sich läßt. Absichtlich hat der große Gelehrte auf die Publikation dieses Materials verzichtet, um dem Unternehmen der PTS und dem von Trenckner begründeten, von D. Andersen und H. Smith fortgeführten Wörterbuch der Kopenhagener Akademie keine Konkurrenz zu machen. Es bleibt zu hoffen, daß bei einer Weiterführung der Kopenhagener Unternehmung auch das wertvolle Geigersche Material Berücksichtigung findet. In diesem Zusammenhang können wir auch am besten der großen mit Magdalene Geiger gemeinsam verfaßten Akademie-Abhandlung über „Pali Dhamma, vornehmlich in der kanonischen Literatur“[33] gedenken. Sie zeigt deutlich den enormen Umfang von Geigers lexikalischem Material und ist unbedingt als philologisch-lexikalische Arbeit zu werten, nicht aber als philosophische wie das Thema vielleicht vermuten ließe. Die eigentlich „kopernikanische“ Tat bei der Deutung des Wortes „dharma“ in der buddhistischen Lehre und die Darstellung der pluralistischen Dharma-Philosophie verdanken wir Th. Stcherbatsky.[34]

Die besondere Liebe Geigers gehörte aber, auch auf linguistischem Gebiet, dem Singhalesischen, dem seit 1896 zahlreiche Aufsätze und Bücher gewidmet wurden.[35] Eine Gesamtdarstellung lag bereits 1900 innerhalb des „Grundrisses der indo-arischen Philologie und Altertumskunde" vor unter dem Titel „Literatur und Sprache der Singhalesen".[36] Geiger zeigt hier, daß Ceylon von Einwanderern aus dem westlichen Indien kolonisiert wurde, daß die Sprache dieser Einwanderer aber infolge der buddhistischen Missionierung bald vom östlichen Indien (Magadha und Bengalen) her beeinflußt wurde. Die Volkssprache nahm überdies wegen des Zusammenlebens mit den Tamilen dravidisches Gut auf. Eine neue Zusammenfassung fanden die Ergebnisse von Geigers singhalesischen Studien in der "Grammar of the Singhalese Language"[37] und im "Dictionary of the Singhalese Language", das unter Mitwirkung von H. Smith und D. B. Jayatilaka seit 1935 ebenfalls in Colombo erschien. Neben dem Singhalesischen wandte sich Geiger auch der Erforschung von Sprachen nur noch geringer Verbreitung, wie jener der Roḍiyās und Väddās sowie der Sprache der politisch zu Ceylon gehörenden Inselgruppe der Malediven[38] zu.

Wilhelm Geigers menschliche und wissenschaftliche Persönlichkeit war besonders durch ihre Natürlichkeit und Bescheidenheit gekennzeichnet. Ihm lag es auch nicht, eine wissenschaftliche „Schule" mit starren Dogmen zu begründen und junge Talente in den Bann seiner eigenen Forschungsrichtung zu zwingen. Sein akademischer Unterricht diente vielmehr dazu, einer jeden wissenschaftlichen Begabung nach ihren Neigungen den Start zu ermöglichen. So haben sich im Umgang mit ihm wissenschaftliche Persönlichkeiten der verschiedensten Artung anregen und befruchten lassen, und das umfangreiche gedruckte Werk hat auch heute noch seine Strahlungskraft keineswegs eingebüßt.

Anmerkungen

[1] Über E. Kuhn vgl. H. Oertel, Festschrift Kuhn („Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients"), Breslau 1916, S. IX ff.

[2] Über Geiger vgl. die biographischen und bibliographischen Studien von W. Wüst (Yoga, Internationale Zeitschrift für wissenschaftliche Yoga-Forschung I [1931], S. 15 ff.; Sitzungsberichte der Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse 1943, Heft 11, S. 17 ff.), K. G. Zistl, Yoga I, S. 107 ff., H. H. Schaeder („Wilhelm Geiger als Iranist", ZDMG 98 [1944], S. 171 ff.) und H. v. Glasenapp („Wilhelm Geiger als Indologe", ZDMG 98, S. 181 ff.).

[3] F. Babinger, ZDMG 107 (1957), S. 254 ff.

[4] Die Pehleviversion des Ersten Capitels des Vendidad, Erlangen 1877.

[5] Aogemadaêcâ, ein Pârsentraktat in Pâzend, Altbaktrisch und Sanskrit, Erlangen 1878.

[6] ZDMG 98, S. 173.

[7] Ebendort, S. 171 A. 1.

[8] D. D. P. Sanjana, Zarathustra in the Gathas and in the Greek and Roman Classics, Leipzig 1897, S. 158 ff.

[9] München-Neubiberg 1925 und 1930.

[10] Vgl. Yoga I, S. 116 ff. Über Geiger als Religionshistoriker vgl. die Erinnerungen von R. F. Merkel, in Studia Indo-Iranica S. 324 ff.

[11] H. H. Schaeder, Urform und Fortbildungen des Manichäischen Systems, Bibliothek Warburg, 1927, S. 106 ff.

[12] H. Hoffmann, Die Religionen Tibets, S. 40 f.

[13] Dīpavaṃsa, Mahāvaṃsa, die beiden Chroniken der Insel Ceylon, Erlangen und Leipzig 1901; The Mahāvaṃsa edited, London 1908; The Mahāvaṃsa, translated into English, London 1912; Cūlavaṃsa edited, 2 Bände, London 1925 und 1927; Cūlavaṃsa translated, 2 Bände, London 1929 und 1930; A short history of Ceylon, Indian Historical Quarterly 2 (1926), S. 1 ff.; Königsnamen in den Brāhmi-Inschriften Ceylons, Festschrift Winternitz, Leipzig 1933, S. 313 ff.; Einzelstudien zum Mahāvaṃsa vgl. ZDMG 98, S. 185 A. 1.

[14] Sitzungsberichte der Bayer. Ak. 1896, S. 188 ff.; Ceylon, Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen, Wiesbaden 1898; Unter tropischer Sonne, Bonn-Leipzig 1930.

[15] Vgl. Anm. 14.

[16] ZDMG 98, S. 176.

[17] Le premier chapitre du Vendidad et l'histoire primitive des tribus Iraniennes, Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser XXIX Nr. 4, København 1943, S. 33, 34, 47, 56, 62, 63, 64.

[18] Festschrift Ernst Kuhn, Breslau 1916, S. 185 ff.

[19] ZDMG 91 (1937), S. 509 ff.

[20] OLZ 1923, Sp. 365 ff.; 1924, Sp. 62 ff., 641 ff.; 1927, Sp. 984 ff.; 1929, Sp. 45 ff.; 1934, Sp. 441 ff.

[21] Die archäologischen und literarischen Funde in Chinesisch-Turkestan und ihre Bedeutung für die orientalische Wissenschaft, Erlangen 1912.

[22] Yoga I, S. 17.

[23] Erlangen 1879.

[24] Straßburg [1]1888, [2]1909, [3]1923.

[25] Dialektspaltung im Balūčī, Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. 1889, S. 65 ff.; Balūčische Texte mit Übersetzung I, Abh. d. Bayer. Akad., Bd. 19 (1890), S. 105 ff.; Lautlehre des Balūčī, Abh. d. Bayer. Akad., Bd. 19, S. 397 ff.; Etymologie und Lautlehre des Afghānischen, Abh. d. Bayer. Akad., Bd. 20 (1893), S. 167 ff.; Das afghānische Präteritum, IF 3 (1894), S. 111 ff.; Afghānische Studien, KZ 33 (1895), S. 246 ff., 474 ff.

[26] IF 49 (1931), S. 221 f.

[27] „Pali. Literatur und Sprache", Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde I, 7, Straßburg 1916. Das vornehmlich pädagogischen Bedürfnissen dienende „Handbuch des Pali" von M. Mayrhofer (Heidelberg 1951, 2 Bände) wird man nicht als vollgültigen Ersatz ansehen können.

[28] Berlin 1875.

[29] Pali, S. 4.

[30] Journal Asiatique, série 10, tome XX, S. 45 ff.

[31] Die Überlieferung des älteren buddhistischen Schrifttums, Asia Major 5 (1930), S. 149 ff.

[32] Beobachtungen über die Sprache des buddhistischen Urkanons. Hrsg. von Ernst Waldschmidt, Abh. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst 1952, Nr. 10 mit den Bemerkungen von H. Berger, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1956, S. 96 ff.

[33] Abh. d. Bayer. Akad. d. Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse XXXI, 1. Abhandlung, München 1920; dazu vgl. ferner „Dhamma und Brahman" Zeitschrift f. Buddhismus 3 (1921), S. 73 ff.

[34] The Central Conception of Buddhism and the Meaning of the Word Dharma, London 1923. Vgl. auch O. Rosenberg, Probleme der buddhistischen Philosophie, Heidelberg 1924, S. 78 ff.

[35] The Linguistic Character of Singhalese JRAS, Ceylon Branch 34 (1937), S. 16 ff.; Singhalesische Etymologien, Grierson-Festschrift, BSOS 8 (1936), S. 555 ff.

[36] Straßburg 1900.

[37] Colombo 1938, Ceylon Branch der Royal Asiatic Society.

[38] Maldivische Studien 1–3, Sitzungsberichte der Bayer. Akademie 1900 und 1902, ZDMG 55, S. 371 mit Nachträgen JRAS 1902, S. 107 ff. Eine erweiterte englische Ausgabe „Maldivian Linguistic Studies" erschien 1921 zu London.

KLASSISCHE PHILOLOGEN

Von Rudolf Pfeiffer

In den zweihundert Jahren ihres Bestehens hat die Akademie eine ungewöhnlich große Zahl von klassischen Philologen unter ihre Mitglieder aufgenommen; es sind, wenn man die korrespondierenden einmal mitrechnet, etwa einhundertfünfzig Namen. Nicht ohne subjektive Willkür wird man also nur ein paar Latinisten (KARL HALM und EDUARD WÖLFFLIN) und Gräzisten (OTTO CRUSIUS und EDUARD SCHWARTZ) als repräsentativ herausgreifen können.

Erst als sich die Akademie im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts „neu konstituierte", begann die klassische Philologie eine Rolle zu spielen. Wenn ich nicht irre, ist das älteste erhaltene wichtige Zeugnis ein Brief von FRIEDRICH AUGUST WOLF an Goethe vom 23. April 1805; der weithin berühmte Hallenser Professor schreibt darin an seinen größten Freund, es seien ihm „seit etwa sieben Wochen von München aus sehr reitzende Anträge gemacht, in die neu organisierte Academie der Wissenschaften als erstes Mitglied im Fach der alten Litteratur zu treten"; er erbittet ein „Wort des Raths und der Theilnahme", das ihm Goethe am 2. Mai eindeutig zukommen ließ: „An ihre Entfernung aus unsren Gegenden mag ich gar nicht dencken. Es wäre eins der größten Übel die mir wieder fahren könnten". Erst nachdem der Dichter, der nach Wolfs Worten „mit der Kraft und Wärme der Griechen denkt und empfindet", ins Vertrauen gezogen war, ist in amtlichen und privaten Briefen von dem Ruf wiederholt die Rede, bis am 9. Juli 1805 die endgültige Ablehnung erfolgte im Schreiben an Johann Christoph von Aretin, der damals auch Vice-Präsident der Akademie war. Wolf nennt die Art der Einladung „so verbindlich und voll so liberaler Gesinnungen, daß ich sie mit tiefgefühltem Dank erkennen muß", stellt aber den ihm gebotenen Vorteilen eines reinen Akademikers die „größere Neigung" entgegen, die ihn „an das Lehramt auf einer Universität fesselt", und kann schließlich die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß er „in einem Lande lebe, worin Aufklärung und wissenschaftliche Cultur bereits seit langer Zeit auf der festesten Basis gegründet sind, an deren Gründung itzt der glückliche Genius von Baiern so ruhmvoll arbeitet". Wolfs Scheu vor dem ihm unbekannten und etwas unheimlichen Bayern kommt noch stärker in einem

gefühlvollen Brief an Friedrich Heinrich Jacobi (20. 7. 1805) zum Ausdruck. Dieser überaus vielseitige, mit Goethe seit Jahrzehnten befreundete Philosoph war gerade damals, um an der Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern mitzuwirken, an die Akademie berufen worden und bekleidete dann von 1807 bis 1812 das Amt des Präsidenten.

Nach der Katastrophe von Jena und der Schließung der Universität Halle war Wolf jenes Lehramtes, an das er sich „gefesselt" fühlte, beraubt; in einem Brief der Ratlosigkeit und Verzagtheit an Goethe (14. 11. 1806) fällt der Name Jacobi, durch den er „vielleicht zu einer Organisation der Bayerischen (sic) gelehrten Schulen empfohlen oder genannt werden" möchte. Es war die Akademie, die die völlig veränderte Lage im Frühjahr 1807 zu neuen Einladungen zu nützen versuchte; aber Wolf siedelte Ende April nach Berlin über, wo er seit 1799 Akademie Mitglied war, und blieb dort bis zum Ende seines Lebens. „Unbesonnener Patriotism konnte es gewis vielen scheinen, wenn ich im Anfang des Junius 1807 alle neue Einladungen nach München . . . rund abwies, und dadurch machte, daß im November endlich Prof. Jacobs aus Gotha an meine Stelle mit 4000 Gulden dort berufen wurde" (10. 3. 1808 an einen unbekannten Adressaten, vermutlich E. F. Klein). Damit waren die Bemühungen der Akademie endgültig gescheitert; zum auswärtigen Mitglied wurde er im gleichen Jahre wie Goethe (1808) gewählt. Der Versuch, Wolf Ende 1808 nach Bayern zu bringen, ging von der Universität Landshut aus und wurde fast umgehend von Wilhelm von Humboldt, Wolfs treuestem Freund, vereitelt (5. 2. 1809 Wolf an Humboldt und dessen Schreiben an den Staatsminister Grafen Dohna 6. 2. 1809); daß Wolf bei seinem ersten persönlichen Besuch in München im Sommer 1810 zu Verhandlungen mit der Akademie wieder geneigt gewesen wäre, ist lediglich eine alte Vermutung, die bisher aus dem reichen Quellenmaterial keine Bestätigung erhalten hat. Er erinnert sich freilich immer gern an „die erfreulichen Tage" in München, wenn er an seinen Freund Friedrich von Schlichtegroll, den langjährigen Generalsekretär der Akademie, schreibt (30. 7. 1811), sich nach dem „edlen" Jacobi, dem „academischen Aldermann und dessen Alderfrauen" erkundigt und den Weggang „des trefflichen Jacobs" aus „diesem Cirkel" bedauert (darüber auch im Brief vom 10. 12. 1810). Friedrich Jacobs, der statt des unerreichbaren F. A. Wolf der erste altphilologische Akademiker Münchens geworden war, flüchtete nämlich, wie man wohl sagen darf, nach kaum drei Jahren in sein stilles Gotha zurück. Was wäre wohl geschehen, wenn Wolf selbst sich hätte entschließen können? Eine müßige Frage, gewiß. „Einen auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit großen und vielumfassenden Geist" hat ihn Wilhelm von Humboldt genannt (an Varnhagen 5. 9. 1833), der auf der anderen

Seite seine Unmäßigkeit und Heftigkeit, Mangel an Haltung und Grazie, seine „göttliche Vermessenheit" nur zu gut kannte (an Varnhagen ebenda und an Karoline von Humboldt 16. 1. 1814); dazu kam eine oft unfaßliche Eitelkeit und ein wilder Haß auf wirkliche oder vermeintliche Gegner. Es bedurfte der ganzen Überlegenheit Humboldts, um ihm „gerecht zu werden" – was selbst Goethe am Ende nicht mehr gelang. Wolfs sprühende geistige Produktivität, die sich am stärksten in seinen Homerarbeiten und in der Begründung der „Altertumswissenschaft" manifestiert hatte, schien um 1807 erschöpft zu sein, und die körperlichen Leiden nahmen zu; so wurde er in Berlin für die Akademie und dann für die neue Universität oft mehr eine Last als ein Gewinn. Dies wäre vermutlich in München noch schlimmer gewesen, wo es keinen Humboldt gab und wo sich eine ausgesprochene Widerstandsbewegung gegen die aus nördlichen Regionen Berufenen bildete.

Der „treffliche", der „brave", der „herrliche" Friedrich Jacobs, wie ihn F. A. Wolf in seiner Korrespondenz immer wieder zubenannte, schien zunächst eine glückliche Wahl zu sein. Er hatte neben seinem Lehramt am Gymnasium seiner Heimatstadt Gotha, das ihm schon als Einundzwanzigjährigem übertragen worden war, und neben seinem bibliothekarischen Amt eine intensive literarische Tätigkeit, vorwiegend als Gräzist, durch kritische Ausgaben, Erklärungen, Übersetzungen, literatur- und kulturgeschichtliche Studien entfaltet; als ein dauerndes Monument ragt daraus sein fünfzehnbändiges, mit dreißig Jahren begonnenes und mit fünfzig vollendetes Werk, die Ausgabe der Anthologia Palatina, heraus; damit trat die alte Abschrift der Epigrammsammlung des Kephalas endgültig an die Stelle der bisher gedruckten späteren Sammlung des Planudes; eine Auswahl von siebenhundert Gedichten suchte er in metrischer deutscher Übersetzung allgemein zugänglich zu machen. Der emsige Forscher hat sofort in der Akademie vorgetragen und Arbeiten vorgelegt. Der erfahrene Pädagoge widmete sich gleichzeitig der ihm übertragenen Professur am sogenannten „Lyceum", das eine Zwischenstufe zwischen dem Gymnasium in München und der noch in Landshut befindlichen Universität sein sollte; besonders begabte Lyceisten versammelte er in seinem Studierzimmer zur Lektüre griechischer und lateinischer Autoren, um aus ihnen gut vorgebildete Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu machen; eigene Vorträge über Hellas hatte er dem Kronprinzen Ludwig zu halten. Gleichzeitig mit Jacobs, 1807, wurde Friedrich Niethammer*, der Sohn eines evangelischen Pfarrers aus Württemberg, an die Spitze des bayerischen Unterrichtswesens berufen und 1808 in die Akademie aufgenommen; er war an den ausgezeichneten Schulen seiner Heimat ausgebildet worden wie Hegel, dessen Berufung nach Nürnberg er im Jahre

1808 erwirkte. In dem Titel einer grundsätzlichen Schrift aus dem gleichen Jahr „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" erscheint die von ihm bewußt geprägte neue Bildung „Humanismus" zum erstenmal; der erste -ismus (nach dem Basedowschen Philanthropinum) hat den zweiten nach sich gezogen. Dieser so junge deutsche Neologismus, im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts sehr verschieden gebraucht und mißbraucht, war bei Niethammer ein reiner „Bildungs"-Begriff. Jacobs und Niethammer vermittelten 1809 die Berufung von Friedrich Thiersch an das Münchener Gymnasium (das jetzige Wilhelmsgymnasium). Dies war das Entscheidende.

Denn Friedrich Jacobs hielt, wie schon angedeutet, den sattsam bekannten ständigen Attacken in Morgenblättern und Flugschriften gegen die „protestantische Fremdenkolonie", „die Nordlichter" usw. nicht länger stand. Er hatte gerade noch auf Wunsch des Präsidenten Jacobi diesem ein Gutachten über Thiersch geliefert, als er im Dezember 1810 nicht leichten Herzens aus dem engeren Münchener Freundeskreis der Akademie schied und als Leiter der Bibliothek und dann der Kunstsammlungen in der beata tranquillitas von Gotha seine ausgedehnte philologische und literarische Tätigkeit noch lange Jahrzehnte (gest. 1847) fortsetzte.

Sein Thüringer Landsmann Friedrich Thiersch* besaß eine robustere Natur, einen überlegeneren Geist. Er war in Schulpforta unter Ilgen aufgewachsen, hatte in Leipzig bei Gottfried Hermann, in Göttingen bei Christian Gottlob Heyne Philologie gelernt, war auch zu F. A. Wolf nach Halle von Leipzig aus hinübergekommen und hatte mit dessen bedeutendstem Schüler August Böckh Freundschaft geschlossen. In Göttingen war er schon an der Universität und an der Schule tätig, als ihm, dem Fünfundzwanzigjährigen, auf die erwähnten Empfehlungen hin die Stelle am Münchener Gymnasium angeboten wurde. Auf das Gutachten von Jacobs hin wurde er am 22. Dezember 1810 „Adjunkt der I. Klasse der Akademie und Beisitzer der Bibliotheks-Administration". Er blieb München sein ganzes Leben treu; nicht einmal das berüchtigte Attentat der Faschingsdienstagsnacht 1811 schüchterte den tapferen Mann ein. Im Gegenteil, der Dolchstoß eines Gliedes „der Catilinarischen Rotte, die auf Aretins Büro heimisch war", wie Jacobs sich in einem Brief an Heyne nach Göttingen ausdrückte, machte ihn zu einer populären Figur, der sich das allgemeine Mitgefühl und das besondere Wohlwollen des königlichen Hauses zuwandten. Thiersch wurde auf die von Jacobs aufgegebene Professur am „Lyceum" berufen und führte jenen privaten seminarähnlichen Unterricht ausgewählter Lyceisten weiter. Es war Thierschs Verdienst, daß dieses „Seminar" durch Ministerialreskript vom 11. 3. 1812 eine staatliche Anstalt wurde, die einen Jahresetat für eine Biblio-

thek, Stipendien für die auf zwölf beschränkte Zahl der Mitglieder und Mittel für eine eigene Zeitschrift „Acta philologorum Monacensium" erhielt; das genaue Vorbild war Wolfs Lieblingsschöpfung, das Seminar an der Universität Halle. Zu Thierschs nicht geringem Kummer brach gerade damals „ein neuer Krieg im Schoße der Akademie" aus, nämlich der Schellings contra Jacobi; F. A. Wolf schrieb im April 1812 an Jacobs über diese „philosophischen Streithändel" und war besorgt um den „lieben Jacobi": „Muß denn München die Zankapfelbude sein?" Thiersch, der 1814 ordentliches Mitglied der Akademie wurde, erreichte es, daß sein Seminar als eine auf den Staatsdienst unmittelbar vorbereitende Anstalt mit der Akademie der Wissenschaften verbunden und der philologischen Sektion zur Aufsicht übergeben wurde (14. 12. 1823). Als eine „Zentralanstalt des Staates" im Rahmen der Akademie wird es nun als „philologisches Institut" bezeichnet, und Thiersch hat 1824 in der philologisch-historischen Klasse im einzelnen und im allgemeinen diese Einrichtung begründet: „Die Akademie ist das Asyl der klassischen und philologischen Studien, falls es gilt, Angriffe der Barbarei abzuwehren". Die Akademie sollte auch den riesigen Plan neuer Textausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker unter ihren Schutz nehmen; der aber scheiterte völlig an dem heftigen Einspruch des Buchhändlergewerbes. Als schließlich die Universität nach München verlegt und Thierschs Anstalt unter dem besseren Namen des „Seminars" (einer Pflanzstätte) ihr eingegliedert wurde, hatte dieses schon eine Vorgeschichte von zwei Dezennien in engster Verbindung mit der Akademie. Darin unterscheidet es sich von seinen Vorbildern und Vorläufern in Göttingen, Halle und Leipzig; innerhalb der Universität war es dann seine Bestimmung, wie der bayerische Historiker Michael Doeberl* bei der Jahrhundertfeier 1926 rühmend hervorhob, „Muster und Vorbild für alle Seminare der Universität München zu werden".

Thiersch, nun auch an die Universität berufen, hatte in München seine Lebensaufgabe gefunden; die Heranbildung eines wissenschaftlich geschulten Lehrerstandes an den bayerischen Gymnasien. Er hatte von seinen großen Lehrern aufgenommen, was seiner Natur gemäß war; so sehr er Gottfried Hermann verehrte, zum Forscher im strengen Sinn war er nicht geboren, wenn er auch eine recht bunte Produktion auf weiten Gebieten der Altertumswissenschaft entfaltete. Von größter Wirkung aber waren seine Schriften wie seine organisatorischen Taten auf dem Gebiete der „gelehrten Schulen", nicht zuletzt dadurch, daß er das Ohr des Kronprinzen und späteren Königs Ludwig hatte. Der Akademie hat er als Klassensekretär von 1827 bis 1848 und von 1848 bis 59 als Präsident gedient, also ununterbrochen zweiunddreißig Jahre im Vorstand, was ihm offenbar niemand nachgemacht hat.

Er versagte niemals als ein würdiger orator; in dem noblen Pathos und dem humanistischen Ethos seiner vielen Reden bis ans Ende der fünfziger Jahre klingt die geistige Bewegung nach, die mit Winckelmann begonnen und in Goethe und Humboldt kulminiert hatte. Es scheint eine glückliche Fügung gewesen zu sein, daß die Bemühungen um Wolf, der Versuch mit Jacobs scheitern sollten und dadurch in Thiersch der richtige „Praeceptor Bavariae" gefunden wurde, als den man ihn mit Gebühr zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum feierte.

Mit der Universität aus Landshut kam der seit 1805 dort lehrende Vertreter der klassischen Philologie, Friedrich Ast, nach München und wurde sogleich in die Akademie gewählt. Ein gebürtiger Thüringer, wie Jacobs und Thiersch, war er in Jena 1799–1801 Friedrich Schlegel nahegetreten als Schüler und Freund. Je mehr von Schlegels frühen Entwürfen, Vorlesungen, Briefen bekannt wird, um so deutlicher wird es, daß Ast von diesem leidenschaftlichen genialen Anreger den Anstoß zu seinen Platonarbeiten und ganz besonders zu seinen methodologischen Schriften erhalten hat. Er wollte nun in München sein Platon-Lexikon, das wir heute noch benützen, vollenden und hatte offenbar keine Lust, sich unter dem jüngeren Thiersch in die Leitung des Seminars zu teilen. So wurde ein junger eingeborener Monacensis, der Thierschs Schüler am Lyceum gewesen war, dann in Leipzig und Berlin studiert und als erster an der Universität München (20. 3. 1827) promoviert hatte, zum zweiten Direktor des Seminars ernannt, Leonhard Spengel*, von 1835 an 45 Jahre lang ein außerordentlich produktives Mitglied der Akademie. Er war die ideale Ergänzung zu Thiersch; als ein wahrhaft großer Philologe hat er durch seine scharfsinnigen Arbeiten, die meist in den Abhandlungen der Akademie erschienen, vor allem zur griechischen Rhetorik und zur attischen Philosophie des 4. Jahrhunderts eine Bahn eröffnet, auf der die nächste Generation weitergehen konnte. Hermann Usener und auch noch dessen Schule haben das immer dankbar anerkannt. In der kurzen Zeit, in der Spengel eine Heidelberger Professur innehatte (1844 bis 47), wurde Carl Prantl*, ein 1820 geborener Landsberger, ein Schüler des Aristotelikers Spengel, Mitdirektor des Seminars; er blieb es, als Spengel endgültig nach München zurückkehrte, wurde 1848 Mitglied der Akademie, ein Polyhistor großen Stils, am berühmtesten durch sein Monumentalwerk, die „Geschichte der Logik im Abendland". Es hatte im Wesen des deutschen Neohellenismus von Winckelmann bis Hölderlin gelegen, daß das Griechische im gelehrten Schrifttum der Akademie wie im Hochschulunterricht dominierte; so ist es nicht allzu verwunderlich, daß alle bisher genannten klassischen Philologen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Gräzisten waren.

Spät und auf seltsamen Umwegen trat zu ihnen schließlich ein repräsentativer Latinist. Das erste Triumvirat der Seminardirektoren Thiersch, Spengel, Prantl hatte zwar keinen blutigen Bürgerkrieg, aber einen bitteren Federkrieg auszufechten. Die viri obscuri aller Zeiten versuchen gerne, den als „liberal" verdächtigten Humanisten das Leben zu verleiden. Leonhard Spengel, als Bayer und als Katholik, konnte es sich am besten leisten, sich und seine Mitdirektoren höchst temperamentvoll gegen Presseangriffe, besonders in der Augsburger Postzeitung, zu verteidigen in einer zweimal aufgelegten Broschüre von 50 Seiten, betitelt: „Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen, 1854". Allgemeine Vorwürfe gegen Thiersch und seine ganze Schule, „daß sie von der höheren Aufgabe der ächten Humanisten nichts wisse und das Gymnasium zugrunde richte", ließen sich leicht als sinnlos entkräften; aber von den speziellen Beschuldigungen, daß man es an schriftlichen sprachlichen Übungen fehlen lasse und daß die Studenten deshalb im Staatsexamen versagten, fühlte sich gerade Spengel betroffen, der ja im Seminar „strenge Kritik und Exegese und Selbstätthigkeit des Lehrlings" forderte und sich mit Leidenschaft dagegen wehrte, daß er nun etwa lateinische und griechische Aufsätze schreiben lassen sollte. Das friedliche Ende des Streites (von dessen Schimpfstil und nur zu deutlichen politischen Hintergründen hier nicht die Rede sein soll) war der Auftrag an KARL HALM*, den Rektor des Maxgymnasiums, besondere sprachliche, vor allem lateinische Übungen an der Universität abzuhalten. Wir erleben also die Genesis der sogenannten „Stilübungen" aus dem Ungeist des politischen Parteikampfes. Damit aber trat – und dies ist das Erfreuliche – ein Latinist von hohem Rang in engere Verbindung mit der Universität, wo er kurz darauf (1856) eine Professur erhielt neben der Direktion der Staatsbibliothek.

Halm soll erst aus dem Ernennungsdekret zu seiner Überraschung erfahren haben, daß ihm die Staatsregierung aus Geldnot neben dem neuen Lehrstuhl auch die Bibliotheksleitung übertrug. Aber der in München 1809 als Sohn eines Kunsthändlers geborene Karl Felix Halm war an Kummer gewöhnt, auch an zweifache und dreifache Arbeitsbelastung; er hatte den Vater früh verloren und mußte sich schon am Gymnasium mit Privatstunden durchschlagen. Es war ein besonderer Glücksfall, daß im Jahr seiner Reifeprüfung die Universität nach München verlegt wurde und daß er in Thiersch einen inspirierenden Lehrer fand. Sein Weg führte vom neueröffneten zweiten Münchener Gymnasium, dem Ludwigsgymnasium (1830), über Speyer (1839) und Hadamar (1846) zurück nach München zum eben begründeten dritten Gymnasium, dem Maxgymnasium, dessen erster Rektor er von 1849 bis 56 wurde. Erst ein sehr ehrenvolles Angebot einer Professur in Wien

verhalf ihm zu dem ihm gebührenden Lehrstuhl an seiner heimischen Universität.

Die Akademie hatte schon längst (1844) seine wissenschaftliche Bedeutung anerkannt und ihn zum Mitglied gewählt; 1870–73 amtierte er als Klassensekretär. Es war nur natürlich, daß sich der Schüler Thierschs zunächst auf dem Felde der griechischen Texte betätigte und auch später zu dieser ersten Liebe gelegentlich zurückkehrte, z. B. zu seinen Lectiones Aeschyleae von 1835 noch in einem Aufsatz im Rheinischen Museum 1866. Eine Αἰσωπείων μύθων συναγωγή hat er 1852 für die Bibliotheca Teubneriana geliefert, „ab honestissimo librario invitatus". Durch eine editio stereotypa ist Halms Sammlung der aesopischen Fabeln fast ein Jahrhundert lang der einzig zugängliche, überall verbreitete griechische Text gewesen; es liegt eine gewisse traurige Ironie darin, daß dieses sein „populärstes" Büchlein die schwächste seiner zahlreichen Textausgaben ist. Diese liegen sonst alle auf lateinischem Gebiet.

Die Unabhängigkeit Gottfried Hermanns von der neuhumanistischen und romantischen Bewegung sowie seine Selbständigkeit in der Nachfolge Bentleys zeigen sich auch darin, daß er sich um das Lateinische viel mehr als seine deutschen Zeitgenossen gekümmert hat. Von seinem scharfsinnigsten Schüler Karl Lachmann, der schon von 1816 ab an lateinischen Dichtern seine bekannte neue Methode der Textkritik und Editionstechnik zu entwickeln begann, ging eine stetige starke Wirkung aus; freilich drohte damit auch die Gefahr eines selbstgenügsamen und mitunter diktatorischen Kritizismus. In Moritz Haupt und in Otto Jahn, der Mommsens Kieler Lehrer wurde, führte diese Linie in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts; etwa um die Jahrhundertmitte scheint sie sich zu begegnen mit jener anderen ebenfalls von Gottfried Hermann angebahnten und von seinem Schüler Friedrich Ritschl durchgeführten Wendung zum Altlatein.

An diesem Wiederaufleben der lateinischen Studien hat Karl Halm entscheidenden Anteil. Er hat sich nicht den Dichtern zugewendet, nicht dem Altlatein, sondern der Prosa – der schönen Prosa vor allem, der „dulcedo et sonoritas verborum" Ciceros, deren Klang den jungen Petrarca zuerst hingerissen hatte. Um dieselbe Zeit, als Mommsen jenes Cicerobild der Renaissance und des Barock durch seine Kritik an dem Menschen und Politiker zu zertrümmern meinte, hat Halm in geduldiger Arbeit die kritische Grundlage für den Text vieler ciceronischer Schriften geschaffen und damit der besseren Kenntnis und Würdigung seiner Wortkunst in seiner Weise gedient. Die erste Züricher Monumentalausgabe von Orelli und Baiter in den zwanziger und dreißiger Jahren hatte noch in der traditionellen Weise den Vulgattext da und dort nach neu aufgetauchten Handschriften zu verbessern

gesucht; die Mitarbeit Halms bei Band II (Reden) und IV (Philosophische Schriften) der zweiten Auflage von 1854–61 erstrebte zum erstenmal eine möglichst breite handschriftliche Grundlage, zugleich aber eine strenge Sichtung der Codices nach ihrem Wert und eine Herstellung des Textes auf Grund der als am zuverlässigsten erkannten Überlieferung. Bei dieser harten Kleinarbeit wurde er kein blinder Anbeter der Manuskripte, sondern hat nach seinem Stilgefühl die ihm korrupt dünkenden Textstellen durch eigene oder frühere Konjekturen zu heilen versucht; auch Mommsen und Madvig, die die Druckbogen mitlasen, steuerten Emendationen bei. Spätere, etwas zaghaftere Generationen haben mitunter Halm seine Textänderungen verübelt, aber die Zukunft wird ihm vielleicht in manchem recht geben. Vor, neben und nach der Textausgabe hat Halm eine Anzahl von Reden Ciceros von 1845 ab mit Kommentaren, teils lateinischen, teils deutschen, versehen, die immer wieder aufgelegt wurden; auch eine Auswahl von achtzehn Reden hat er noch einmal 1868 herausgebracht. Auf Text und Erklärung von Ciceros Reden folgten Leistungen im Bereich der römischen Beredsamkeit; darunter war die entsagungsvollste Arbeit die Edition der „Rhetores latini minores" 1863, in der für vierundzwanzig Schriften von oft geringer Qualität neues handschriftliches Material zusammengetragen und zum erstenmal ein einigermaßen lesbarer Text hergestellt werden mußte, die subtilste und wohl erfolgreichste Arbeit war der Quintilian von 1868/69, in der sich die volle Meisterschaft des Editors bewährte.

Zwischen die früheren Cicero-Ausgaben und den späteren Quintilian fällt Halms Tacitus (1850, von ihm selbst viermal aufgelegt und seitdem von anderen erneuert). Hier läßt sich etwas Ähnliches beobachten wie bei den Cicerostudien. Während Mommsen gerade damals dem Historiker Tacitus seine mangelhafte Begabung für diesen Beruf nachzuweisen suchte, ist der erste kritische Text des großen Schriftstellers erarbeitet worden. Es war der wichtigste Schritt seit dem Monumentalwerk von Justus Lipsius (1574), dessen „Reden" übrigens Halms letzter Beitrag zu den Sitzungsberichten in seinem Todesjahr 1882 gegolten hat. Der Tacitustext von Halm zeigt, daß er die Fähigkeit besaß, sich in ganz verschiedene lateinische Prosastile einzuleben, so in die neben Cicero so viel kühnere und dunklere Darstellungsweise des Historikers. Im Gefolge des Tacitus bereicherte Halm die Teubnersche Sammlung auch mit Texten kleinerer römischer Geschichtsschreiber: Florus, Valerius Maximus, Cornelius Nepos, Velleius Paterculus; er hat niemals durchschnittliche Industrieerzeugnisse geliefert, sondern stets solide, auf neuer handschriftlicher Basis aufgebaute und mit Liebe zur Sprache durchgeführte Arbeiten. Wenn man sich die von Halm auf seinem Gebiet der lateinischen Autoren erworbene Editions- τέχνη klarmacht, be-

greift man, wie er bei den anfangs erwähnten Aesopea versagen konnte. Bei diesen handelte es sich nicht um einen Schriftsteller und seinen Sprachstil, sondern um ganz verschiedenartige Sammlungen, die zeitlich, inhaltlich, sprachlich differierten; so stand Halm hier vor Problemen der Überlieferung und der Sprache, die ihm gänzlich fern lagen. Da er sich den Namen eines der besten Kenner lateinischer Prosa gemacht hatte, bewarben sich verständlicherweise die Herausgeber der neu organisierten Serien spätantiker und frühmittelalterlicher Autoren um seine Mitarbeit; diese wollte er, da er sich der Bedeutung der großen Unternehmungen bewußt war, nicht versagen und wandte die an den Klassikertexten erworbene Virtuosität auf Nachklassisches an: für das Wiener Corpus der lateinischen Kirchenväter edierte er Sulpicius Severus, Minucius Felix, Firmicus Maternus (1866/67) und für Mommsens Auctores antiquissimi der Monumenta Germaniae Salvianus und Victor Vitensis (1877/79). Ja, sein Interesse und seine Tätigkeit erstreckte sich auch auf die Humanisten. Als die Akademie die Herausgabe der sämtlichen Werke des Celtesschülers und bayerischen Chronisten Aventinus begann, nahm sich Halm dessen kleinerer philologischer und historischer Schriften an (1880). Die Bibliothek, deren Vorstand er war, besaß die „Collectio Camerariana", den Nachlaß von vier berühmten Mitgliedern der Bamberger Familie Kammermeister, von denen ihm Joachim Camerarius als einer der größten Latinisten des 16. Jahrhunderts besonders vertraut war; Halm, selbst ein leidenschaftlicher Sammler von Autographen, besonders des 16. und 17. Jahrhunderts, veröffentlichte 1874, nachdem er im Jahre vorher in der Akademie über die Camerariana gesprochen hatte, einen ausführlichen, zweihundert Seiten starken Katalog der Sammlung von Briefen und Dokumenten und erschloß damit eine Quelle zur gelehrten und politischen Geschichte jener Zeit, die auch heute noch lange nicht ausgeschöpft zu sein scheint.

Halms weite Kenntnis der Gelehrtengeschichte und seine Hilfsbereitschaft kamen schließlich auch einem der großen Unternehmen der Historischen Kommission bei der Akademie zugute. Als Rochus von Liliencron 1869 von der Kommission mit der Herausgabe der Allgemeinen Deutschen Biographie betraut wurde, hat Halm ihm jede nur mögliche Erleichterung und Bewegungsfreiheit innerhalb der Staatsbibliothek gewährt, hat für die Vorarbeiten seine reiche wissenschaftliche und bibliothekarische Erfahrung zur Verfügung gestellt und schließlich selbst etwa 90 Biographien klassischer Philologen für die Bände A–L beigesteuert. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit bis zu seinem 47. Lebensjahre neben Schulämtern und dann noch 25 Jahre neben Lehr- und Bibliotheksamt herlief, erregt sie Achtung und Staunen. Seine Ver-

dienste als Verwalter und Mehrer der Bibliotheksschätze sind von seinem Nachfolger Georg Laubmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie sachkundig gewürdigt worden; von ihnen kann hier nicht die Rede sein. Halm scheint das Gegenteil eines Bürokraten gewesen zu sein; er wird als großzügig und liberal innerhalb der Bibliothek und gegenüber den Benutzern geschildert, denen er ein stets bereites Instrument der Forschung und Bildung bieten wollte; das Risiko unsanfter Kritik, an der es nicht fehlte, nahm er von Anfang an auf sich. Fünfzehn Bände des Handschriftenkataloges sind – wenn auch noch so viel von Schmeller vorbereitet war – während seiner Amtszeit und unter seiner Aufsicht 1858–81 im Druck erschienen, auch sie ein Monument unermüdlichen Dienstes an der Wissenschaft.

Für die Akademie sollte ein großer Plan, den er faßte, aber wieder fallen lassen mußte, später von besonderer Bedeutung werden. Halm mußte bei seinem Bestreben nach möglichst sprachgetreuen Texten der lateinischen Autoren den Mangel einer umfassenden Sammlung des lateinischen Sprachschatzes bitter fühlen. Als etwas vereinsamter Schulmeister in dem stillen Hadamar hatte er Beziehungen zu Ritschl in Bonn angeknüpft, wie der rege und immer herzlicher werdende Briefwechsel von 1847 an zeigt. Zehn Jahre später entwarf Halm nach Besprechungen mit Ritschl und Fleckeisen den ausführlichen Plan zu einem neuen Thesaurus Latinitatis. Mommsen, mit dem Halm seit 1849 lebhaft korrespondierte, kannte offenbar den Plan und billigte ihn, wie ein Brief vom 25. Januar 1858 zeigt. Zum Redaktor war der einundzwanzigjährige Franz Bücheler, ein aufgehender Stern der Latinistik, ausersehen. König Max II. hatte einen ansehnlichen Zuschuß aus seiner Privatschatulle in Aussicht gestellt; die Wiener Philologenversammlung im Sommer 1858, der Halm den Plan präsentierte, gab ihr feierliches „placet". Während in demselben Jahre die Historische Kommission unter königlicher Förderung verwirklicht wurde, ist das Thesaurus-Projekt damals an äußeren und inneren Hemmnissen gescheitert; Halm selbst ist in den folgenden Jahrzehnten nie mehr darauf zurückgekommen.

Es bedurfte eines anders gearteten philologischen Geistes und einer zähen auf eben dieses eine Ziel gerichteten Energie; was Halm versagt blieb, glückte seinem Nachfolger an der Universität und in der Akademie, Eduard Wölfflin*. Dieser, 1831 in Basel geboren, gehörte einer alteingesessenen Basler Familie an, hatte an seiner heimischen Universität und dann in Göttingen studiert, wo ihn sein Lehrer Karl Friedrich Hermann zu einer kritischen Ausgabe der griechischen Schrift des Polyainos über Kriegslisten ermunterte. Für den jungen Studenten war das eine Gelegenheit, das philologische Handwerk zu lernen und die Handschriftensammlungen der großen euro-

päischen Bibliotheken zu besuchen. So traf er in München mit Halm zusammen, der ihm einen anderen lohnenden Hinweis gab, auf den Liber memorialis des Ampelius, eine enzyklopädische Schrift aus antoninischer Zeit, die nur in der Staatsbibliothek durch eine Abschrift des Salmasius aus einem verlorenen Codex erhalten war. Der Anregung folgend promovierte Wölfflin mit Untersuchungen zu dem spätlateinischen Büchlein in Göttingen 1854 und ließ unmittelbar eine Ausgabe folgen, die mit Halms Florus im gleichen Jahre gedruckt wurde. Der vorher begonnene griechische Polyaen, aus Gewissenspflicht einer einmal übernommenen Aufgabe gegenüber zu Ende geführt, erschien erst sechs Jahre später. Seine Neigung und seine sich immer stärker offenbarende eigentümliche Begabung zur Sprachbeobachtung ließen ihn am Lateinischen festhalten. Nach seiner Promotion kehrte Wölfflin nach Basel zurück, fand dort zunächst eine Anstellung an der Bibliothek und habilitierte sich 1856 an der Universität. Persönliche Differenzen mit dem Leiter der Bibliothek, der zugleich ein Ordinariat für klassische Philologie innehatte, veranlaßten ihn, an die Kantonsschule nach Winterthur zu gehen; von dort aus habilitierte er sich nach Zürich um, wo er 1870 eine ordentliche Professur erhielt. Er folgte 1875 einem Ruf nach Erlangen und nach der Ablehnung von Berufungen nach Freiburg und Jena übernahm er, als Halm zurücktrat, dessen Münchener Lehrstuhl. Die Akademie hatte ihn 1879 aufgenommen auf Halms Antrag, in dem Wölfflin „der feinste Beobachter auf dem Gebiet der lateinischen Sprachgeschichte" genannt war. Nicht behindert durch andere Ämter wie sein Vorgänger, war der freie und gerade Schweizer für fünfundzwanzig Jahre ein von den Studenten geliebter, zur Lehre und besonders zum geistigen Austausch im Seminar und im persönlichen Verkehr aufgeschlossener Dozent. Da er ein ganz bestimmtes wissenschaftliches Objekt im Auge hatte und seine eigene Methode gefunden hatte, bildete sich eine Art „Wölfflin-Schule". Hartnäckige, auch mit schlechten Anekdoten verbrämte Überlieferungen über gewisse Eigenheiten, wie etwa über seine unüberwindliche Abneigung gegen das Frauenstudium, lassen sich durch Erinnerungen noch lebender Schüler und Schülerinnen ins Reich der Fabel verweisen.

Wölfflin hat zwar den zwei genannten kritischen Ausgaben, mit denen er seine wissenschaftliche Arbeit begann, noch zwei weitere folgen lassen, aber er wurde kein Editor größeren Stils wie sein Vorgänger. Frühzeitig fühlte er sich unbefriedigt von dem Vorgehen der Herausgeber. Für die recensio der handschriftlichen Überlieferung hatte zwar die vorausgehende Generation eine „Methode" gefunden und verfeinert, aber die Entscheidung, welche der überlieferten Lesarten in den Text des Autors aufzunehmen sei oder ob alle zu verwerfen und zur Konjektur zu greifen sei, blieb den

zufälligen Sprachkenntnissen und dem Stilgefühl des einzelnen überlassen. So etwa hatte auch Karl Halm gearbeitet. Wölfflin glaubte hierin die Gefahr der Unsicherheit und subjektiven Willkür zu sehen; er kam zur Überzeugung, daß nur ein vollständiger Überblick über alle Stellen, an der ein Wort, eine Wendung überliefert waren, zu einer sicheren Entscheidung führen könnte. In einem Winterthurer Programm von 1864 „Livianische Kritik und Livianischer Sprachgebrauch" stellte er das Prinzip auf: „Die Vergleichung einzelner Parallelstellen ist trügerisch und muß sich erweitern zu einer vollständigen Übersicht des Gebrauches jeder Redensart, jedes Wortes, über welches zu streiten man sich die Mühe nimmt." Er zeigte an einzelnen Liviusstellen und zwei Jahre später am Tacitus, wie fruchtbar diese Methode exakter sprachlicher Beobachtung sein kann, und dies nicht nur für die richtige Diagnose bei Textvarianten und Korruptelen, sondern auch für die Erkenntnis des Stiles eines Autors und dessen verschiedener Entwicklungsphasen; ja darauf legte Wölfflin schließlich besonderen Nachdruck. Ein weiterer Schritt kündigt sich 1872 in der Abhandlung über „Antiochus von Syrakus und Coelius Antipater" an, die der Philologenversammlung in Leipzig vorgelegt wurde: daß nämlich solche Monographien nur Vorarbeiten sein sollten zu einer Erfassung der gesamten lateinischen Spracherscheinungen in ihren zeitlichen und örtlichen Variationen. In den Erlanger Jahren, von 1875 an, arbeitete er in dieser Richtung, die schließlich in der Schrift „Lateinische und romanische Komparation" (1879) programmatisch zum Ausdruck kam. Die Forschungsergebnisse der Ritschlschule über das archaische Latein konnten miteinbezogen werden; aber für die späte Latinität, das sogenannte „Vulgärlatein", und für den Übergang zu den romanischen Sprachen mußte neue Vorarbeit geleistet werden, um zu einer Gesamtüberschau zu gelangen. Wölfflins Methode und ihr Ziel waren zur völligen Klarheit gelangt, als er 1880 nach München übersiedelte; dies zeigt sich in den verschiedenen Sprachstudien, die er nacheinander in den Sitzungsberichten der Akademie 1880, 1881, 1882 veröffentlichte (über „afrikanisches" Latein, Alliteration, Gemination). Er selbst spricht wiederholt von „mikroskopischen" Untersuchungen und, wo es sich um das Werden und Vergehen von Wörtern handelt, von „Biologie". Mit diesen „zeitgemäßen" Ausdrücken scheint nichts anderes gemeint zu sein als der Wille zu jener Exaktheit, die als besonderes Zeichen der Naturwissenschaften galt und an der es die Philologie bisher seiner Ansicht nach hatte fehlen lassen. Die Gefahr, daß dies zu steriler Statistik führen könne, war nicht zu verkennen, aber gerade das wäre ganz gegen die Intention Wölfflins gewesen. In den Sitzungsberichten der Akademie (1882 III S. 422 bis 424) hat er in klugen und deutlichen Worten unter Vergleichung natur-

wissenschaftlichen Vorgehens und unter Hervorhebung des Unterschiedes die Sonderart der sprachlichen „Beobachtung" beschrieben: Es „wirken . . . einzelne hervorragende Geister durch die Literatur so mächtig auf die Sprache ein und der Geschmack der Völker und Jahrhunderte bewegt sich in so launischen Kurven, daß der individuelle Einfluß und die Macht der menschlichen Freiheit der der Natur oder der konstanten ratio mindestens gleichzusetzen ist. Dadurch gewinnt das Leben der Sprache in dem Maße an Reichtum, als die Beobachtung verwickelt und erschwert wird. . . . Das Wort Beobachtung (von Wölfflin gesperrt) muß ein Schlagwort der Philologie werden". Er selbst hat in seiner unmittelbar anschließenden Studie über die „Gemination im Lateinischen" die Kunst dieses philologischen Beobachtens an einem Musterbeispiel vorexerziert. Das Ergebnis aller minutiösen Einzelarbeit sollte ein „totales" sein, ein Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache. Die praktische Vorarbeit sollte eine 1883 gegründete Zeitschrift leisten, das „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellateins als Vorbereitung für einen Thesaurus Linguae Latinae." Wesentlich war die jährliche Unterstützung des Archivs durch die Akademie; so konnte ein Mitarbeiterkreis, der bis zu 250 stieg, sammeln und experimentieren unter der warmherzigen Leitung und Anteilnahme des Gründers. Aber um zum Ziel zu gelangen, bedurfte es ganz anderer Mittel, und Wölfflin, der sich auf Finanzielles wohl verstand, unterschätzte die Schwierigkeiten nicht. Mit Mommsen hatte sich schon von 1879 an eine Verbindung ergeben. Ein alter Lachmannschüler, Martin Hertz, der einst in Wien Halms Vortrag gehört hatte, konnte den Eindruck nicht vergessen und erinnerte bei jeder Gelegenheit an die Notwendigkeit eines lateinischen Thesaurus; im Anschluß an seine der Preußischen Unterrichtsverwaltung eingereichte Denkschrift verfaßte Mommsen 1891 für die Berliner Akademie sein gewichtiges Gutachten; der Wiener Akademie legte W. von Hartel 1892 eine Denkschrift vor. So war es 1893, ein Jahrzehnt nach der Gründung des Archivs, so weit, daß nach einer Reihe von Konferenzen die Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig und Wien sich mit München zur Mitarbeit an dem gigantischen Unterfangen vereinigten und seine Organisation festlegten. An den entscheidenden Sitzungen nahm nicht nur die latinistische Prominenz Deutschlands und Österreichs teil: Wölfflin, der meist protokollierte, Bücheler, von Hartel, Leo, Ribbeck, sondern auch Wilamowitz und Hermann Diels, der von Mommsen als ein besonders energischer und geschickter Förderer gepriesen wurde. Daß als der Ort, an dem das ganze Zettelmaterial vereinigt und die Artikel von erlesenen Mitarbeitern ausgefertigt werden sollten, nach einigem Zögern München bestimmt wurde, geschah nicht zuletzt in allgemeiner

Anerkennung der Verdienste der bayerischen Akademie. Man sieht auch, wenn man Schritt für Schritt die Vorgeschichte verfolgt, daß nicht alte Pläne, wie etwa der von Halm, wieder aufgegriffen wurden, sondern daß Eduard Wölfflin von seiner eigenen Philologie her in langsamem bewußtem Fortschreiten zum eigentlichen Schöpfer des Thesaurus in München geworden ist. Gerade im ersten Jahr des 20. Jahrhunderts konnten die ersten Faszikel gedruckt werden; Wölfflin selbst hatte den Eröffnungsartikel verfaßt und Bücheler schrieb in würdigem Latein die Praefatio. 1905 ließ sich Wölfflin von seinem Lehramt entbinden und lebte dann bis zu seinem Tode 1908 in seiner Schweizer Heimat, noch für den letzten, den fünfzehnten Band des Archivs tätig und seinen musikalischen Neigungen ergeben.

Von seinem Thesaurus liegt jetzt ungefähr die Hälfte gedruckt vor; seine Geschichte war recht bewegt und zum Teil ein Leidensweg durch die zwei Weltkriege. Im Benediktinerkloster Scheyern hatten das unschätzbare Archiv, die Bibliothek und auch die Thesauristen Zuflucht gefunden, was jeden an benediktinischen Schutz in sehr viel früheren Zeiten erinnert. Die Sorge um das bedrohte Unternehmen, das einst mit Stolz als eine nationale deutsche Aufgabe gepriesen worden war, machte es zu einer Weltangelegenheit. Die gelehrten Gesellschaften vieler europäischer Länder sowie der Vereinigten Staaten betreuen das Schatzhaus der einstigen Weltsprache. Damit schließt sich in gewissem Sinn der Kreis. Denn F. A. Wolf, den die Akademie so gerne für München gewonnen hätte, hatte um das Jahr 1800, wie aus einem Beitrag zu seinen „Literarischen Analekten" von 1820 hervorgeht, ein Projekt „über die Einrichtung eines Thesaurus der Lateinischen Sprache" erwogen, an dem außer Deutschland auch Holland, Frankreich, Italien und England teilhaben sollten; er benannte die präsumptiven Mitarbeiter aus allen Ländern „Thesauristen" und sprach von „europäischem Gemeingut", ja von einem „Band . . ., die Gelehrten mehr als eines Erdteils zu verbinden."

Neben Wölfflin stand als Gräzist der gleichaltrige Rheinhesse Wilhelm Christ, der einst Halms Schüler am Gymnasium in Hadamar gewesen und seinem leidenschaftlich verehrten Lehrer nach München gefolgt war; hier bekleidete er nach Thierschs Ausscheiden von 1860 an ein Extraordinariat und von 1863–1903 ein Ordinariat für klassische Philologie. Den ungewöhnlich vielseitigen Gelehrten nahm die Akademie schon 1858 auf, als er noch Studienlehrer am Maxgymnasium war, und wählte ihn zum Klassensekretär 1894–1900. Otto Crusius hielt in der Akademie 1907 auf seinen an Verdiensten so reichen Vorgänger die Gedächtnisrede, aus der der Unterschied der Generationen, die Verschiedenheit des wissenschaftlichen Geistes und des persönlichen Temperamentes vernehmlich spricht.

Otto Crusius* war kein Gelehrter, wie er im Buche steht; das heißt nicht nur, daß ihm die traditionelle Kathederphilologie, die Feierlichkeit des Akademikers fernlagen, sondern daß sich etwas von der Problematik der Wissenschaft selbst in seinem Leben und Schaffen abzeichnet. Der äußere Lebensgang freilich unterscheidet sich wenig von dem normalen eines deutschen Professors jener Zeit. Crusius, in Hannover 1857 geboren, hatte im alten Lyceum seiner Vaterstadt neben „unfrohen und eingerosteten Herren" in Heinrich Ludolf Ahrens einen Lehrer höchsten Ranges; Ahrens war der Begründer der griechischen Dialektforschung, der erste kritische Herausgeber der Bukoliker, ein bedeutender Aeschylus-Interpret und als Schüler von Otfried Müller ein echter Kenner griechischer Religion. Seine Gymnasiasten suchte er in den Ernst sprachlichen Studiums und zugleich in die „lebendige" antike Welt einzuführen. Ihm fühlte sich Crusius mehr als irgendeinem seiner Universitätslehrer sein ganzes Leben zu Dank verpflichtet und huldigte ihm schriftlich und mündlich, so oft er nur konnte. In Leipzig (1875–79) erlebte er gerade noch das Ende der Ära Ritschl (der 1876 starb); nur das Handwerkliche scheint bei ihm einigen Eindruck hinterlassen zu haben. Stärker zogen ihn die Germanisten an, besonders Rudolf Hildebrands reicher und feiner Geist, und vor allem die Musik. Einen Freund fürs Leben gewann er in dem genialischen Polen Thaddäus Zielinski (den er so gerne später nach München als Nachfolger von Wölfflin gebracht hätte und der eigentlich Crusius' Biographie hätte schreiben sollen). Erst eine längere Reise in den Süden brachte die Klärung, also mehr die Anschauung als das Wort; er entschied sich für die klassischen Studien und fand in Ritschls Nachfolger Otto Ribbeck einen verständnisvollen Förderer. 1883 habilitierte er sich neben dem Schuldienst in Leipzig, wurde Erwin Rohdes Nachfolger in Tübingen 1886 und in Heidelberg 1898, ehe er 1903 nach München berufen wurde (Jena, Halle und Wien hatte er abgelehnt). Größere Reisen führten ihn nach Italien und Südfrankreich, nach Griechenland und Ägypten, und der Papyri wegen auch nach England. Die Akademie wählte ihn 1903 zum a. o., 1905 zum o. Mitglied, 1915 zu ihrem Präsidenten; erst einundsechzigjährig starb er an einem Gehirnschlag in den letzten Tagen des schweren Jahres 1918.

Crusius ist nicht in den Bahnen seiner Leipziger Lehrer Ritschl und Ribbeck weitergegangen, sondern wandte sich fast ausschließlich dem Griechischen zu. Es war vom allgemeinen Überwiegen der lateinischen Studien die Rede in den Generationen, denen Halm und Wölfflin angehörten. Im geschichtlichen Rhythmus bekam während der siebziger Jahre die hellenische Philologie, die inzwischen gewiß nicht verwaist gewesen war, wieder ein stärkeres Gewicht. Dies kündigt sich schon in rühen Schriften

von Usener und Rohde an, die sich nicht der großen Zeit, sondern gewissen Urelementen im griechischen Volkstum und späteren Erscheinungen zuwandten. Crusius hatte über Ahrens und Otfried Müller noch einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Griechenliebe der deutschen Romantik, schätzte Friedrich Schlegel hoch und war in die lebendige Diskussion über Nietzsches Jugendschriften in Leipzig unmittelbar hineingezogen. Dies alles traf mit seinen innersten Neigungen zusammen und hat zu einer ihm allein eigentümlichen „humanistischen" Wendung geführt.

Die Leistungen des Forschers liegen zunächst auf festumgrenzten, der hohen und klassischen Literatur fernen Gebieten: schon bei der Dissertation über die Lebenszeit des Babrios (1879) ist nicht etwa das chronologische Ergebnis (das auch später einer Korrektur bedurfte) das Wesentliche, sondern das lebendige Verständnis der antiken Fabel als einer Ausdrucksform des griechischen Volksgeistes und die souveräne Beherrschung der weit über die Antike hinausreichenden Fabelliteratur. Für Babrios hat Crusius 1897 die maßgebende Edition besorgt; die weitergreifenden Pläne blieben unvollendet: sowohl das Corpus fabularum Aesopicarum wie die Geschichte der antiken Fabel und ihres Nachlebens. (Von August Hausrath, dem Crusius sein ganzes Material überließ, sind erst 1939 und 1956 die zwei Teile des ersten Bandes, die Prosafabeln, bei Teubner veröffentlicht worden, wodurch Halms oben erwähnte alte Ausgabe endlich ersetzt wurde.) Was Crusius selbst 1913 „aus der Geschichte der Fabel" als Einleitung zu Kleukens' populärem Buch der Fabeln im Inselverlag veröffentlichte, sind köstliche Proben, die den Verzicht auf das Ganze um so bitterer empfinden lassen. Neben der Fabel galt seine Arbeit dem Märchen, den Sprichwörtern, den religiösen Bräuchen und Vorstellungen des Volkes. Seine Analecta ad paroemiographos Graecos, die Habilitationsschrift von 1883, legten die außerordentlich verwickelte Überlieferung der erhaltenen griechischen Sprichwörtersammlungen klar und sind noch heute das einzige Buch, das den Zugang zu ihnen eröffnet; denn soviel er später von 1885 bis 1910 zu den Paroemiographen veröffentlicht hat, das am Anfang fest ins Auge gefaßte Ziel, ein neues Corpus Paroemiographorum zu schaffen, ist bis jetzt nicht erreicht worden. (Ein 1958 erfolgter anastatischer Neudruck des Göttinger Corpus von 1839–51 ist ein schlechter Trost.) Die weit zerstreuten religionsgeschichtlichen und volkskundlichen Aufsätze von der Leipziger Zeit bis zum Beitrag in der Kuhn-Festschrift (1916) sind in ihrer Mehrzahl Interpretationsversuche, meist von Dichterstellen und somit echte Philologie. Im letzten Grunde wurzeln sie in den Anschauungen der von der romantischen Bewegung mitbestimmten „historischen Schule." Crusius hat Jacob Grimm immer mit bewußtem Nachdruck „den größten Philologen"

genannt, und unter den Altertumsforschern verehrte er Otfried Müller als den genialsten; Wilhelm Mannhardt aber pries er als den Forscher, der das Gemeinsame in antikem und nordischem Volksglauben aufgedeckt hatte.

Eine seltsame Gabe der Tyche waren für ihn die 1890 wiedergefundenen Mimen des Herondas: der „volksmäßige" Inhalt, il piccolo mondo antico, vor allem zog ihn an und ließ ihn für Ausgabe, Untersuchungen, Übersetzung in schneller Folge (1892/93) sorgen. Die Fähigkeit des unmittelbaren Eingehens auf das Neue, das vor allem der sich gerade damals öffnende Boden Ägyptens brachte, macht viele Jahrgänge des seit 1886 von ihm redigierten Philologus zu einer sehr anregenden Lektüre und war auch ein Stimulus in den Übungen des Oberseminars. Neue Funde gaben ihm auch Gelegenheit, seine unter Philologen einzigartige Kenntnis antiker Musiktheorie, die er sich als Musikfreund und Musiker früh erworben hatte, fruchtbar zu machen: zu Inschriften wie dem Seikiloslied und den delphischen Hymnen und zum Orestes-Papyrus hat er Wichtiges beigetragen (1893/94). Sein Tübinger Schüler, der Musikhistoriker Hermann Abert, hat in seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie 1925 bekannt, daß Crusius seiner Laufbahn die entscheidende Wendung gegeben hat. Im Gegensatz zu allen bisher genannten Arbeiten war die flüchtige Revision und Ergänzung von Bergks „Anthologia lyrica" (1897) eine Not- und Pflichtarbeit. Die skizzenhaften Lyrikerporträts und die Entwicklungsgeschichte lyrischer Dichtformen (Dithyrambos, Elegie), die er für die fünf ersten Bände der Realenzyklopädie entwarf (bis 1905), sind fragmentarische Hindeutungen auf ein größeres Ziel. Während es ihm bei der Fabel, beim Sprichwort usw. um allgemeine Völkergedanken und naives Volkstum zu tun war, glaubte er bei den Lyrikern die Macht der „Persönlichkeit" in ihrer eigentümlich griechischen Prägung am unmittelbarsten zu fassen. In den gedruckten Arbeiten ist das angedeutet, ausgeführt hat er solche Gedanken in den Vorlesungen. Nur seine Hörer, die in glücklichen Stunden das lebendige tönende Wort, sehr abhängig von der Stimmung und Eingebung des Augenblicks, vernahmen, konnten sich einen Begriff von dem bilden, was Crusius über die Antike sagen wollte und konnte. Neben den großen Interpretationskollegs und literaturgeschichtlichen Vorlesungen standen solche über „Formenlehre der antiken Dichtung", über Geschichte der Philologie, über die Antike im 19. Jahrhundert; die beiden letzteren hat er im ersten Weltkrieg (1915/16) vereinigt unter dem Titel: „Altertum und Deutschtum. Einleitung in die klassische Philologie." Offen spricht hieraus, was doch auch die Dominante aller anderen Äußerungen war, das Bekenntnis zum Griechentum.

In diesem Bekenntnis liegt das Persönlichste und das Allgemeinste zugleich beschlossen. Zu Crusius' Lebenszeit standen nebeneinander, etwas grob gesagt, ein traditioneller Schulhumanismus, der nach der Ansicht der Wissenschaft, soweit sie ihn überhaupt berücksichtigte, nur von einem Scheinbild, von einer „gedachten" Antike lebte, und jene Altertumswissenschaft, die sich um das „wirkliche" Altertum bemühte und für welche die Antike als Ideal dahin war. Kritizismus, Realismus und Historismus nahmen eine Abwehrstellung gegen das Geschichtsbild des deutschen Klassizismus und der Romantik ein. Crusius, den Nietzsches radikale Kritik am theoretischen Menschen und seine Konzeption des dionysischen Griechen früh berührt und bewegt, wenn auch nicht betört hatte, stellte der bloß noch historisch gesehenen und damit relativierten Antike den humanistischen Grundsatz entgegen; er glaubte, ohne die im 19. Jahrhundert vertiefte und erweiterte Erkenntnis der antiken Welt preiszugeben, auf die Prinzipien Wilhelm von Humboldts zurückgreifen zu können und zu müssen. „Das Ideal des Neuhumanismus ist durch das Läuterungsfeuer der Geschichtswissenschaft gegangen und hat standgehalten" (1910). Für den Aufbau der antiken Kultur selbst schien ihm die Idee der Persönlichkeit und die der inneren Freiheit grundlegend; entwicklungsgeschichtlich betrachtet, stand ihm ihre Ursprünglichkeit (im Volklichen, Staatlichen, Individuellen) und der ewige Symbolgehalt für die europäische Kulturgemeinschaft fest. Die Griechen galten ihm als die Schöpfer und Träger der Bildungsidee; wie Humboldt muß sich jeder, der an geschichtlich Gegebenes anknüpfen will, an sie als die Erzieher wenden; unter diesem Gesichtspunkt erschienen die Römer – so sehr gerade Crusius ihrer Eigenart sonst gerecht zu werden suchte – nur als Vermittler. Diese Gesamtanschauung vom Wesen der griechisch-römischen Welt steht hinter allen seinen Äußerungen. Zur Erforschung des geschichtlichen Zusammenhangs der alten Kultur mit allen späteren suchte er anzuregen als Gründer der Sammlung „Das Erbe der Alten", herausgegeben im Verein mit Zielinski und Immisch seit 1910; zum Untertitel des Philologus: „Zeitschrift für das Klassische Altertum" fügte er „und sein Nachleben" seit 1912 hinzu. Ihn selbst hat vor allem die deutsche Klassik und Romantik beschäftigt, aber auch das folgende 19. Jahrhundert, insbesondere Nietzsche, und die unmittelbare Gegenwart. Das Wissen um die Grundkräfte hellenischen Geistes wirkt nach seiner Überzeugung unmittelbar ins eigene Leben, und nur aus der eigenen Lebendigkeit läßt sich das Griechentum verstehen. Die Gestaltung des eigenen Selbst und die werthafte Erfassung der Antike bedingen sich also gegenseitig. Der „zwanglose" 1911 gedruckte Vortrag: „Wie studiert man klassische Philologie?" sollte zu einem Buch „Philologiestudium und die Be-

deutung der Antike" ausgearbeitet werden. Es ist im Grunde das humanistische Ethos, das ihn zu dem innerlich so ganz anders gearteten Rohde hinzog und in dessen Preis sein biographischer Versuch (1902) ausklingt; wie stark ihn die Problematik der „klassischen" Philologie bewegt hat, zeigen neben diesem seinem größten und bedeutendsten Werk zu ihrer Geschichte seine Aufsätze über seinen Lehrer Ribbeck (1899), seine Einleitung zum zweiten Bande von Nietzsches Philologica, deren Herausgabe er übernommen hatte (1913), ja selbst die schon erwähnte Gedächtnisrede auf seinen Münchener Vorgänger Wilhelm von Christ (1907).

Dieser in der öffentlichen Sitzung der Gesamtakademie am Stiftungsfest gehaltene Vortrag ist im Druck durch Anmerkungen und Beilagen wesentlich bereichert worden und greift weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus in Fragen der Gelehrtengeschichte, der wissenschaftlichen Methode und des Humanismus. In den Klassensitzungen hat Crusius nach seiner Wahl jedes Jahr vorgetragen (1904–1909); was er aus seinen engeren Forschungsgebieten (Mimos, Epen- und Hymnendichtung, Iambographen, Volkskunde, Sprichwörter) zum besten gab, erfährt man meist nur aus den ausführlichen „Summaren". Gedruckt sind nur die „Sagenverschiebungen" 1905 und im Anschluß an einen von Kugéas publizierten Athener Paroemiographencodex eine bunte Fülle zum Teil glänzender religionsgeschichtlicher und literarischer Exkurse (1910). Daß er der Klasse stets ein „tätiger Berater" war und in den Kommissionen „mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes" mitgearbeitet hat, rühmte sein nächster Fachkollege Albert Rehm. Man begreift, daß unter dem Eindruck dieser höchst eigenartigen impulsiven Persönlichkeit die Gesamtakademie gerade Crusius im ersten Kriegsjahr zum Präsidenten erkor. Wenn er in dieser Eigenschaft bei den öffentlichen Sitzungen das Wort ergriff, so verlas er nicht bloß trockene Berichte, sondern sprach in freier Weise einmal zum Thema „scientia militans", d. h. über die Arbeit der Wissenschaft für den Krieg, ein andermal über „militia philosophans", d. h. über das Material, das aus Kriegsgebieten der Dialektforschung, der Soldatensprache oder der Archäologie, Prähistorie, Geologie und Paläontologie zugute kam; 1916 konnte er über den Arbeitsbeginn der großen Samsonstiftung berichten, deren Mittel bestimmt waren, die Erforschung der Tatsachen und Ziele des sittlichen Lebens zu fördern. Mit bewegten Worten, in denen die ganze Weite seiner Bildung und Interessen zum Ausdruck kam, verbreitete er sich über das geplante Zusammenwirken von Vertretern der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften, der Biologie und der Ethik.

Bei Crusius kamen, wie sich zeigte, die großen eigenen wissenschaftlichen Pläne über Entwürfe und Vorarbeiten nicht hinaus. Er selbst klagte

1909, wie gegenüber dem „wahrhaft monumentalen Werk" seines Tübinger Freundes Hermann von Fischer seine eigene „Schreiberei verzettelt und zerflattert ist". Er und andere haben der Last der Nebenämter, die er sehr ernst nahm (Oberster Schulrat in Baden und Bayern, Zensurbeirat, Präsidium der Akademie und Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates), sowie den Lockungen des künstlerisch-geselligen Lebens in dem Vorkriegs-München die Hauptschuld gegeben. Crusius, der schon in früher Jugend an Hoffmann von Fallersleben einen väterlichen Freund gehabt hatte, stand in München vielen Kreisen von Schriftstellern, bildenden Künstlern, Musikern nahe, so z. B. Michael Georg Conrad, Josef Ruederer, Isolde Kurz, Otto Greiner, Adolf von Hildebrand, Hans Pfitzner. Die innere Erregung der Kriegszeit und das Drängen von außen ließen ihn einen Band eigener poetischer Improvisationen publizieren („Heilige Not" 1916); von seinen Kompositionen ist kaum etwas an die weitere Öffentlichkeit gekommen. Das überraschende Nachlassen der in den Leipziger und Tübinger Jahren so intensiven Forscherarbeit mag aber auch eine tiefere Ursache haben. Ihm stand nicht, wie den meisten seiner Zeitgenossen, der Wert wissenschaftlicher Arbeit an sich bedingungslos fest; er suchte nach dem Sinn und nach dem unmittelbaren tätigen Anschluß an die Zeit. „Ich fühle die Verpflichtung, Zeitgenosse zu sei", war ein Leitspruch. So schön eine solche Offenheit für alles Lebendige ist, die Winde der Zeit bliesen zu heftig und nicht günstig. Gehetzt und atemlos mußte er immer öfter von dem Weg abschweifen, auf dem er den hohen Sinn seiner Wissenschaft im Lebenszusammenhang finden wollte. Der Rast- und Ruhelose wurde plötzlich vom unvollendeten Lebensweg entrafft. In der humanismuslosen Zeit aber zwischen Nietzsche und dem ersten Weltkrieg, in confinio duorum saeculorum, aus der Wissenschaft selbst heraus die Stimme „pro humanitate" erhoben zu haben, war das Besondere und Große bei Crusius, das auch ohne die Gnade der Erfüllung des Gedächtnisses würdig ist.

Eduard Schwartz* war Mitte November 1918 beim Kriegsende aus Straßburg nach Freiburg geflohen; er hatte kurz vorher sein sechzigstes Lebensjahr vollendet. Ende Dezember starb plötzlich der nur wenig ältere Crusius in München; durch Ludwig Curtius erfuhr es Schwartz am nächsten Tage. Was man kaum zu hoffen gewagt hatte, gerade weil es das einzig Natürliche war, geschah: man gewann Schwartz sofort für München. Die Akademie wählte ihn zum Mitglied, und an der Universität begann er im Sommer 1919 seine Lehrtätigkeit. Über zwei Jahrzehnte hatte München das Glück, ihm eine neue Heimat und eine Arbeitsstätte zu bieten. Vorlesungen und Übungen hielt er zehn Jahre lang, nach seiner Emeritierung 1929 nur noch ein

paar, freilich unvergeßliche, Publica. Für die Akademie, an der sein Herz hing, war er der größte Gewinn; zu den Sitzungsberichten und besonders zu den Abhandlungen hat er fast Jahr um Jahr Beiträge von großem Umfang und Gewicht geliefert. Zweimal war er Klassensekretär, 1920–27 und 1934–40, dazwischen 1927–30 Präsident; durch solche Amtsgeschäfte, die er mit vollem Verantwortungsgefühl als Dienst an der Wissenschaft durchführte, ließ er sich in seinen eigenen Arbeiten in keiner Weise stören. Er gehört zu den imposantesten Figuren der Altertumswissenschaft nicht nur unserer, sondern aller Zeiten.

Eduard Schwartz stammte aus einer holsteinischen Familie von Pastoren und Ärzten; er wurde in Kiel 1858 geboren und wuchs in Göttingen auf. Entscheidend für ihn war das Studium in Bonn, wo damals Useners und Büchelers Sterne leuchteten und wo Schwartz 1880 promovierte. Die Bonner Studienjahre waren unterbrochen worden durch Semester in Berlin, wo er vor allem Mommsen hörte, und in Greifswald, wo er dem damals einunddreißigjährigen Wilamowitz zum erstenmal begegnete. Alle seine großen Lehrer und Freunde hat er in akademischen Nachrufen gefeiert, Usener und Mommsen in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (dort auch Wellhausen), Wilamowitz in unserer Akademie, Mommsen und Wilamowitz noch einmal in der großartigen „Einführung" zu ihrem Briefwechsel (1935); es sind persönliche Huldigungen, meisterhafte literarische Porträts, und darüber hinaus Bekenntnisse, von einem wahrhaftigen, klaren und harten wissenschaftlichen Ethos erfüllt. Auf die Promotion folgte die Stipendiatenzeit in Italien, wo er Mommsen nähertrat. Soviel Schwartz auch von Land und Leuten, von Sprache und Kunst in sich aufnahm, seine Leidenschaft galt den Handschriftenschätzen der italienischen Bibliotheken; ein Besuch der Pariser Bibliothek schloß sich an. Griechenland hat der große Gräzist nie betreten; wichtige Manuskripte gibt es dort nicht zu kollationieren. Die Grundlage für die Herausgabe der Euripides-Scholien (erschienen 1887–91) und auf dem frühchristlichen Gebiet für die Ausgaben der Apologeten (1888 ff.) und des Eusebios (1905–08) wurden damals erarbeitet. Nach der Rückkehr habilitierte sich Schwartz bei seinen Bonner Lehrern 1884, und bald begann die Wanderschaft des Professors; sie führte von Bonn über Rostock (1887), Gießen (1893), Straßburg (1897), Göttingen (1902), Freiburg (1909), noch einmal Straßburg (1913), wo er im Kriegsjahr 1915/16 Rektor war, zur Endstation München 1919. An sieben verschiedenen Universitäten hat Schwartz gelehrt, und zwar die weitaus längere Zeit im Süden; er liebte die Luft der Rheinebene über alles, aber er hat sich auch an das bayerische „Holzfällerklima" gewöhnt, wie er es etwas bissig nannte. Wie in München die Akademie, so war in Göttingen die Gelehrte

Gesellschaft für ihn von entscheidender Bedeutung; der Straßburger Außenposten entsprach am besten der kämpferischen Natur seiner Mannesjahre.

In den sechzig Jahren von der Dissertation im Jahre 1880 bis zum Tode 1940 ist ein Werk von riesigen Ausmaßen entstanden. Es läßt sich am besten oder eigentlich überhaupt nur überschauen in jener noblen Schrift, in der Albert Rehm voller Pietät und Verständnis über „Eduard Schwartz" wissenschaftliches Lebenswerk" berichtet hat; diese geht mit Recht und Notwendigkeit über das sonst übliche Maß von akademischen Gedächtnisreden oder Nekrologen weit hinaus (Sitzungsberichte 1942, Heft 5, 75 Seiten). Das Riesenmaß der Leistung ist nur das, was zunächst ins Auge fällt; die Klarheit der Fragestellung, die Schärfe der Kritik, die Präzision des Stils gibt allen Schriften von Schwartz ihr eigenes Gepräge und ihre dauernde Bedeutung. Hinter allen aber steht etwas, was man wohl nicht anders als einen „Glauben" nennen kann; das θεωρεῖν, das unendliche Streben nach Erkenntnis, ist autonom. In diesem Glauben stand Eduard Schwartz nicht allein; er ist ein Phänomen der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, ein großartiges Schauspiel und mitunter ein tragisches. Aus ihm ist jene unbeirrbare Hingabe, eine Dienstbarkeit entsprungen, die zu übermenschlich anmutenden Leistungen befähigte.

Die klassischen Studien von Eduard Schwartz, die in Useners Schule von griechischer μυθολογία und θεολογία ihren Ausgangspunkt nahmen, erstreckten sich allmählich über alle Zweige und Zeiten der griechischen Literatur und auch auf die bedeutendsten lateinischen Autoren wie Cicero und die römischen Historiker. Auf dem Gebiet der griechischen Dichtung waren es besonders Homer, aber auch Hesiod, Euripides samt seinen antiken Kommentatoren, Menanders Komödien, Theokrits Daphnis. Für die beiden exquisiten Folianten der Bremer Presse hat er einen eigenen sehr persönlichen Homertext konstituiert; mit einem kleinen Iliasbuch und einem umfassenden über die Odyssee schaltete er sich in den Streit um die Analyse vernehmlich ein. Fragen der griechischen Philosophie, besonders der Ethik, der frühen wie der hellenistischen, bewegten ihn sein Leben lang; aber es waren doch wohl die Historiker, um deren Verständnis er am zähesten gerungen hat, um keinen mehr als um Thukydides. Nach manchen Vorarbeiten schrieb er während der schweren Zeit des ersten Weltkriegs in Straßburg eine Gesamtanalyse des thukydideischen Geschichtswerkes; er wollte darin zeigen, „wie der lange peloponnesische Krieg auf den Geschichtsschreiber gewirkt hatte." Dieses Buch, sein bedeutendstes auf dem klassischen Felde, hat durch Zustimmung und Widerspruch eine Diskussion in Gang gebracht, die auch heute nach vierzig Jahren noch nicht verstummt ist. Im kürzlich erschienenen zweiten Band seiner „Gesammelten Schriften" wird nur eine

bescheidene Auswahl von Aufsätzen „Zur Geschichte und Literatur der Hellenen und Römer" geboten; aber auch so überwiegen die Beiträge zur Geschichte erheblich. Schwartz hatte gewiß Sinn für die Belles-Lettres und war nichts weniger als ein ἄμουσος – das zeigt jede Zeile, die er schrieb –, aber im Innersten ein „animal politicum", wie es Mommsen von sich gesagt hat, interpretierte er doch am liebsten die politischen Historiker.

Was in dieser flüchtigen Skizze von Schwartz' Werken im engeren Bereich der klassischen Philologie angedeutet ist, wäre für die meisten Gelehrten mehr, als sie in einem ganzen Leben leisten könnten. Für ihn aber waren sie, wenn man das gesamte Opus überblickt, nur Parerga. Schon in der römischen Stipendiatenzeit hatten ihn neben den Euripides-Scholien die christlichen Apologeten und Eusebios beschäftigt. Mit Mommsen zusammen hat er schließlich die monumentale Ausgabe von dessen ἱστορία ἐκκλησιαστική vollendet. Sie wird seit einem halben Jahrhundert immer wieder als das Muster einer kritischen Edition gerühmt. Es war, wie er selbst bekannte, während der ersten Straßburger Zeit von 1897 an, daß „seine Studien eine Richtung bekamen, die ihn aus dem Stoff der klassischen Philologie hinaustrieb und die, zunächst wenig spürbar, dann aber in steigendem Maße einen Widerstreit zwischen der Lehrtätigkeit und der wissenschaftlichen Produktion herbeiführte, von dem ihn erst der lange ersehnte Abschied vom Amt 1929 befreit hat". Diese wissenschaftliche Produktion auf dem nicht-klassischen Felde förderte zunächst sehr Verschiedenartiges zutage: Studien über das Johannesevangelium, über den Apostel Paulus, über die Apologeten, über den ersten christlichen Kaiser, besonders über Athanasios und über die Ostertafeln. Auf der Höhe seines Lebens aber im Jahre 1909 sah er sich einer der gewaltigsten Aufgaben gegenüber, die je einem einzelnen gestellt wurden: einer kritischen Textausgabe der oekumenischen Konzilien von Ephesos (431), Chalkedon (451) und Konstantinopel (553), die von der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft betreut werden sollte. Schwartz hat diese Aufgabe erfüllt. Es trifft auf ihn zu, was er von Mommsen sagte: „er war frei von einem Grundübel der Philologen, anzufangen und nicht fertig zu machen." Von 1914–1940 sind 13 Volumina in Großquarto mit etwa 3000 Seiten Text im Druck erschienen. Vorläufer, Begleiter und Nachläufer der Ausgabe sind Abhandlungen, in denen er selbst das neue Urkundenmaterial schon auszuwerten begann – zum allergrößten Teil von 1920 an in den Schriften der Bayerischen Akademie gedruckt (acht in den Sitzungsberichten, fünf in den Abhandlungen). Nicht aus der vielfach rhetorisierten Literatur jener Jahrhunderte, sondern unmittelbar aus den Urkunden selbst, aus der Publizistik, aus den Briefen sollten die geschichtlichen Zusammenhänge rekonstruiert werden. Worum ging es dabei, wenn wir das

Ganze zu überschauen und zu charakterisieren versuchen? Um zwei Dinge, so scheint es mir. Mommsen hatte aus den „Urkunden" auf den Steinen und auf den Münzen die Geschichte des imperium Romanum (im 5. Bande seiner Römischen Geschichte) wieder aufgebaut. Schwartz' Ziel aber war es, den Konflikt zwischen der Weltmacht dieses Römischen Reiches und zwischen der Kirche, die in ihren fest organisierten Gemeinden zu einer neuen Macht aufstieg, in seinen Wechselfällen zu zeigen bis zum Bunde zwischen Kaiser und Kirche. In dieser Weise hat Schwartz das geschichtliche Werk Mommsens ergänzt und fortgesetzt, und darin liegt doch wohl seine größte Leistung. In den mir bekannten Würdigungen ist das, meine ich, nicht so ganz klar zum Ausdruck gekommen. Der Begriff der „Altertumswissenschaft" ist von dem schon wiederholt genannten F. A. Wolf geprägt worden; Böckh, Mommsen, Wilamowitz, um nur die Größten zu nennen, hatten ihn mit Leben erfüllt. Schwartz gehört in diese Reihe; aber er ist nicht nur zeitlich weiter gedrungen bis zu Justinian weit in das sechste nachchristliche Jahrhundert, er hat neue Fragen gestellt und nach Lösungen gesucht. So ist er fortschreitend auf den der deutschen Forschung eigentümlichen Bahnen zu einer Erweiterung der Altertumswissenschaft gelangt. Generationen werden von dem Material zehren können, das in den kritisch zuverlässigen Texten seiner Konzilakten vorliegt. Es gibt jeder Wissenschaft einen besonderen Schwung, wenn sie Neuland vor sich sieht und sich aufmacht, es zu erobern. „Eroberung" bedeutet Kampf, Polemik auf wissenschaftlichem Felde, im Falle von Schwartz Auseinandersetzung mit gewissen Richtungen der Theologie, besonders jener, die Dogmengeschichte und Kirchengeschichte gleichsetzte. Die Hauptsache blieb doch das Positive, jene Fülle noch unerschlossener Quellen, aus denen ein kräftiger und entschlossener Geist wie Schwartz in absehbarer Zeit Eigenes und Neues gewinnen konnte. In den letzten sechzig Jahren brachten ja auch die Papyri ungeahnte Schätze kostbarer literarischer Bruchstücke ans Licht; aber ihre Wiederherstellung erfordert eine unermeßliche Geduldsarbeit und Feinmechanik, die dem Temperament von Eduard Schwartz wenig gemäß war; doch hat er auch hier so nebenbei, im Bakchylides etwa und im Menander, ein paar glückliche Treffer gemacht. Schließlich muß man etwas tiefer blicken als auf das Temperament des Forschers und auf das weite Feld kirchengeschichtlicher Dokumente. Dann stößt man auf eben jenes Element, auf das wir bei der Betrachtung von Schwartz' klassischen Studien gestoßen waren, auf das „Politische". Der Gedanke, von dem seine Rekonstruktion der alten Kirchengeschichte getragen war, war der, daß die innerkirchlichen Auseinandersetzungen, gewöhnlich als dogmatische Streitigkeiten betrachtet, in erster Linie politisch gewesen seien, und zwar machtpolitische Kämpfe zwischen den großen Hierarchen; und sie

wiederum mußten sich nach außen hin auseinandersetzen mit den Trägern der Reichsgewalt. Es ist ohne weiteres begreiflich, daß nicht alle dieses Geschichtsbild akzeptieren wollen; daß aber ein neuer wichtiger Gesichtspunkt gewonnen war, ist kaum zu leugnen.

Es wurden soeben die großen „Hierarchen" hervorgehoben. Die Eigenart nämlich von Schwartz' geschichtlichen Arbeiten bestand in der scharfen Modellierung der Individuen. Selbst den Schatten der epischen Rhapsoden, die hinter der endgültigen Formung unserer Ilias und Odyssee stehen, hat er Blut eingeflößt und sie als rivalisierende Einzelgestalten aufleben lassen; und so läßt er den Zug der antiken literarischen Einzelpersönlichkeiten von den homerischen Zeiten bis zu den streitbaren Kirchenfürsten wie Kyrill oder Athanasios oder auch geringeren Diakonen und Mönchen vor unseren Augen vorüberschreiten. In der Mitte gewahren wir die Größten: die beiden Reihen der „Charakterköpfe aus der antiken Literatur" von Hesiod und Pindar bis zu Cicero und Paulus. Aus Vorträgen hervorgegangen (1903 und 1909), sind die Charakterköpfe seit einem halben Jahrhundert gelesen und immer wieder gedruckt worden und werden weiterleben als ein Kunstwerk deutscher Prosa.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind die Akademien vielfach, einem Zuge der Zeit folgend, zum Großbetrieb der wissenschaftlichen Kollektivarbeit übergegangen; aber solche Organisationen ziehen ihre Lebenskraft aus der persönlichen schöpferischen Forschung ihrer Glieder. „Nur die Individuen führen die Wissenschaft weiter", ist ein Wort von Jacob Burckhardt. Darum mag der Versuch berechtigt sein, im Wirken von vier sehr verschiedenen Einzelpersönlichkeiten die Bedeutung der klassischen Philologie innerhalb der Akademie zu veranschaulichen.

Hinweise auf Quellen und Literatur

Zu F. A. Wolf, F. Jacobs usw.: Friedrich August Wolf. Ein Leben in Briefen, von Siegfried Reiter, Stuttgart 1935, Bd. 1–3, und Ergänzungsband, Halle 1956; dieser großartigen, chronologisch geordneten Briefausgabe mit erschöpfendem Kommentar sind die zitierten Stellen zum größten Teil entnommen. – Thierschs Nachlaß in der Staatsbibliothek (Thierschiana) ist von Hans Loewe, Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben, benützt worden; es ist nur der erste Band, der bis zum Jahre 1825 reicht, erschienen, München 1925; umfangreicheres Quellenmaterial ist herangezogen in der Münchener Dissertation von Hans-Martin Kirchner, F. Th., Seine geistige Welt und seine kulturpolitischen Bestrebungen, 1955 (nur in Maschinenschrift auf der Universitätsbibliothek München); darin S. 192–203: „Th.'s Wirksamkeit für die Akademie", d. h. für deren Organisation. – Nachlaß von K. Halm in der Staatsbibliothek: „Halmiana"; wichtig der ausgedehnte Briefwechsel, darunter Ritschls Briefe von 1847 ab und Mommsens Briefe von 1849 ab. Eduard Wölfflin, Gedächtnisrede am Stiftungsfest 1883 (mit Schriftenverzeichnis); W. Christ und G. Laubmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie. – Eduard Wölfflin, Ausgewählte Schriften,

hrsg. von Gustav Meyer 1933, mit einem wichtigen Vorwort von Jacob Wackernagel und den Reden zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages 1931: J. Stroux, E. W. und die lateinische Philologie, G. Dittmann, W. und der Thesaurus Linguae Latinae. O. Hey, E. W., in Bursians Jahresberichten 155, Bd. IV (Nekrologe), 1911, S. 103–136 mit vollständigem Schriftenverzeichnis. Zur Vorgeschichte des Thesaurus noch einiges Ungedruckte im Archiv des Thesaurus. – Der Abschnitt über Otto Crusius beruht zum großen Teil auf meinen eigenen früheren Ausführungen im Deutschen Biographischen Jahrbuch II 237 ff. (1928) und in der Antike 9 (1933) 255 ff.; weitere bibliographische Angaben auch über den handschriftlichen Nachlaß, s. Neue Deutsche Biographie III (1957) 432. – Zu Eduard Schwartz ist die ausführliche Schilderung seines Lebens und seines Werkes von Albert Rehm schon oben im Text genannt; dort sind andere Nachrufe und ein vollständiges Schriftenverzeichnis aufgeführt. Benützt ist von R. auch der von Schw. selbst verfaßte „Wissenschaftliche Lebenslauf", der jetzt in „Gesammelte Schriften" II (1957) im Wortlaut abgedruckt ist; Teile des Nachlasses, darunter Briefe, in der Staatsbibliothek.

wordenen Zustände auf seinen Reisen gewinnt – alles in allem der sympathische Typus des politischen Historikers, dem seine Wissenschaft die Maßstäbe für die praktische politische Entscheidung und die lebendige Politik die Gesichtspunkte für die Orientierung seiner Wissenschaft liefert.

Die besondere Bedeutung und das wissenschaftliche Verdienst Fallmerayers für die Geschichtswissenschaft liegen darin, daß er zum erstenmal in Deutschland die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte des Nahen Orients mit ernstem Forschergeist studierte, ihre entscheidende Wichtigkeit für die politische und geistige Entwicklung Gesamteuropas erkannte und sie der gelehrten Welt sowohl wie einem weiteren Kreise in meisterhaften Darstellungen nahebrachte; Fallmerayer tritt hier an die Seite seines österreichischen Landsmannes, des großen Wiener Orientalisten J. von Hammer-Purgstall. Durch eine Preisaufgabe der Kgl. Dänischen Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen auf dieses Thema gelenkt, machte sich Fallmerayer durch seine im Jahre 1827 erschienene „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt", der er schon 1830 bis 1836 eine zweibändige „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" folgen ließ, frühzeitig einen geachteten Namen in der wissenschaftlichen Welt.

Wichtiger aber als diese auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Werke waren für die Ausgestaltung der Vorstellung von den Verhältnissen des Orients im Geschichtsbild jener Epoche die Beschreibungen seiner Orientreisen, deren erste ihn 1831–34 in Begleitung des russischen Feldmarschalls Grafen Ostermann Tolstoy und deren zweite und dritte (1840 und 1847) nach Ägypten, Palästina, dem türkischen Kleinasien, Konstantinopel und nach Griechenland führten; Fallmerayer ließ sie seit 1839 in ziemlich dichter Folge in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" erscheinen und nutzte dabei die Gelegenheit, eine Schilderung seiner Eindrücke von Volk und Landschaft mit geschichtlichen Belehrungen und praktisch-politischen Ausblicken zu verbinden. Diese „Fragmente", lebensvoll, von unaufdringlicher Belesenheit durchsetzt und zuweilen mit scharfer aktueller Satire gewürzt, haben ihrem Verfasser in der Literatur die ehrende Bezeichnung des „Fragmentisten" eingetragen; in ihnen sprüht sein lebendiger und wendiger Geist, der Altes und Neues, Fernes und Nahes, Kleines und Wichtiges wie spielerisch zu verbinden und ebenso klar wie gefällig darzustellen versteht; immer wieder überrascht den Leser die Großartigkeit und Weite seiner geschichtlichen Schau, die Schärfe seiner Gedanken, das Ebenmaß und die klassische Schönheit seiner Sprache.

Fallmerayer war längst ein berühmter Mann – in den Jahren 1844 bis 1846 weilte er oft und lange als wissenschaftlicher Berater beim bayerischen Kronprinzen Maximilian, dem späteren König –, als ihn im Jahre 1848 auf einer

DIE BYZANTINISTEN DER AKADEMIE
JACOB PHILIPP FALLMERAYER
KARL KRUMBACHER · AUGUST HEISENBERG

Von Franz Dölger

Jacob Philipp Fallmerayer

Jacob Philipp Fallmerayer* ist ein Sohn der Tiroler Berge. Kind einer armen Taglöhnerfamilie auf dem Baumgartnerhof bei Tschötsch (nahe Brixen), im streng katholischen Milieu der Brixener Domschule aufgewachsen, stieg er über eine kurze Laufbahn als Offizier im bayerischen Heere, Lateinlehrer in Augsburg und Professor für Universalgeschichte und Philologie an dem 1826 (an Stelle der verlegten Universität) in Landshut begründeten Lyzeum sowie nach ausgedehnten Reisen in den Orient (Ägypten, Syrien, Palästina, Kleinasien, Griechenland) 1835 zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und, was ihm mehr galt, zu einem der gefeiertsten Schriftsteller seiner Zeit auf, dem kein Geringerer als Hebbel das Lob spendete, er sei „eine der wenigen echten dramatischen Personen der Literatur".

In seiner von politischen und geistigen Strömungen ungewöhnlich bewegten Zeit steht er im Reigen zahlreicher bedeutender Zeitgenossen als Charakter von besonders scharf geprägter Eigenart: freigeistiger, nichtsdestoweniger innerlich religiöser Kämpfer gegen Enge und Unduldsamkeit, ebensoweit entfernt von der polternden Beschränktheit eines J. N. Ringseis* wie von dem militanten Materialismus eines Ludwig Feuerbach; als Politiker ein glühender Verteidiger deutscher Einheit und Freiheit gegen kleinstaatliche Zerrissenheit und absolutistische Tyrannei, „mittelalterlichen Wiederherstellungen" ebenso abgeneigt wie gewaltsamen Erschütterungen einer gewachsenen Ordnung von unten her; seiner historischen Richtung nachVertreter des deutschen Idealismus, insofern ihm die Geschichte der Menschheit nach großen, unverbrüchlichen Gesetzen verläuft, aber auch Naturalist und Realist, insofern er seine Auffassung nicht aus erklügelten Philosophemen, sondern aus der eigenen kritischen Beobachtung der zeitgenössischen Weltereignisse und aus der unmittelbaren Anschauung der geschichtlich ge-

wordenen Zustände auf seinen Reisen gewinnt – alles in allem der sympathische Typus des politischen Historikers, dem seine Wissenschaft die Maßstäbe für die praktische politische Entscheidung und die lebendige Politik die Gesichtspunkte für die Orientierung seiner Wissenschaft liefert.

Die besondere Bedeutung und das wissenschaftliche Verdienst Fallmerayers für die Geschichtswissenschaft liegen darin, daß er zum erstenmal in Deutschland die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte des Nahen Orients mit ernstem Forschergeist studierte, ihre entscheidende Wichtigkeit für die politische und geistige Entwicklung Gesamteuropas erkannte und sie der gelehrten Welt sowohl wie einem weiteren Kreise in meisterhaften Darstellungen nahebrachte; Fallmerayer tritt hier an die Seite seines österreichischen Landsmannes, des großen Wiener Orientalisten J. von Hammer-Purgstall. Durch eine Preisaufgabe der Kgl. Dänischen Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen auf dieses Thema gelenkt, machte sich Fallmerayer durch seine im Jahre 1827 erschienene „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt", der er schon 1830 bis 1836 eine zweibändige „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" folgen ließ, frühzeitig einen geachteten Namen in der wissenschaftlichen Welt.

Wichtiger aber als diese auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Werke waren für die Ausgestaltung der Vorstellung von den Verhältnissen des Orients im Geschichtsbild jener Epoche die Beschreibungen seiner Orientreisen, deren erste ihn 1831–34 in Begleitung des russischen Feldmarschalls Grafen Ostermann Tolstoy und deren zweite und dritte (1840 und 1847) nach Ägypten, Palästina, dem türkischen Kleinasien, Konstantinopel und nach Griechenland führten; Fallmerayer ließ sie seit 1839 in ziemlich dichter Folge in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" erscheinen und nutzte dabei die Gelegenheit, eine Schilderung seiner Eindrücke von Volk und Landschaft mit geschichtlichen Belehrungen und praktisch-politischen Ausblicken zu verbinden. Diese „Fragmente", lebensvoll, von unaufdringlicher Belesenheit durchsetzt und zuweilen mit scharfer aktueller Satire gewürzt, haben ihrem Verfasser in der Literatur die ehrende Bezeichnung des „Fragmentisten" eingetragen; in ihnen sprüht sein lebendiger und wendiger Geist, der Altes und Neues, Fernes und Nahes, Kleines und Wichtiges wie spielerisch zu verbinden und ebenso klar wie gefällig darzustellen versteht; immer wieder überrascht den Leser die Großartigkeit und Weite seiner geschichtlichen Schau, die Schärfe seiner Gedanken, das Ebenmaß und die klassische Schönheit seiner Sprache.

Fallmerayer war längst ein berühmter Mann – in den Jahren 1844 bis 1846 weilte er oft und lange als wissenschaftlicher Berater beim bayerischen Kronprinzen Maximilian, dem späteren König –, als ihn im Jahre 1848 auf einer

dritten Orientreise die Mitteilung erreichte, daß er als Nachfolger von J. Görres zum Professor an der Universität München ernannt sei. Ein Lebenstraum schien erfüllt – er sollte indessen die Lehrtätigkeit, mit der er zweifellos einen außerordentlichen Einfluß auf die damalige akademische Jugend ausgeübt hätte, niemals antreten; im April des Jahres 1848 ließ er sich zur Annahme der Wahl als Mitglied des Frankfurter Parlaments bestimmen, folgte trotz tiefer Enttäuschung über dessen Tätigkeit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, mußte nach dessen gewaltsamer Auflösung in die Schweiz fliehen und wurde abgesetzt. 1851 nach München zurückgekehrt, fand er seine Professur an der Universität durch einen anderen besetzt und sah sich vielfacher Anfeindung, vor allem auch aus dem Kreise der Akademie, gegenüber, führte aber seine schriftstellerische und gelehrte Arbeit fort, freilich mit wachsender Verbitterung über die politischen Zustände in Deutschland und über die Beschwerden seines Alters. In diese Zeit fallen seine in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erschienenen Schriften: Das Tote Meer (1853), Das albanische Element in Griechenland (1857, 1860, Teil III nach seinem Tode 1866). Am 26. April 1861 starb er, mitten in den Vorbereitungsarbeiten zu einer Gesamtausgabe seiner Schriften.

Eine der grundlegenden Erkenntnisse, die sich Fallmerayer aus seiner Beschäftigung mit dem europäischen Osten ergaben und die er eifersüchtig als seine Entdeckung für sich in Anspruch nahm, ist die der schicksalhaften Spaltung Europas in einen aktiven, kulturgestaltenden und fortschrittlichen Westen, der die germanischen und romanischen Völker umfaßt, und in einen „in sich verharrenden", der Passivität und dem Despotismus verfallenen Osten, der in der „graeco-slavischen" Welt und im Türkentum geschichtliche Gestalt gewonnen habe; die gemeinsame Wurzel beider Kulturtypen ist ihm das Christentum als Lebensgrundlage der mittelalterlichen Welt, das sich im Westen seine revolutionäre Dynamik als unaufhörlichen Drang zu kulturellem und sozialem Fortschritt erhalten habe, während im Osten das im byzantinischen Reiche verkörperte Prinzip der Verharrung und des Despotismus im „graeco-slavischen" Bereiche fortlebe, zu seiner Zeit im besonderen repräsentiert durch den Absolutismus und Despotismus des russischen Zarentums. Aus geschichtlichem Studium und vielfachem persönlichem Erlebnis war ihm die Einsicht in die gefährliche Spannung zugekommen, welche sich ihm für den Bestand Europas aus dem säkularen Gegensatz zwischen der „byzantinischen" Mentalität des „regungslosen, stummen, abgeschlossenen", im Orthodox-Dogmatischen „erstickten", aber mit der stumpfen einheitlichen Masse des volkreichen Slaventums auf seine Stunde harrenden „Orients" und dem fortschritts- und verbesserungsfreudigen, aber

durch innere Zerrissenheit und durch das Gespenst der „Revolution" bedrohten „Abendlande" zu ergeben schien. „Byzanz" bedeutete für das politisch aktivierte Geschichtsbild Fallmerayers nicht so sehr das geschichtliche, alte Byzanz, wenngleich er es gut kannte und aus seiner religiös-politischen Eigenart und seiner autokratischen Struktur zutreffend die Entwicklung der „orientalischen" Geistigkeit herleitete, als eine grundsätzliche Haltung. Ihr Vertreter ist ihm nicht so sehr das zeitgenössische, soeben von der türkischen Fessel befreite Griechentum als das „Moskowitertum", das mit begehrlichem Blick nach Konstantinopel, der unvergleichlich starken Stellung am Bosporus, blickt (wie recht gab ihm darin der Krimkrieg!), um so seinen Platzhalter, das politisch ebenfalls unschöpferische und der „byzantinischen" Masse der Balkanvölker nur aufgepropfte Osmanentum aus Europa zu verjagen und den Despotenthron des byzantinischen Basileus wieder einzunehmen. Diese Gedankengänge sind Fallmerayers „Ceterum censeo" und kehren sowohl in seinen rein wissenschaftlichen wie in seinen populären Schriften immer wieder; so vertraut sie uns heute in ihren Grundzügen geworden sind, damals waren sie neu, zum mindesten in der geschichtlichen Beleuchtung, die Fallmerayer ihnen zu geben wußte.

Nur eine Konsequenz dieser Auffassung war es für ihn, der an den Zusammenhang zwischen Volkstum und geschichtlicher „Sendung" glaubte, daß das alte Hellenentum, das einst der Welt das Philosophieren und die Wissenschaft geschenkt hatte, unmöglich der Träger jener im byzantinischen Reiche und seiner Kultur in Erscheinung getretenen Seelenhaltung sein könne, sondern daß dieser Teil der Balkanbevölkerung seine ethnische Substanz an das Slaventum verloren haben müsse. Er glaubte die Bestätigung für die vollständige Slavisierung der Nachkommen der alten Griechen während des Mittelalters in den Quellen zu finden. So hat Fallmerayer den immer wieder zitierten Satz ausgesprochen, daß in den Adern der heutigen Griechen „kein Tropfen hellenischen Blutes mehr fließe" – eine verhängnisvolle Übertreibung, die er zwar selber im Laufe seiner weiteren schriftstellerischen Tätigkeit erheblich abmilderte, aber mit dem Eigensinn des „Entdeckers" niemals völlig preisgab, obwohl sie ihm die allerhöchste Ungnade des griechenbegeisterten Königs Ludwig I.*, des Vaters des ersten Königs der Hellenen nach ihrer Befreiung, und die Gegnerschaft so verdienter Zeitgenossen wie F. W. Thiersch und L. Ross eintrug. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß die Versteifung Fallmerayers auf seine Anschauung nicht zuletzt auf den Widerspruch zurückzuführen ist, den er dem oberflächlichen und der gesunden Entwicklung einer neuhellenischen Kultur so abträglichen Philhellenismus jener Jahre schuldig zu sein glaubte; redete man sich doch in romantischem Überschwang und in völliger Ignorierung der

während des Mittelalters über die ganze Balkanhalbinsel hinweggebrausten Völkerstürme damals ein, die Griechen des 19. Jahrhunderts seien die von dieser Völkerflut unberührt gebliebenen Enkel des Perikles und Thukydides.

Fallmerayers Theorie von der vollständigen Slavisierung des griechischen Volkselementes auf dem Balkan ist inzwischen, nicht zuletzt von deutschen Gelehrten, längst auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden. In Griechenland jedoch blieb Fallmerayers Name bis auf den heutigen Tag verfemt. Es ist nicht der einzige Irrtum, den die durch ihn angeregte Forschung des balkanischen Mittelalters diesem kühnen Pionier auf historischem Neuland und konstruktionsfreudigen Politiker im Laufe eines Jahrhunderts emsiger Einzelforschung nachweisen mußte; das hindert aber nicht, die Weitsicht und Treffsicherheit seines universalgeschichtlichen Urteils auch heute noch zu bewundern. Mancher wird heute mit Bewegung in seinen Schriften die prophetischen Sätze von dem lebensgesetzlichen Drang der im „Moskowitertum" verkörperten slavischen Vormacht nach dem Balkan und der sich daraus ergebenden, schließlich auch machtpolitischen Teilung Europas in zwei geistig getrennte Lager zur Kenntnis nehmen. Das war für jene Zeit, als die Türkei noch einen achtungsgebietenden Machtfaktor auf der Balkanhalbinsel darstellte, und Österreich noch seine vermittelnde Rolle im europäischen Völkerkonzert spielte, eine wahrhaft kühne Vision.

Literatur

Die vorstehende Biographie Fallmerayers ist zuerst als Nachwort zur Neuausgabe seiner Schrift: „Hagion Oros oder der Heilige Berg Athos", Thomas Morus Presse, Herderverlag Wien (1949) 127–134 erschienen und wird hier mit einigen Zusätzen wiedergegeben.

Schriften: J. Ph. F., Schriften und Tagebücher, hrsg. von H. Feigl und E. Molden, München und Leipzig 1913 (2 Bde.).

Bibliographie (mit Biographie): W. Krag in: Der Schlern (Bozen), Mai 1921, S. 162/5.

Nekrologe und Würdigungen: I. Döllinger in: Sitzungsberichte der Bayer. Akad. d. Wiss. 1861, II, S. 188–191; L. Steub in ADB 6 (1877) 558–566; H. Seidler, J. Ph. Fallmerayers geistige Entwicklung: Abhandlungen Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl., N. F. 26 (1947); derselbe, Fallmerayer und Österreich, in: Südostdeutsches Archiv 1 (1958) 133–140; weitere Literatur über F.: E. Gerland, Das Studium der byz. Geschichte vom Humanismus bis zur Jetztzeit (Athen 1934) 45, A. 62.

Karl Krumbacher

Karl Krumbacher* steht mit vollem Rechte in unserer Vorstellung nicht nur als Begründer einer neuen wissenschaftlichen Disziplin im Rahmen der Universität München, sondern auch als der Organisator und führende Geist bei der Mündigkeitserhebung der Byzantinistik zu einem selbständigen und

geschlossenen internationalen Forschungszweig, indem er ihr auch das institutionelle Rüstzeug mitgab, um als Aufgabe der Forschung und der Lehre in Zukunft bestehen und sich entwickeln zu können. Diese Erfolge sind ihm nicht in den Schoß gefallen. Sein Leben war ein Kampf; er mußte erfahren, welche Widerstände derjenige zu überwinden hat, der es unternimmt, einem neuen Forschungszweig innerhalb der ausgefahrenen Geleise des akademischen Unterrichtsplans eine Bahn zu öffnen und gegen Vorurteile zu kämpfen, die ebenso ehrwürdig wie irrig sind. Nur ein Mann von der Zähigkeit und Unbeirrbarkeit des schwäbischen Bauernsohnes Krumbacher konnte es fertigbringen, all die Hindernisse zu überwinden und eine neue Wissenschaft in die Forschung und in die Systematik des Universitätsunterrichts einzuführen. Diesen Erfolg mußte er freilich mit einem allzu frühen Tode bezahlen; geboren am 23. September 1956, ist er, erst 53jährig, am 12. Dezember 1909 von uns gegangen.

Karl Krumbacher war der Sohn einer kinderreichen Familie. Da es in Kürnach keine Schule gab, kaufte sein Vater in Kempten ein Haus, von wo aus die Kinder nun Volksschule und Gymnasium besuchten. Von seiner Gymnasialzeit sprach er nicht gerne. „Arm an Kenntnissen, reich an Begeisterung" zog er 1875 an die Universität München, um Klassische Philologie zu studieren und sich später dem Lehrberuf zu widmen. Der Wissensdurstige stürzte sich sogleich auf alle möglichen Fächer. Was aber letzten Endes seine spätere Forschungsrichtung bestimmte, war der Verkehr mit den griechischen Studenten, welche damals unter dem Gesetz einer noch von F. W. Thiersch her fortwirkenden geistigen Verbindung zwischen Griechenland und München hier ihre Studien betrieben; zu ihnen führte den jungen Studenten eine innere Neigung, welche aus der Lektüre eines Heftchens über den griechischen Freiheitskampf stammte, die dem Gymnasiasten mehr zufällig in die Hände gefallen war. Drei damals in München weilende Griechen, der griechische Folklorist Nikolaos Politis, der Dichter Provelengios und der Maler Jakovidis, zählten zu Krumbachers griechischen Studienfreunden. 1876 begab er sich nach Leipzig, wo er sich bei Georg Curtius und Karl Brugmann die solide sprachwissenschaftliche Basis für seine späteren Arbeiten holte. 1879 nach München zurückgekehrt, fand seine Neigung Nahrung an den Studien von Wilhelm Christ, der in seinen Carmina Christiana die mittelalterliche griechische Kirchen-Poesie veröffentlichte, darunter auch Dichtungen des Romanos aus dem 6. Jahrhundert; diesem sollte später ein erheblicher Teil der Arbeit Krumbachers gehören. 1879 legte er das Staatsexamen ab und fand sogleich am Ludwigsgymnasium in München Verwendung. Dort wirkte er bis 1892. 1883 hatte er mit einer Arbeit über das griechische Gesprächsbuch des Pseudo-Dositheos promoviert, 1884 sich für

das Fach der mittel- und neugriechischen Philologie habilitiert, das es bis dahin noch nirgends gab. Sein wissenschaftliches Ziel stand ihm fest: es galt nun durch eine hervorstechende Leistung die Berechtigung des von ihm gewählten Faches, von dessen selbständiger Bedeutung er überzeugt war, zu erweisen. Dazu trat das Angebot, im Rahmen des von seinem Lehrer Christ geleiteten Handbuchs der klassischen Philologie als eine Art Appendix die Geschichte der byzantinischen Literatur zu schreiben, die er bisher schon neben der griechischen Paläographie in seinen Vorlesungen lehrte. Inzwischen wurde ihm ein Reisestipendium verliehen, das ihn nach Griechenland, über Rhodos, Pergamon, Konstantinopel, Samos und Patmos führte, auf welch letzterer Insel er die beiden dort liegenden Haupthandschriften für die Kontakia des Romanos in eifriger Arbeit kopierte. Nicht die Antike war es, was ihn in Griechenland interessierte, wenn er auch natürlich an ihren Denkmälern nicht blind vorbeiging, sondern die lebendige Griechenwelt, ihre Sprache, ihre Sprichwörter, ihre Bräuche. Nach seiner Rückkehr ging die mühselige Doppelarbeit als Schulmann und als Universitätsdozent weiter, und in diesen Jahren hat er sein Hauptwerk, die Geschichte der byzantinischen Literatur, geschaffen, die 1891 erschien. Das Buch machte Krumbacher mit einem Schlage berühmt, so daß er 1892 zum a. o. Professor an der Universität ernannt wurde, nachdem ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften schon 1890 zu ihrem außerordentlichen, später ordentlichen Mitglied gewählt hatte. Krumbacher ruhte nicht. Wenn die Byzantinistik ein lebensfähiges Forschungsgebiet sein sollte, so mußte ihre Methode und ihre Problematik in einem Seminar gepflegt und es mußten ihre Fragen in einem besonderen wissenschaftlichen Organ diskutiert werden. Von dem Verlag B. G. Teubner in Leipzig verständnisvoll unterstützt, konnte K. Krumbacher 1892 die Byzantinische Zeitschrift gründen und zielbewußt auf die Schaffung eines Seminars für mittel- und neugriechische Philologie hinwirken. Nach größten Schwierigkeiten, die es dabei im bayerischen Parlament zu überwinden gab, war es endlich 1896 so weit: in diesem Jahre wurde der Lehrstuhl für mittel- und neugriechische Philologie errichtet und 1897 war das Seminar begründet. Im selben Jahre erschien auch die zweite, stark vermehrte, um die Geschichte der geistlichen byzantinischen Literatur von A. Ehrhard sowie um eine byzantinische Geschichte von Heinrich Gelzer vergrößerte Auflage der Geschichte der byzantinischen Literatur. Damit hat Krumbacher ein Hilfsmittel unserer Wissenschaft geschaffen, das, wiewohl natürlich nach 60 Jahren in manchen Teilen überholt, auf vielen Gebieten noch unsere Bibel ist. Das Seminar wurde allmählich zum Sammelpunkt in- und ausländischer Schüler, welche die Bedeutung der neuen Disziplin erkannten. Insbesondere die ausländischen Schüler, vor allem diejenigen vom Balkan, den

ja im Mittelalter die gemeinsame byzantinische Kultur umfaßte, erreichten es in ihren Heimatstaaten alsbald, daß dort Professuren für das neue Fach geschaffen wurden; es sei erinnert an Bees und Amantos in Athen, an Anastasievič in Belgrad, an S. G. MERCATI in Rom, an Darkó in Debrecen, an Bănescu in Bukarest. K. Krumbacher wurde von der Bayer. Akademie der Wissenschaften zu zahlreichen internationalen Kongressen abgeordnet. Dort setzte er u. a. durch, daß sein Plan eines Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters die Billigung des internationalen Verbandes der Akademien fand und seine Durchführung den Akademien von München und Wien übertragen wurde. Seine Beschäftigung mit der Ausstrahlung der byzantinischen Kultur hatte Krumbacher zu der Erkenntnis geführt, wie sehr die slavische Welt Byzanz verpflichtet sei und welche Bedeutung Byzanz als Lehrmeister des europäischen Ostens, besonders auch Rußlands, zukomme. Mit 40 Jahren begann er deshalb noch eifrig Russisch zu lernen und lehrte in seinen letzten Lebensjahren an unserer Universität erstmals russische Grammatik. Mit einem Aufsatz „Die Kulturwelt der Slaven", den er 1908 in der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik veröffentlichte, eröffnete er den Feldzug für die Errichtung einer Professur für Slavistik an unserer Universität, der schließlich zur Gründung des Lehrstuhles im Jahre 1911 und zur Gründung des slavistischen Seminars führte. Beides durfte er nicht mehr erleben, da er am 12. Dezember 1909 unerwartet einem Schlaganfall erlag, der ihn traf, als er sich eben zur Vorlesung begeben wollte.

Wenn man diese erstaunlichen Erfolge Krumbachers auf dem Gebiete der Wissenschaft überblickt, ist es doch unerläßlich, das Bild des Menschen Krumbacher danebenzuhalten, um einen Begriff von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Leider bin ich nicht selbst noch zu seinen Füßen gesessen und muß mich auf Schilderungen seiner Schüler stützen. Danach war Krumbacher ein auch äußerlich stattlicher Mann, immer auf seine Erscheinung bedacht, lebhaft und keineswegs nach Professorenart in sich versunken über die Straße gehend, sondern stets den Blick interessiert auf seine Umgebung gerichtet. Seine Interessen waren vielseitig; als Student hatte er bei seinem schon erwähnten Freunde Jakovidis Malen gelernt, was er gelegentlich praktizierte, später freilich aufgeben mußte; unser Institut besitzt ein Mädchenbildnis von ihm. Krumbacher war ein guter Gesellschafter, der interessant von seinen Reisen zu erzählen wußte. Besonders lebhaften Umgang pflog er mit seinen Universitätskollegen, voran OTTO CRUSIUS*, mit LUDWIG TRAUBE*, sodann mit Paul Heyse und Franz Lenbach. Eigenartig ist Krumbachers Vorliebe für den Verkehr in Adelskreisen; bei Graf Törring und der bayerischen Prinzessin Therese war er ein häufiger und gerne gesehener Gast. Da-

bei verschmähte er alles Pathetische und Phrasenhafte. Er liebte, wie er zuweilen selbst sagt, das Konkrete, Faßbare, dieses aber suchte er dann bis in die letzte Tiefe hinein zu verstehen. So hatte er von Jugend auf einen Hang zur Natur und von seiner bäuerlichen Abkunft her eine Neigung zum volkstümlich Unmittelbaren, die sich auch auf die Wahl seiner Spezialstudien auswirkte. Es machte ihm Freude, so derbe volkstümliche griechische Literatur zu veröffentlichen wie den Weiberspiegel, und diese seine Neigung ist auch der Ausgangspunkt seines Eintretens für die griechische Volkssprache, der gegenüber der künstlich am Leben gehaltenen und gehegten sogenannten Reinsprache seine Liebe gehörte. Seine Schätzung des Praktischen, Lebensnahen illustriert sehr schön ein Erlebnis, das Houston Stewart Chamberlain nach seinem Buche „Lebenswege meines Denkens" mit Krumbacher hatte. Krumbacher hatte eben Chamberlains, „Grundlagen" nicht eben sehr freundlich besprochen, so daß sich das Zusammentreffen beider in einer Münchener Gesellschaft zunächst recht frostig anließ. Plötzlich erlosch in dem Hause das dort erst vor kurzem installierte elektrische Licht. Bei allgemeiner Ratlosigkeit erbot sich Chamberlain den Schaden zu beheben, und es gelang ihm auch in kürzester Zeit; der Kurzschluß wiederholte sich und Chamberlain stellte nochmals sogleich die Beleuchtung wieder her. Chamberlain schildert nun, welch gewaltigen Eindruck dies auf Krumbacher machte und daß Krumbacher ihm auf dem Heimweg, den sie Arm in Arm zurücklegten, versichert habe, wenn er diese Fähigkeiten Chamberlains gekannt hätte, wäre seine Besprechung der Grundlagen anders ausgefallen. Dies dürfte freilich nur die höfliche Schlußfloskel einer geistvollen Unterhaltung gewesen sein. Denn Krumbacher war ein unbestechlicher Kritiker. Um so schwerer mußte es ihn treffen, daß er wegen seines Eintretens für die griechische Volkssprache, das selbstverständlich auf rein wissenschaftlichen und literarischen Erwägungen beruhte und das Fazit aus einer reichen Erfahrung war, von griechischer Seite heftig angegriffen und schließlich bezichtigt wurde, durch russisches Geld bestochen zu sein.

Als akademischer Lehrer bewährte sich Krumbacher vor allem in seinen Seminarübungen, wo er von seinen Schülern bei der Behandlung der byzantinischen Texte peinliche Berücksichtigung der Überlieferung, möglichst Nachprüfung der Lesungen an der Handschrift und kritische Untersuchung aller Zweifelsfragen verlangte. Krumbacher legte keinen Wert darauf, vor seinen Hörern ein Brillantfeuerwerk der Redekunst zu entwickeln; seine Vorlesungen pflegte er im Plauderton zu halten. In der Arbeit war er ein Muster unbeugsamer Energie. Wer weiß, was es bedeutet, auf der einen Seite gewissenhaft ein Staatsamt auszuüben, welches dem jungen aber unbemittelten Gelehrten den Unterhalt gewährt, auf der anderen Seite als Universitätsdozent

Vorlesungen zu halten und wissenschaftlich zu produzieren, für den scheint die Leistung, welche Krumbacher während der Zeit seiner Verwendung im Gymnasialdienst durch seine „Geschichte der byzantinischen Litteratur" vollbrachte, geradezu übermenschlich zu sein. Es kam in der Tat vor, daß ihn seine Schüler, wenn sie in früher Morgenstunde vergnügten Sinnes von der Kneipe heimkehrten und beim Vorbeigehen an seiner Wohnung in der Amalienstraße in seinem Zimmer noch Licht bemerkten, dort arbeitend vorfanden, einen mit einem Reizmittel getränkten Wattebausch vor dem Mund und die Füße in kaltem Wasser stehend.

Von kaum geringerer Bedeutung für die Festigung und Förderung der von K. Krumbacher neu ins Leben gerufenen Wissenschaft war die von ihm geschaffene Byzantinische Zeitschrift. Er hat sie zu dem periodischen wissenschaftlichen Organ der jungen Disziplin gemacht, indem er ihr nicht nur die zeitbeständige Form gab, sondern von vornherein ihre Wirksamkeit auf internationale Zusammenarbeit abstellte. In ihrem I. Teil bringt die Zeitschrift Originalartikel von Gelehrten aus aller Welt in fünf Sprachen, die zur Wahl stehen, in der II. Abteilung werden Neuerscheinungen ausführlich besprochen und in der III. Abteilung bietet die Zeitschrift eine möglichste Vollständigkeit erstrebende internationale Bibliographie des Faches in systematischer Ordnung mit kritischen Bemerkungen. Für diese Ordnung hat Krumbacher das Einteilungsschema geschaffen und es hat sich bis heute so gut bewährt, daß es nur in unwesentlichen Punkten geändert zu werden brauchte, wenn freilich auch aus den etwa 250 Veröffentlichungen, welche Krumbacher im ersten Bande 1892 in der Bibliographie anzeigte, 2500 im Jahre 1956 geworden sind, das heißt also das Zehnfache. Schon 1894 hat die russische Byzantinistik in dem von ihr herausgegebenen Vizantijskij Vremennik ein zweites Organ für das Fach ins Leben gerufen – es ist in der Einteilung und Anordnung der Byzantinischen Zeitschrift nachgebildet. Inzwischen hat die Byzantinische Zeitschrift etwa ein Dutzend Schwestern bekommen, d. h. solche Zeitschriften, welche ausschließlich oder so gut wie ausschließlich byzantinischen Gegenständen gewidmet sind; dazu kommen weitere Zeitschriften, welche heute der Behandlung byzantinischer Themen gelegentlich ihre Spalten öffnen. Auch später noch haben andere Organe, besonders in den Notzeiten, in welchen die Byzantinische Zeitschrift infolge der verlorenen Kriege vorübergehend ihr Erscheinen einstellen mußte, versucht, insbesondere deren Bibliographie nachzuahmen, doch hat sich die Bibliographie der Byzantinischen Zeitschrift ihr altes Ansehen zu bewahren gewußt, was sich u. a. darin äußert, daß ihr der IX. Internationale Byzantinistenkongreß in Thessalonike 1953 offiziell die Führung der laufenden internationalen Bibliographie des Faches übertrug.

Die dritte Schöpfung, welche uns berechtigt, Krumbacher als Gelehrten von bleibender Bedeutung zu feiern, ist sein mittel- und neugriechisches Seminar. Wie schon angedeutet, wurde dieses Institut die Pflanzstätte nicht nur für die deutschen Studenten, welche alsbald in erheblicher Zahl dem neuen Fache zuströmten, sondern auch für eine große Zahl von ausländischen Studierenden, welche dann das neue Fach auf ihren Hochschulen heimisch machten. Gibt es doch kaum ein Land in Europa, mit dem Byzanz nicht in offizielle oder private Verbindung getreten wäre und hat man doch bald allenthalben erkannt, wie wichtig der Einschlag byzantinischen Geistes, byzantinischer politischer Ideen, byzantinischen Rechtes und byzantinischen Handels in der Welt gewesen ist. Hier in seinem Seminar suchte nun Krumbacher die von überallher zusammenströmenden Studierenden mit den besonderen Methoden, insbesondere mit den besonderen sprachlichen Verhältnissen vertraut zu machen, welche das Studium der byzantinischen Texte erfordert, zugleich auch mit der Fertigkeit, griechische Handschriften zu lesen. Hier in diesem Seminar sind dann auch in dem verhältnismäßig kleinen Kreise dieser byzantinistischen Sonderlinge jene Freundschaften fürs Leben geschlossen worden, welche später über allen Völkerhaß der Kriege und nationalistischen Rivalitäten hinübergereicht und jene unanimitas byzantinistarum hervorgebracht hat, in welcher noch heute die Byzantinisten ihre internationalen Kongresse begehen, als letzten den XI. in München 1958.

Solches Beispiel, wie es der Heros Ktistes Krumbacher seinen Nachkommen gegeben hat, verpflichtet. Manches hat sich in der heutigen Byzantinistik geändert. Insbesondere hat sich das Interesse von der Literatur und von der Editionsphilologie, welche noch unter dem zweiten Inhaber des Lehrstuhls, August Heisenberg, eine Haupttätigkeit des Seminars waren, auf die Geschichte und Kulturgeschichte verlagert. Es gibt nicht mehr allzuviele Texte, welche herauszugeben es sich lohnt – abgesehen von Neuausgaben einer Reihe wichtiger Autoren, welche als Lebensaufgaben sich schon in den Händen eifriger Forscher befinden. Die Bedeutung des Seminars als Pflanzstätte der methodischen Bearbeitung auch geschichtlicher Fragen hat dieserhalb nichts an ihrer Bedeutung eingebüßt; denn der Byzantinist muß angesichts der Fragwürdigkeit der vorhandenen Texte stets in der Lage sein, seine Quellengrundlage mit philologischer Akribie zu prüfen, unter Umständen unter Heranziehung der handschriftlichen Grundlage. Hinsichtlich des Sprachlichen haben sich inzwischen zahlreiche neue Erkenntnisse ergeben; die Untersuchung der sprachlichen Entwicklung in Griechenland hat sich inzwischen auf die Dialektforschung ausgedehnt und auch für die Gemeinsprache wichtige Erkenntnisse zutage gefördert, welche heute bei Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse eines Textes berücksichtigt werden müs-

sen. Sekundärquellen wie die Urkunden, die Münzen und die Inschriften sind seit Krumbacher neben die literarisch überlieferten Quellen getreten und erfordern heute stärkste Berücksichtigung, wenn wir uns eine Vorstellung von den byzantinischen Verhältnissen machen wollen. Die Problematik hat sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens in Byzanz verfeinert und erheischt die Beherrschung mehrerer Zweige der Gesamtbyzantinistik für die Bearbeitung eines Gegenstandes. Dies bedeutet, daß die byzantinische Literatur, zu Zeiten Krumbachers noch der alles beherrschende Mittelpunkt des Faches, heute zwar nicht in die Rolle einer Hilfswissenschaft, aber als Hauptanliegen des Faches etwas in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Fragen der Beziehungen von Byzanz zu den anderen Staaten und Völkern des Mittelalters, die geistigen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen, stehen mehr als früher im Mittelpunkt des Interesses und diese Entwicklung hat die erfreuliche Folge, daß auch Nachbarwissenschaften, voran die Geschichtswissenschaft, die bisher ungerne über die nationalen Grenzen hinausgeblickt hat, sich für diese Zusammenhänge zu interessieren beginnt. Wir sehen in dieser Entwicklung kein Abweichen von der von K. Krumbacher begründeten Richtung, sondern eine natürliche, der allgemeinen Tendenz des Fortschrittes der Wissenschaft angepaßte Entwicklung. Was wichtig ist, ist die Tatsache, daß die neue Byzantinistengeneration seinen Grundsätzen äußerster Gewissenhaftigkeit, strengster und unbestechlicher Kritik und Abwehr jeglicher Einseitigkeit allzeit treu zu folgen entschlossen ist. Mit dem Blick auf die großen und umfassenden Aufgaben der Forschung soll Krumbachers großes Werk fortgesetzt werden, sei es in der Bemühung um ein an sich kleines Problem, das jedoch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und mit größter Akribie und Sauberkeit der Methode gelöst werden soll, sei es in der Sicht der weltweiten Wirkungen der byzantinischen Kulturwelt, deren geschichtliche Bedeutung Krumbacher erkannte, deren Erforschung er aber einem nachfolgenden Geschlecht überließ.

Literatur

Vortrag, gehalten am 15. XII. 1956, anläßlich der Feier des 100jährigen Geburtstags K. Krumbachers in der Universität München im Rahmen eines Zyklus von Vorträgen über geistig führende Persönlichkeiten unserer Alma Mater. Dieser Vortrag ist in nahezu gleicher Form abgedruckt in: Χάλικες. Festgabe für die Teilnehmer am XI. Intern. Byzantinistenkongreß, München 15.–20. September 1958 (München 1958) 123–135.

Bibliographie K. Krumbachers: Verzeichnis der Schriften von Karl Krumbacher (1880 bis 1909), in: Byz. Zeitschrift 19 (1910) 700–708.

Nekrologe: E. Kuhn in: Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Philos.-philol. und hist. Kl. 1910, S. 18–25; weitere Nekrologe: Byz. Zeitschrift 19 (1910) III–VI; in diesem Bande der Zeitschrift (wie in den folgenden) sind weitere Nekrologe auf K. Krumbacher verzeichnet, jeweils in der Bibliographie unter „2 B. Gelehrtengeschichte“,

z. B. Byz. Zeitschrift 19 (1910) 204/5; 581/2; 20 (1911) 298; 560. Eine Würdigung der Persönlichkeit: A. Heisenberg, in: Allgäuer Geschichtsfreund, N. F. 24 (1925) 1–26.
Das Byzantinische Institut bewahrt ein gemaltes Porträt K. Krumbachers.

August Heisenberg

Von ganz anderer Art als Karl Krumbacher war sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Byzantinistik in München: August Heisenberg*. Eine heitere, stets frohgelaunte Natur, die in einem glücklichen Familienleben, in der Mitteilsamkeit des Lehrers und in der Freude am Unterrichten, zu dem er eine spezielle Begabung sein eigen wußte, die Erfüllung ihres Lebens sah. Heisenberg war am 13. November 1869 in Osnabrück als Sohn kinderreicher Eltern geboren. Nach dem Besuch des Ratsgymnasiums seiner Vaterstadt zog er 1886 an die Universität Marburg, wo er nach einigem Schwanken unter dem Einfluß Harnacks sich für das Studium der Philologie entschied. 1889 erlangte er von seinen Eltern die Erlaubnis, in München weiterzustudieren; hier waren R. Schöll und J. Bernays seine Lehrer; aber eine übermütige Laune war es, die ihn demjenigen Fache zuführte, welches dann seine ganze weitere Tätigkeit ausfüllen sollte: der Byzantinistik. Ein junger Privatdozent namens Karl Krumbacher hatte „Rhodische Liebeslieder" als zweistündige Vorlesung am Schwarzen Brett angekündigt und ein Stück Wißbegier, ein Stück Romantik und ein Stück studentischen Übermuts bestimmten Heisenberg, sich der kleinen Gruppe anzuschließen, welche sich um den kühnen Bannerträger einer neuen Wissenschaft geschart hatte. In diesem Kreise zeigte der junge Philologe alsbald ein lebhaftes Interesse für die späte Geschichte der griechischen Sprache, in welcher die Verse der Rhodischen Lieder geschrieben waren: Heisenberg lernte Neugriechisch. Er erwarb nach einem Zwischensemester in Leipzig die bayerische Staatsangehörigkeit, um hier seine Staatsprüfung abzulegen. Als „Assistent" kam er 1893 nach Landau in der Pfalz, 1894/95 zurück nach München an das Maximiliansgymnasium, welches damals sein späterer Schwiegervater Nikolaus Wecklein leitete. 1897 wurde Heisenberg nun als „Studienlehrer" nach Lindau am Bodensee versetzt. Wie sehr er auch hier, wie überall, durch seine lebhafte und lebendige Art des Unterrichts das Herz seiner „Buben" trotz strenger Anforderungen gewann, zeigte sich bei der Feier seines 60. Geburtstages, als in der Presse Bayerns zahlreiche freundliche Erinnerungen ehemaliger Schüler an ihren Lehrer Heisenberg erschienen. Seiner Neigung zur Wissenschaft – nun schon bestimmter: zur Byzantinistik – geschah durch die Hingabe an sein Lehramt kein Abbruch. Vom Bayerischen Staat durch Reisestipendien gefördert, besuchte Heisenberg 1898 Italien und 1899 Griechenland, wo er auch

sechs Wochen auf der Insel Skyros zwecks sprachlicher Studien zubrachte. 1901 ließ er sich an das Alte Gymnasium in Würzburg versetzen, um sich an der dortigen Universität für mittel- und neugriechische Philologie habilitieren zu können. Eine harte Zeit der Doppelarbeit zugleich an der höheren Schule und im Dienste der Wissenschaft folgte. Damals erschienen seine „Studien zu Georgios Akropolites" (als Habilitationsschrift) (1900), nachdem er sich schon 1896 mit seiner Ausgabe der Selbstbiographie und der Gedichte des Nikephoros Blemmydes als Herausgeber byzantinischer Texte ausgewiesen hatte. 1903 folgte die Ausgabe des Georgios Akropolites und die Legende des Kaisers Johannes Dukas Vatatzes und 1907 – als besondere Frucht seiner Bibliotheksreise in Italien, wo er in der Ambrosiana in Mailand die Schriften des Nikolaos Mesarites entdeckt hatte – die Ausgabe eines Teiles dieser Schriften mit der Schilderung der Apostelkirche und ihres Freskenschmuckes. Von dem Ausgangspunkt Mesarites aus ist ihm auch das Problem zugeflossen, welches er in seinem Hauptwerk, dem zweibändigen Werk über die „Grabes- und Apostelkirche" (1908), behandelte. Mit der Untersuchung der Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Grabeskirche in Jerusalem, welche er dort, ausgehend von Quellentexten, untersuchte, betrat Heisenberg das Gebiet der byzantinischen Kunstgeschichte, welcher er auch später noch wichtige Beiträge widmen sollte.

Im Jahre 1910 nahm die beschwerliche Ausübung des Doppelberufs ein unerwartetes Ende. Nachdem K. Krumbacher, erst 53jährig, am 12. Dezember 1909 gestorben war, wurde Heisenberg im Januar 1910 auf den 1897 errichteten, bis dahin einzigen Lehrstuhl der Byzantinistik als Vorstand des 1899 nach harten Kämpfen errichteten Seminars für mittel- und neugriechische Philologie berufen. Zugleich übernahm er, zunächst zusammen mit Paul Marc, die Redaktion des – ebenfalls von K. Krumbacher im Jahre 1892 ins Leben gerufenen – internationalen Organs der Byzantinistik, der Byzantinischen Zeitschrift. Der Tradition K.Krumbachers bis in den zeitlichen Ansatz der Übungen des Seminars getreu (Mittwoch 11–13 Uhr), pflegte nun Heisenberg das Gesamtgebiet der Byzantinistik einschließlich der griechischen Paläographie, mit der Einbeziehung der byzantinischen Kunstwissenschaft über K. Krumbacher hinausgehend. Das Seminar blieb der Sammelpunkt in- und ausländischer Jünger der jungen byzantinischen Wissenschaft, eine wahre Pflanzstätte strenger wissenschaftlicher Methode und vielseitiger Anregung. In dem vorerst noch beschränkten Kreise seiner Schüler, die er durch sein Vorbild zu unerbittlicher Pflichterfüllung, zu schärfster Selbstkontrolle und zu peinlicher Genauigkeit erzog, waltete er mit lebhafter Anteilnahme für das wissenschaftliche Anliegen und dabei mit tiefem menschlichen Verständnis für die persönlichen Schicksale jedes

einzelnen wie ein gütiger Vater. Da K. Krumbacher seine reiche Bibliothek dem Seminar zum Vermächtnis gemacht hatte, konnte das Seminar nicht nur als unvergleichlich bequemes Arbeitsinstrument für die Studierenden, sondern auch als Forschungsinstitut für in- und ausländische Gelehrte dienen, mit welch letzteren sich aus der Arbeit an der Redaktion der Byzantinischen Zeitschrift und deren periodischer Halbjahresbibliographie zahlreiche freundliche Verbindungen ergaben.

1911 würdigte die Bayerische Akademie der Wissenschaften seine wissenschaftlichen Verdienste durch Aufnahme in die Reihen ihrer Mitglieder und Übertragung des Vorsitzes in der Kommission für das Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit.

Nachdem Heisenberg sein zweites Hauptwerk, die Veröffentlichung der byzantinischen Papyri der Bayerischen Staatsbibliothek (zusammen mit L. Wenger) herausgebracht hatte (1911), unterbrach der erste Weltkrieg 1914 jäh die stille Arbeit. Heisenberg rückte als Hauptmann der Landwehr, damit seiner Wehrpflicht genügend, zum Heeresdienste ein. In den Jahren 1916/18 wurde er dem Griechenlager Görlitz zugeteilt, wo er die einzigartige Gelegenheit hatte, Griechen aus allen Gauen in der damals in Görlitz untergebrachten 4. griechischen Division beisammen zu finden; er nützte diese Gelegenheit durch phonographische Aufnahmen der verschiedenen griechischen Dialekte mit phonetischen Aufzeichnungen (auch mit Musikproben). Heisenbergs Festrede in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1918: „Dialekte und Umgangssprache im Neugriechischen" ist eine der Früchte dieser mühevollen Arbeit. Im Gegensatz zu K. Krumbacher, der in der griechischen „Volkssprache" (Dimotiki) die „natürliche" Weiterentwicklung der griechischen Gegenwartssprache sah, war Heisenberg, bei allem Verständnis und bei aller gründlichen Kenntnis der Volkssprache, ein Verteidiger der Weiterentwicklung der sogenannten „Reinsprache" (Katharevusa).

Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Weltkrieges stürzte sich Heisenberg in die Arbeit, die ihm allein Aussicht auf eine Wiedererhebung seines Vaterlandes zu eröffnen schien. Es bewährte sich dabei sein unverwüstlicher Optimismus. Im Seminar fanden sich bald wieder alte und neue Schüler ein und die Arbeit konnte ihren Fortgang nehmen. Schwieriger gestaltete sich die Erneuerung der Byzantinischen Zeitschrift, welche mit dem 22. Bande (1913) ihr Erscheinen hatte einstellen müssen. Es gelang jedoch Heisenbergs gewinnender Persönlichkeit, die vielfach zerrissenen Bande wieder zu knüpfen und schon im Jahre 1919 den Band 23 erscheinen zu lassen. Weitergehende Hoffnungen machte zunächst die Inflation zunichte; erst 1924 konnte Heisenberg mit Hilfe ausländischer Freunde und der Not-

gemeinschaft der Deutschen Wissenschaft den Band 24 herausbringen; mit ihm war das regelmäßige Weitererscheinen der Zeitschrift gesichert. Heisenberg war mit Recht auf diesen Erfolg seines Wirkens besonders stolz und hat das auch gelegentlich ausgesprochen.

Die Jahre nach 1918 brachten eine Reihe von wichtigen Untersuchungen, insbesondere zur Geschichte des 13. Jahrhunderts; „Aus der Geschichte und Literatur der Palaiologenzeit" (1920); „Neue Quellen zur Geschichte des lateinischen Kaisertums und der Kirchenunion", drei Teile (1922/23) (wichtige neue Texte mit eingehenden Erläuterungen); „Zu den armenisch-byzantinischen Beziehungen am Anfang des 13. Jahrhunderts" (1929), aber auch eine Reihe von Werken und Aufsätzen, welche die Weite seines Gesichtskreises und seine Fähigkeit zu solider Synthese erkennen lassen. Es können hier nur einige Beispiele angeführt werden: „Neugriechenland" (1919), eine liebenswürdige Darstellung der Verhältnisse des Landes, dem Heisenbergs Neigung gehörte (er war 1913 Mitbegründer der Deutsch-griechischen Gesellschaft und dann lange Jahre Vorstand des Münchener Zweigs derselben gewesen); „Die Liquida ρ im Dialekt von Samothrake" (1921); „Ikonographische Studien" (zum lateranensischen Sarkophag N. 174 – eine Untersuchung im Zusammenhang mit den Studien zur Grabeskirche in Jerusalem); „Die Modestoslegende des Mesarites" (1922); ein souverän zusammenfassender Abschnitt in dem Sammelwerk Kultur der Gegenwart II, Abt. IV, 1: „Staat und Gesellschaft des byzantinischen Reiches" (1923); „Das Problem der Renaissance in Byzanz" (1925); „Das Kreuzreliquiar der Reichenau" (1926); „Ein angeblicher byzantinischer Roman" (1926); „Über den Ursprung der illustrierten Chronik des Manasses" (1928); „Das byzantinische Reich" (in der Propyläenweltgeschichte II) (1932). Dazu kommen zahlreiche Besprechungen von Werken aus allen Teilgebieten der Byzantinistik, deren wissenschaftlicher Wert zumeist demjenigen seiner selbständigen Arbeiten gleichkommt; sie sind in dem 231 Nummern umfassenden Verzeichnis der Schriften Heisenbergs in dem Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Philologie 241 B (1933) Seite 43–55 aufgezählt.

Heisenberg predigte nicht nur die Arbeit als Lebenselixier für andere, sondern war selbst ein rastloser Arbeiter. Er konnte nicht verstehen, wenn schwächeren Naturen, als er eine war, einmal der Atem ausging. Als ich einmal, selbst durch die Doppelarbeit als Bibliothekar und als Universitätsdozent überbürdet und von der Grippe überfallen, mich bei ihm entschuldigte, daß ich dem Seminar, wo ich nebenbei auch einige Dienste verrichtete, wegen Krankheit ein paar Tage fern bleiben müsse, traf mich ein erstaunter Blick und die Frage: „Krank? Das gibt es aber doch eigentlich nicht!"

Die Anerkennung für diese rastlose, aber auch besonders erfolgreiche Arbeit Heisenbergs blieb nicht aus. Schon 1913 war er Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg geworden, wo er als Vertreter der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an einer Tagung der damaligen Association Internationale des Académies teilgenommen hatte. Es folgte die Wahl zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die Ernennung zum Ehrenbürger von Thessalonike und die Verleihung verschiedener Orden: des griechischen Erlöserordens, des jugoslavischen Savasordens und des bulgarischen Alexanderordens. Die glanzvollste Manifestation aber der Hochschätzung und Verehrung, welcher er bei allen Fachgenossen sich erfreute, war die Festschrift zu seinem 60. Geburtstage, zu der mehr als hundert Gelehrte aus neunzehn Ländern wertvolle Beiträge lieferten. Diese wissenschaftliche Tätigkeit Heisenbergs war begleitet von froher Geselligkeit, die er liebte, vor allem aber von einer ihn beglückenden Hingabe an seine Familie. Seine Gattin, Tochter des oben erwähnten Gymnasiarchen Nikolaus Wecklein, hatte ihm eine Tochter und zwei Söhne geschenkt. Der eine der beiden ist der weltberühmte Physiker Werner Heisenberg, der schon mit 26 Jahren durch Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnet wurde. Dieser Sohn war verständlicherweise des Vaters besonderer Stolz.

Im September 1930 reiste Heisenberg mit seiner Gattin nach Sizilien, um die dortigen ihm noch unbekannten Kunstdenkmäler kennenzulernen und sich dann zum 3. Internationalen Byzantinistenkongreß nach Athen zu begeben. In Caltanisetta hat er aus einer handelsüblichen Flasche Mineralwasser (Siphon) ahnungslos jenen verhängnisvollen Trunk zu sich genommen, welcher den Keim des Todes in sich trug. Die Verhandlungen des Athener Kongresses und die anschließenden Ausflüge machte er trotz der damit verbundenen Anstrengungen mit. Auf der Burghöhe der Märchenstadt Mistra, hoch oben im Kastell der Villehardouins, hielt er jene unvergeßliche Ansprache an Charles Diehl, in welcher er mit der ihm eigenen glänzenden Beredsamkeit die Verdienste der französischen Byzantinistik und die erfreuliche Zusammenarbeit der Byzantinisten aller Länder pries. Aber schon hatte das tückische Fieber ihn erfaßt. Seine treubesorgte Gattin brachte ihn unter großen Anstrengungen nach Hause und sein starker Körper trotzte noch drei Wochen lang dem Ansturm des typhoiden Fiebers. Dann aber machte am 22. November 1930 ein Herzschlag dem Leben des erst 61 jährigen ein unerwartetes Ende.

Zwei Charakteristika springen im wissenschaftlichen Schaffen August Heisenbergs in die Augen. Erstens die Weite seines Gesichtskreises, den er für die Beschäftigung mit der vielgestaltigen und in alle Länder der Welt

hinein wirksam gewordenen politischen und kulturellen Potenz Byzanz für unentbehrlich hielt, und zweitens die in allen seinen Arbeiten befolgte und auch im Seminar immer wieder praktizierte Methode, von einer kleinen Beobachtung, einem an sich unbedeutend erscheinenden Text ausgehend, sich vorsichtig, aber mit sicherem Griff vorwärtstastend, Gipfel der Erkenntnis von ungeahnter Weite des Ausblicks zu erklimmen. Er war sich klar, daß Fortschritte auf dem Gebiete der Byzantinistik nur erzielt werden könnten, wenn die zum großen Teil in noch unzulänglicher Bearbeitung vorliegenden Texte zunächst mit sachkundiger philologischer Kritik und auf Grund eingehender Kenntnis der griechischen Sprachgeschichte gesichert und erst dann mit dem Rüstzeug einer quellenmäßig begründeten Kenntnis der byzantinischen Geschichte, Verwaltungs- und Kirchengeschichte, der Literatur, Theologie, Liturgie und der Volkskunde der Byzantiner interpretiert würden. So war er überzeugt, daß das Gebiet der Byzantinistik vorläufig noch unteilbar sei und philologische und historische Methode zugleich erfordere; ebenso war ihm die Berücksichtigung der gesamten internationalen Forschung eine Selbstverständlichkeit und er forderte – prinzipiell – von seinen Schülern deshalb die Kenntnis wenigstens einer slavischen Sprache.

K. Krumbacher und A. Heisenberg haben der deutschen Byzantinistik in Forschungsziel und Methode die entscheidende Prägung gegeben und die zukünftige Entwicklung maßgebend bestimmt. Sie haben darüber hinaus aber auch zur Begründung byzantinistischer Studien im Ausland und zu hrem raschen Aufblühen dort in hervorragender Weise beigetragen.

Literatur

Dieser Beitrag, abgedruckt in: Χάλικες. Festgabe für die Teilnehmer am XI. Intern. Byzantinistenkongreß, München, 15.–20. Sept. 1958 (München 1958), 139–149, ist ein Auszug aus dem unten verzeichneten Nekrolog in den Jahresberichten d. klass. Altertumswiss. 241 B (1933).

Nekrolog und Bibliographie (231 Nummern) von F. Dölger, in: Jahresberichte d. Klass. Altertumswissenschaft 241 B (1933) 25–55.

Weitere Nekrologe: Byz. Zeitschrift 31 (1931) I–IV (mit Abb. seiner im Institut f. Byzantinistik aufgestellten Porträtbüste),

Weitere Nekrologe sind verzeichnet jeweils unter „2 B. Gelehrtengeschichte“ in der Byz. Zeitschrift 31 (1931) 139; 420; 32 (1932) 414.

LUDWIG TRAUBE

Von Paul Lehmann

Das Leben von LUDWIG TRAUBE* ist kurz, aber reich gewesen. Denn als er am 19. Mai 1907 in der Frühe des Pfingstsonntages, noch nicht ganz 46 Jahre alt, dem Leiden der Leukämie erlag, das er heldenhaft bekämpfte und ertrug, hatte er in der wissenschaftlichen Welt des ganzen Abendlandes und Nordamerikas ein ruhmvolles Ansehen erworben, das trotz aller Fortschritte auf den von ihm betretenen Wegen der Forschung noch heute nach mehr als einem halben Jahrhundert fortdauert, und sich als hinreißender Lehrer und edler Mensch die Verehrung und Liebe vieler in seltenem Maße errungen.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften ist von verpflichtendem Stolz darauf erfüllt, daß Traube in einem Zeitraum von kaum mehr als einem Decennium seine durch Krankheiten und schwere Schicksalsschläge bedrohte Arbeitskraft zu einem wesentlichen Teile ihr zur Verfügung gestellt hat.

Auf den Universitäten Greifswald und München keiner der eifrigen Studenten, die fleißig ihre Kolleghefte anfüllen, erweiterte der junge Traube, auf dessen Frühreife man schon während seiner Gymnasialzeit durch eine scharfsinnige Rezension aufmerksam geworden war, seinen Horizont als Freund des Theaters, guter Musik und der bildenden Künste, mit offenen Augen und Ohren für die geistige und künstlerische Welt, die Schönheit der Natur dabei niemals übersehend, vor allem aber als unermüdlicher Sammler und Leser ernster Bücher auf vielen Gebieten, namentlich von Philologie und Geschichte, so daß er bei seiner Promotion im Jahre 1883 und bei seiner in München vollzogenen Habilitation für klassische und mittelalterliche Philologie bereits ein weites Wissen, ein festes und selbständiges Urteil hatte, eigenwillig, jedoch kein Eigenbrödler, die Menschen streng, manchmal satirisch wertend, dabei sich selbstlos seinen Freunden widmend und voll von Respekt vor echter Leistung. Frühzeitig wurde THEODOR MOMMSEN auf ihn aufmerksam und der auf der Höhe seines Ruhms stehende Meister der Altertumsforschung, der unerbittlich über alte wie junge Kollegen urteilte, schenkte L. Traube zwanzig Jahre hindurch sein besonderes Vertrauen, ja seine Liebe. Dem „Eingreifen Mommsens beim Bayerischen Kul-

tusministerium" (L. Curtius) und dem Verständnis des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim war es im wesentlichen zu verdanken, daß Traube 1902 zum Ordinarius ernannt wurde. Als ich Anfang November 1903, zu Beginn meines zweiten Semesters, zum ersten Male Traube sah und hörte, hielt er uns rund achtzig Studenten als Einleitung in die Geschichte der Philologie auf den am Tage vorher verstorbenen Theodor Mommsen bewegt und bewegend einen leider nie gedruckten und als Handschrift von mir vergeblich gesuchten Nachruf, der meisterhaft die gewaltigen Wissenschaftstaten und die Organisationskraft des großen Mannes schilderte. Diese Stunde ist, was ich nicht verschweigen möchte, für mein Forschungsleben und für meine persönliche Anhänglichkeit an Ludwig Traube bestimmend gewesen. In seinen letzten Lebensmonaten hat Traube mir dann oft in späteren Abendstunden, als er keinen Schlaf finden konnte, von seinen häufigen Begegnungen mit Mommsen wie mit vielen anderen Gelehrten oft mit Humor, gelegentlich auch mit beißender Kritik, aber auch mit warmer Güte sowie von seiner durch antisemitische Angriffe auf seinen Vater, den berühmten Internisten, überschatteten Kindheit in Berlin erzählt.

Theodor Mommsen und Ernst Dümmler haben ihn für die Monumenta Germaniae historica gewonnen, in deren Zentraldirektion er schließlich auf Mommsens Vorschlag 1897 eintrat. Zu Mommsens imponierender Ausgabe der Variae Cassiodors lieferte er als Ergänzung die fragmentarischen Texte der Orationes und zum ganzen Bande den sorgfältigst erarbeiteten, philologisch sehr wertvollen Index rerum et verborum. Während Traube bei der Cassiodorausgabe im wesentlichen nur kundiger Helfer großen Stils gewesen war, erwies er sich durch den stattlichen dritten Band der Poetae aevi Karolini im Rahmen der Monumenta selbst als erstrangiger Herausgeber, der auf der Grundlage der von ihm studierten klassischen Philologie in die philologisch-historische Erforschung des lateinischen Frühmittelalters einführte, als ein Bahnbrecher, der mit der Philologie seine Meisterschaft in Palaeographie, Handschriftenkunde, literarischer Überlieferungsgeschichte verband. Diese Verbindung hat bis zu seinem Tode bestanden und sich voll bewährt, in den Arbeiten seiner Schüler sich fortgesetzt, ein Zusammenarbeiten von philologischem Wissen und Können, von philologischer Kritik mit dem Sinn für die geschichtlichen Tatsachen und Wirkungen, die von der Beobachtung des Kleinen, oft Unscheinbaren ausgehend immer die kulturellen Zusammenhänge auch im Großen suchte.

Statt mich den vielen Erinnerungen hinzugeben, die ich an die vielen Spaziergänge und Unterhaltungen mit meinem Lehrer, an mein durch seine Güte uneingeschränktes Arbeiten in seiner großen Bibliothek, an seine während der Semester in jeder Woche mehrfach gewährte Gastlichkeit habe,

lebendige Erinnerungen, die auch andere gewiß fesseln würden, ist es meine Aufgabe, hauptsächlich der Tätigkeit Traubes für die Akademie zu gedenken. Schon 1891 wurden seine, des Dreißigjährigen, unter dem Titel ‚O Roma nobilis' zusammengefaßten Untersuchungen aus dem Mittelalter in die Abhandlungen der Akademie aufgenommen, im gleichen Jahr in die Sitzungsberichte die Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte römischer Schriftsteller, zu Valerius Maximus, zur Chorographie des Augustus, zu Cornelius Nepos, zu Livius. 1896 wurde er außerordentliches, 1899 ordentliches Mitglied der Historischen Klasse. Inzwischen entstand seine Textgeschichte der Regula S. Benedicti, die, 1898 in unseren Abhandlungen veröffentlicht, binnen kurzem im In- und Auslande als Meisterwerk anerkannt wurde. Im Laufe der 60 Jahre seit dem Erscheinen ist manche der Einzelbehauptungen, sind einige der von ihm aufgestellten Thesen erschüttert oder berichtigt worden. Aber noch heute muß jeder, der die Tradition der Benediktinerregel kritisch erforschen und weiter klären will, sich mit Traubes Auffassungen und Darbietungen historischer und philologischer Art gewissenhaft auseinandersetzen, auf seinen Grundlegungen aufbauen. 1900 erschien in den Sitzungsberichten sein Beitrag Perrona Scottorum, der – unter anderem – in Verfolgung der Abkürzungen für ‚noster' etc. zeigte, wie ein wenig beachtetes, wenn auch bei näherem Zusehen vielfältiges kleines Problem des abendländischen Schrifttums bei Beherrschung der Materialfülle geistesgeschichtlich zu bedeutsamen Ergebnissen führen kann. Traube hat das dann in weitergespanntem Rahmen für Theologen, Philologen, Historiker vorzulegen vermocht, als er unter dem Haupttitel Nomina sacra den Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzung wagte und die Drucklegung des München 1907 von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung fertiggestellten Werkes noch auf dem letzten Krankenlager zu Ende korrigieren konnte. Auch in diesem Falle ist das eine und andere umstritten oder bestreitbar, indessen ist selten eine paläographische Untersuchungsreihe durch die Jahrzehnte hindurch so fruchtbar gewesen und geblieben, wie bei den Nomina sacra es der Fall war. Die Vollendung seines großangelegten Buches über die lateinische Halbunciale, über das er in der Akademie einen Vorbericht gab, ist leider durch den frühen Tod vereitelt worden. Zwischen dem Erscheinen von Perrona Scottorum und des Meisters Hinscheiden hat Traube jedoch noch anderes von Wichtigkeit unserer Akademie geschenkt. So 1904 eine bibliotheksgeschichtliche Arbeit über Jean Baptiste Maugérard, die streng wissenschaftlich gehalten aber fesselnd wie ein Detektivroman Bücherentwendungen in den Zeiten der Französischen Revolution und Napoleons I. nachgeht, und im selben Jahr die vorbildliche Studie über Bamberger Fragmente der 4. Dekade des Livius und über den

Anonymus Cortesianus. Das Entstehen beider Arbeiten wie auch der Nomina sacra habe ich miterlebt. Es war ein Erlebnis für sein Seminar, dessen Übungen im Gartenhaus seiner Villa Seestraße 3e abgehalten wurden mit mir als Famulus oder freiwilliger Hilfskraft, als er uns, die wir aus verschiedenen Gauen Deutschlands und aus Nordamerika, Italien, Frankreich, Schweden und der Schweiz zusammengekommen waren, winzige Pergamentfetzen mit lateinischer Unciale des 5. Jahrhunderts vorlegte und uns dann, nachdem wir das eine Wort respublica entziffert hatten, dazu anleitete, diese aus den Einbänden Bamberger Codices von Hans Fischer abgelösten Bruchstücke als Teile der ältesten Handschrift der 4. Liviusdekade zu bestimmen, und er uns einen geradezu eleganten Überblick über die Liviusüberlieferung überhaupt gab. Die nicht im Seminar vorgetragene Studie über den Anonymus Cortesianus enthüllte in klarer Form die moderne Fälschung eines Textes, den bis dahin alle für antik gehalten hatten, selbst die größten Philologen jener Zeit. Ich erinnere mich, wie mir Traube wenige Tage nach Erscheinen jener Abhandlung schmunzelnd eine aus Bonn an ihn geschickte Postkarte zu lesen gab, auf der nur die Worte standen: ‚Piget, pudet, paenitet! Ich gratuliere. Ihr Franz Bücheler!' 1907 folgten in unseren Sitzungsberichten noch kleinere Aufsätze über Das älteste rätoromanische Sprachdenkmal (gefunden von P. Gabriel Meier, O. S. B. Stift Einsiedeln) und über Neue und alte Fragmente des Livius.

Viele von Traubes Arbeitsplänen haben nicht mehr von ihm fertiggestellt, die Herausgabe der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz von ihm nur als eine der Aufgaben der deutschen Wissenschaftsakademien auf einer Tagung des Kartells in Göttingen zur Annahme empfohlen werden können. Es war sein lebhafter Wunsch, daß ich, neben S. Hellmann, maßgebend daran arbeiten würde, und er ließ mich deshalb von unserer Akademie auf meine erste Auslandsreise in die Schweiz schicken, als ich die Promotion hinter mir hatte. Damals sprach er das einzige Mal von meiner akademischen Zukunft, er hoffe, daß ich mich habilitieren und bald wenigstens eine planmäßige außerordentliche Professur bekommen würde. Einige Wünsche gab er dem noch nicht 23jährigen Doktor mit auf den Weg: ‚Suchen Sie mit Erfolg, aber sitzen Sie bitte ja nicht den ganzen Tag hinter den Büchern und, wenn Sie nach Genf kommen, dann enträtseln Sie die kurze Überschrift des ältesten Reichenauer Bibliothekskatalogs, um die sich schon mancher bemüht hat.' Meine Lesung brachte in der Tat die einfache Lösung, an der alle vorbeigegangen waren: DE INSULA. Und der letzte kurze Gruß, den ich von Traube erhielt, enthielt die Worte „Es geht nun schnell mit mir zu Ende, lieber Freund. Um so herzlicher gratuliere ich Ihnen für die Zukunft und zu dem Reichenauer Ei des Kolumbus.

Leben Sie wohl!" Wenige Tage darauf verschied er. In einer ergreifenden Feier nahmen Universität, Akademie, Freunde und Schüler in der Aussegnungshalle des Schwabinger Nordfriedhofes in München Abschied von Ludwig Traube, in Berlin sprach schließlich am Sarge Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf.

Nur wenige von Traubes Arbeiten, die mit den Jahren im Stil immer klarer, schlichter, eindrucksvoller wurden, sind hier gestreift worden, eine Biographie und eine (von mir ausgearbeitete) Bibliographie veröffentlichte Franz Boll.

Durch viel Leid und Kampf ist Traube gegangen. Wer ihn erlebt hat, kann ihn nicht vergessen: den großen Gelehrten, den gütigen, fesselnden Lehrer, den vornehmen Menschen und, was Adolf Furtwängler an seiner Bahre sagte, den Meister der Freundschaft. Er hatte an der Ludwig-Maximilians-Universität nicht eines der Fächer vertreten, die fürs Staatsexamen gehört werden mußten oder wie Kunstwissenschaft und neuere deutsche Literaturgeschichte schon durch das angekündigte Thema anzogen, hatte infolgedessen anfangs nur wenige Studenten. Aber die Zahl seiner Hörer wuchs mit jedem Jahre. Aus allen Ländern kamen nach der Jahrhundertwende gerade zu ihm wie zu den mit ihm befreundeten Archäologen Furtwängler und Krumbacher, dem Byzantinisten, junge und alte Hörer. Viele mußten wie Karl Alexander von Müller bekennen: „Im Kreis der Universität haben sie beide – Traube und Krumbacher – mir von allen Lehrern erzieherisch am meisten gegeben."

Die lateinische Philologie des Mittelalters stützt sich weitgehend auf das, was Traube zu schaffen sich bemüht hat.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem lateinischen Mittelalter ist sehr alt. Auch im 19. Jahrhundert haben Männer wie J. A. Schmeller* (durch die Ausgabe der Carmina Burana), E. Voigt (durch seinen Ysengrimus) Vorzügliches für die Erforschung der mittellateinischen Poesie geleistet. Aus der Vereinzelung wurde dieses Studium erhoben, als sich Wilhelm Meyer, Ludwig Traube, Paul v. Winterfeld, Karl Strecker, Sigmund Hellmann, Walter Stach, Otto Schumann – um nur der verstorbenen Deutschen zu gedenken – die mittellateinische Philologie zu einem ihrer Hauptgebiete machten. Paul von Winterfeld, abgesehen von seinen poetischen Übersetzungen besonders bekannt durch seine kritische Ausgabe der Werke der Hrotsvitha von Gandersheim, starb schon 1905 in sehr jungen Jahren. Von den anderen betrachte ich in Kürze nur die beiden, die unmittelbar mit unserer Akademie in Verbindung standen: W. Meyer († 1917) und K. Strecker († 1944), der erst in seinen letzten Lebensjahren unser korrespondierendes Mitglied wurde. Während Strecker uns niemals eine Arbeit zur

Veröffentlichung vorlegte, erschienen von W. Meyer aus Speyer schon 1873 in den Sitzungsberichten eine Arbeit über Radewins Gedicht über Theophilus und die Arten der gereimten Hexameter, 1882 eine andere Abhandlung über den Ludus de Antichristo und die lateinischen Rhythmen. Meyers Untersuchungen, zumeist etwas spröde dargeboten, sind bahnbrechend gewesen, jedoch hat er ungefähr die letzten 30 Jahre fern von München gelebt und das meiste im Rahmen der Göttinger Akademie veröffentlicht. Nur L. Traube hat einen erheblichen Anteil an unseren Publikationen gehabt und durfte schon deshalb besonders herausgehoben werden. Er schuf in München an unserer Universität und in unserer Akademie eine feste an die Handschriftenkunde und Überlieferungsgeschichte anknüpfende Tradition, die der Verfasser dieses Beitrages und B. Bischoff fortsetzen. Traube zu folgen heißt freilich nicht bei dem zu verharren, was er in seinem kurzen Leben gelehrt und geleistet hat, namentlich für Antike und Frühmittelalter. In mehreren Unterhaltungen mit mir brachte er deutlich zum Ausdruck, daß er den Ausbau, Weiterbau der lateinischen Philologie des Mittelalters lebhaft wünschte und von seinen Schülern erwartete. Gerade das Jubiläum bietet eine gute Gelegenheit, solche Wünsche und Hoffnungen von neuem auszusprechen und nicht zu vergessen, daß, je weiter wir uns vom Mittelalter entfernen, um so mehr das Zusammenarbeiten der verschiedenen Einzelpersonen, der verschiedenen Disziplinen und der verschiedenen gelehrten Körperschaften des In- wie des Auslandes nötig ist.

Literatur

Quellen außer dem der Veröffentlichung der ‚Nomina sacra' beigegebenen Nachruf, den M. Mengarini ihrem Bruder widmete, und meinen persönlichen Erinnerungen:

Franz Boll, Biographische Einleitung zu Bd. I der Vorlesungen und Abhandlungen von L. Tr., München 1909, S. XI–XLVII; die als Privatdruck bei C. H. Beck erschienenen Trauerreden ‚Ludwig Traube zum Gedächtnis', von denen leider die extemporierte, sehr eindrucksvolle Ansprache von U. v. Wilamowitz-Moellendorf fehlt, an den ich mich 1907 vergeblich wandte.

K. A. v. Müller, Aus Gärten der Vergangenheit, Stuttgart 1949 (und 1951), S. 431 f., 433, 469, 507.

Ludwig Curtius, Deutsche und antike Welt, Stuttgart 1950, S. 207, 244, 357; 24 Nachrufe in Zeitschriften und Zeitungen, von F. Boll in der Biogr. Einleitung S. XII f. aufgezählt.

GERMANISTIK

Von Hugo Kuhn

Akademiegeschichte ist weniger Geschichte der Wissenschaften als der Wissenschaft, ihres Begriffs, ihrer Selbstinterpretation. Aber „die" Wissenschaft spiegelt sich auch hier in der Wechselwirkung von Soziabilität und Selbstbestimmung der einzelnen Wissenschaften. Die Germanistik hatte es seit ihrem romantischen Ursprung und vielleicht von ihm aus besonders schwer, Kern und Zusammenhang ihrer Forschungen über Sprache und Literatur der germanischen, der deutschen Zunge zu finden.[1] Und so beruhte und beruht noch ihre Stellung im tätigen Verein der Wissenschaften, ihre akademische Soziabilität, überall mehr auf wechselnden Teilaspekten als auf einem gesicherten Ganzen germanischer oder deutscher Philologie.

Die Schwierigkeit ist eine eigentümliche und führt sich letzten Endes auf das Eigentümliche ihres Gegenstandes zurück: die germanischen Sprachen, gesehen von der nationalen Sprache und Literatur der Deutschen auf dem Hintergrund ihrer Geschichte in den letzten 200 Jahren. Von ihm her erhalten auch die wissenschaftsgeschichtlichen Prozesse, die die Germanistik mit anderen Wissenschaften teilt, einen besonderen Klang. So die fortschreitende Ausgliederung selbständiger Disziplinen, die ja heute den Kern der meisten alten Fächer in Frage stellt. Englische und nordische Philologie, germanische Altertumskunde, Volkskunde, neuere deutsche Literaturgeschichte haben sich längst oder eben von der deutschen Philologie emanzipiert. Und auch in ihr und in jenen kann personell niemand mehr das Ganze von Sprachgeschichte und Mundartgeographie über die eigentliche philologischen Künste bis zur Literaturgeschichte und -systematik verantwortlich vertreten. Aber sowohl die ganz allgemein-wissenschaftliche Ausgliederungs- und Spezialisierungsbewegung wie die doch allgemein-philologischen Schwerpunktwechsel führen hier, in der Germanistik, eine mehr als übliche Unsicherheit über ihren Gegenstand mit sich, die neuestens bis hin zu journalistischen Diskussionen Unruhe verbreitet. Diese Unsicherheit trägt gerade heute die älteste und Mutter aller „modernen" Philologien, die Germanistik, in einer Phase neuer und bei viel Wirrwarr doch schöpferischer Selbstbesinnung aus. Nach außen und gerade auch in die akademische Konsoziation „der" Wissenschaft ist noch wenig davon gedrungen.

Nur vor diesem Hintergrund ließe sich eine Geschichte der Germanistik in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften andeuten – was mir jetzt und hier nicht einmal möglich ist. Ein paar äußere Anhaltspunkte mögen genügen.

Ihren ersten großen Akzent erhielt die Germanistik in unserer Akademie durch Andreas Schmeller*, ordentliches Mitglied seit 1824: noch im Sinne eines organischen Ganzen und, wie die Würdigung von Wilhelm Wissmann (S. 63) deutlicher als bisher zeigt, eines recht eigenständigen, mehr vom direkten Weg aus der Aufklärung ins Biedermeier als von der Romantik bestimmten Ganzen. Und nicht ohne harte Anfechtungen. Gegen die Mitte des Jahrhunderts trat – die historischen Gründe kann ich jetzt nicht verfolgen – wenigstens unter den auswärtigen oder korrespondierenden Mitgliedern mit der Schar der Gründer und Heroen noch die romantische Einheit der Germanistik hervor. Ich nenne: Jacob Grimm seit 1832, Georg Friedrich Benecke seit 1835, Karl Lachmann seit 1841, Wilhelm Grimm seit 1852, Moritz Haupt seit 1854. Sonst aber zeigt sich wie auch in anderen Akademien eine Tendenz, aus dem unsicheren Ganzen der Germanistik positive und mit anderen Fächern enger korrespondierende Teilgebiete zu bevorzugen. Solche Wahl traf in ihrem linguistischen Teil mit Hermann Paul*, o. Mitglied seit 1892, die stärkste Potenz. Neben weise skeptischen editorischen und interpretierenden Arbeiten, etwa der kleinen Walther-Ausgabe (1. Auflage 1881, Altdeutsche Textbibliothek Nr. 1), trug er zusammen mit den andern „Junggrammatikern" die vorletzte und, noch einmal wie bei Jacob Grimm, gesamtindogermanistische Revolution der germanischen Sprachwissenschaft, trug sie mit seinen psychologisch fundierten und darin noch heute unverächtlichen „Prinzipien der Sprachgeschichte" (1880) sogar weiter bis in die allgemeine Linguistik. Die neuere deutsche Literaturgeschichte trat in Franz Muncker*, o. Mitglied seit 1906, und noch in Walter Brecht, o. Mitglied seit 1929, nur wenig und vorsichtig aus dem allgemein philologischen Bestand des mehr und mehr in literarische Aktualität strebenden Faches heraus. Die stärkste akademische Verbindung ging mit seinen Schriften und zahlreichen Mitgliedschaften wohl Carl von Kraus* ein, o. Mitglied seit 1918, und sie beruhte ganz auf dem philologischen Teil der Germanistik. Gerade hier aber, in den Nuancen der von Kraus'schen Textphilologie, brachen sich die besonderen Bedingungen der Germanistik am stärksten Bahn, so daß es seinem Nachfolger auch auf diesem Feld gestattet sein mag, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Alles Biographische im persönlichen und im wissenschaftsgeschichtlichen Sinn mag füglich auch hier übergangen werden.[2] Es genügt zu sehen, daß Carl von Kraus die von der klassischen Philologie gekommene Rezensions-,

Editions- und Interpretationskunst der Lachmann und Haupt, im Positivismus der bedeutenden österreichischen Germanistik am Jahrhundertende ausgereift und verfeinert, ins neue Jahrhundert mitbekommen hatte. Gleich von seiner Habilitationsarbeit an Fragmenten des 12. Jahrhunderts her war er jedoch überzeugt, daß er und seine Generation bei Wahrung und souveräner Ausübung dieses – Handwerks oder Kunst, wie man will, sich doch eine weitere Aufgabe stellen müßten. Er nannte sie im ersten seiner wenigen methodischen Bekenntnisse, dem Vortrag bei der Wiener Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner 1893,[3] Literaturgeschichte, folgend jenem methodischem Zwang, der sich von Wilhelm Scherer bis zur Gegenwart „stille und uberlût" fort und fort verstärkt hat, auch wo er sich heute hinter ästhetischem Strukturalismus versteckt.[4] Aber er weist es, von der einfachsten, positivistischsten literaturgeschichtlichen Frage nach Zeit und Ort der Werke ausgehend, von sich, die nationale Faszination Scherers oder später auch andere literarhistorische Gesamtaspekte, Geistesgeschichte, Kunstwerkgeschichte usw., über die philologische Textarbeit zu decken. Die philologischen Mittel literarhistorischer Datierung und Lokalisierung, die Studien nämlich über Handschriften, Quellen, Entlehnungen, über Sprache, Stil, Metrik und Reimtechnik, über geschichtliche Hintergründe und Zwecke, werden im Zirkel wieder zum Selbstzweck. Der neue Geist aber, der sie für Carl von Kraus mehr und mehr erfüllt und trägt, kommt aus einer anderen Faszination jener Zeit. Mangels biographischer Belege kann ich sie nur in der kunstgeschichtlichen Parallele deutlich machen, der Linie von Konrad Fiedler über Adolf von Hildebrand bis Heinrich Wölfflin*: grundsätzliche, im Hintergrund psychologische Stil- und Formanalyse der einzelnen Werke, einzelnen Epochen mit „klassischen" Mitteln. Dieselbe Linie führte Carl von Kraus vom praktischen Erleben der Musik seiner Zeit zur dichterischen Kunst des Mittelalters. Für sie hat er in der Germanistik seine größten Schlachten geschlagen mit den Studien über Morungens Kunst und über Reimars Liederzyklus, beide Akademieabhandlungen,[5] und in ihrem Zeichen wurde er zum nicht unwidersprochenen aber unerreichten Führer der Minnesangphilologie seiner Epoche. Literaturgeschichte aber nannte er später einmal im Gespräch einen „Dschaggernaut"![6]

Ein Kunsterlebnis, heute schon wieder historisch und subjektiv erscheinend, reduzierte hier die Germanistik auf Philologie und wurde zum Kern solcher Philologie und ihres akademischen Zusammenhangs – das deutet noch einmal, mehr als ähnliche Fälle in anderen Fächern, Glück und Unsicherheit der Germanistik an. Gerade solche Unsicherheit aber sollte sie in der Konsoziation der Wissenschaften methodisch und im Zusammenhang

ihrer Teilgebiete zur Wirkung bringen. Dafür ist noch wenig geschehen. Auch in den akademischen Unternehmungen lebt die Germanistik wie im persönlichen Verband meist nur in Reduktionen auf „positivere" Teilgebiete, z. B. Wörterbücher. So vorzüglich sie zu den akademischen Aufgaben gehören, so machen sie doch gerade in der Germanistik noch zu wenig von deren Ganzem fruchtbar, wie ihre Leidensgeschichte mehrfach zeigt. Manche Anzeichen sprechen dafür, daß heute die Germanistik wieder als ganze zu methodischer Mitwirkung zu bringen wäre.

Anmerkungen

[1] Vgl. Hugo Kuhn, Sprach- und Literaturwissenschaft als Einheit?, in: Festschrift für Jost Trier, hrsg. v. Benno von Wiese und Karl Heinz Borck, Meisenheim/Glan 1954, S. 9–33; jetzt unter dem Titel „Germanistik als Wissenschaft" in: Hugo Kuhn, Dichtung und Welt im Mittelalter, 1959, S. 70–90.

[2] Vgl. die Nachrufe von Paul Diels, Jahrbuch 1952 der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1953, S. 174–179; Dietrich Kralik, Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 102. Jg. (1952), S. 323–335; Hermann Schneider, Carl von Kraus zum Gedächtnis, Tübingen 1953; dazu das Schriftenverzeichnis, in Verbindung mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Staatsbibliothek, dem Seminar für Deutsche Philologie und der Universitätsbibliothek zum 20. April 1948 hrsg. v. Eduard Hartl, München 1949.

[3] Verhandlungen der 42. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Wien vom 24. bis 27. Mai 1893, Leipzig 1894, S. 361–369.

[4] Vgl. Hugo Kuhn, Versuch über Interpretation schlechter Gedichte, in: Konkrete Vernunft, Festschrift für Erich Rothacker, hrsg. v. Gerhard Funke, Bonn 1958, S. 395–399.

[5] Carl von Kraus, Zu den Liedern Heinrichs von Morungen, Berlin 1916 (Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, N. F. XVI, Nr. 1); ders., Die Lieder Reimars des Alten, München 1919 (Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, Bd. XXX, Nr. 4, 6, 7).

[6] Paul Diels, a. a. O. S. 178.

KARL VOSSLER

Von Gerhard Rohlfs

Über KARL VOSSLER* (6. 9. 1872–18. 5. 1949) kann man nicht reden, ohne seines großen Freundes, des italienischen Philosophen und Literaturkritikers Benedetto Croce zu gedenken. Sechs Jahre jünger als Croce (geb. am 6. September 1872 zu Hohenheim), dürfte Vossler über seinen Landsmann Hegel mit den Lehren des italienischen Philosophen in Berührung gekommen sein.

Im Jahre 1902, als er in Heidelberg (wo er seit 1900 habilitiert war) den Titel eines außerordentlichen Professors erhält, ist in Italien das große ‚philosophische Ereignis' das Erscheinen der Ästhetik von Benedetto Croce „Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale". Hier findet der 30jährige, bisher vorwiegend an Themen der italienischen Literatur interessierte Gelehrte, philosophische Wege zur Sprachwissenschaft gewiesen, die auf ihn wirken wie das Feuer einer neuen Offenbarung. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft darf keine andere sein als die: den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachveränderungen zu erweisen. Die Ursache allen sprachlichen Wandels ist der „menschliche Geist mit seinen unerschöpflichen individuellen Intuitionen . . . und die alleinherrschende Königin der Philologie ist die Ästhetik".[1]

Von der Lehre Croces begeistert, macht Vossler es sich zur Aufgabe, die neuen Lehren in Deutschland zu verbreiten. Es erscheinen in den Jahren 1904 und 1905 die beiden temperamentvollen Streitschriften „Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft" und „Sprache als Schöpfung und Entwicklung". Hier wendet sich Vossler gegen die mechanistische Auffassung der Sprachvorgänge und redet einer neuen Forschungseinstellung das Wort, in der das Schöpferische und das Geistige stärker erfaßt werden. Gegenüber der positivistischen Anatomisierung der Sprache in Lautlehre, Flexionslehre und Wortbildungslehre betont er die Einheit des sprachlichen Organismus. „Sprachwissenschaft im reinen Sinn ist nur die Stilistik. Diese aber gehört zur Ästhetik. Sprachwissenschaft ist Kunstgeschichte".[2] Jedem Kenner sprachlichen Lebens war klar, daß eine solche Auffassung – bei aller Richtigkeit des grundlegenden Gedankens – ebenso einseitig werden konnte als die getadelte positivistische Spezialwissenschaft, ganz abgesehen davon,

daß für die richtige Erkenntnis des Ganzen auf die sezierende Untersuchung des Einzelphänomens nicht verzichtet werden kann.

Zunächst ließ Vossler es bei seinem programmatischen Vorstoß bewenden: es war ein kühner Husarenritt in feindliches Gebiet.

Seit 1905 konzentriert sich sein wissenschaftliches Interesse immer betonter auf den „sommo poeta". Im Jahre 1907 beginnt das große Werk zu erscheinen, das Vossler sofort in die Reihe der bedeutendsten Danteforscher stellt: „*Die göttliche Komödie: Entwicklungsgeschichte und Erklärung*". – Drei Jahre später ist das vierbändige Werk abgeschlossen. Es erscheint sofort auch in einer italienischen Übersetzung (Bari 1909–13). Die Bedeutung des monumentalen Werkes besteht darin, daß es tief in das mystische, religiöse und philosophische Gedankengut des Mittelalters eindringt, aus dem Dante geschöpft hat. Zugleich werden hier Gedanken der Croceschen Ästhetik fruchtbar gemacht für die literarische Analyse. Von den „Realien" früherer Dante-Interpretation verlagert sich der Schwerpunkt auf das Gebiet des Geistig-Abstrakten.

Die Anerkennung für die große Leistung bleibt nicht aus. Im Jahre 1909 erhält Vossler den ordentlichen Lehrstuhl der Romanistik an der Universität Würzburg. Und schon zwei Jahre später fällt auf ihn die Wahl der Universität München. Er ist jetzt 40 Jahre alt.

Der Name München verpflichtet. Aus der Lehrtätigkeit des Ordinarius, der seine Hauptarbeit dem Französischen zuwenden muß, erwachsen die Beiträge „Zur Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache", veröffentlicht 1911 im vierten Bande der Germanisch-romanischen Monatsschrift. Sie werden abgerundet durch das berühmte Buch „*Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*" (Heidelberg 1913). Unter dem Einfluß der von Croce herkommenden Anregungen wird hier der Versuch gemacht, die Strukturveränderungen des Französischen aus dem sich wandelnden Zeitgeist, aus neuen sozialen, kulturellen und geistigen Gegebenheiten verständlich zu machen. Von hoher geistiger Warte, mit bewundernswertem Einfühlungsvermögen und feiner künstlerischer Intuition werden verwickelte Vorgänge neuartig erklärt, immer eindrucksvoll, immer ideenreich, oft in verblüffender Parallelisierung. Nur wer sich die Mühe nimmt, den dargestellten Dingen auf ihre Wurzeln, Triebkräfte und Bedingungen eindringlicher nachzugehen, erkennt, daß die wirklichen Tatsachen oft vereinfacht sind, daß Gegenargumente außer Betrachtung bleiben, daß sachliche und zeitliche Umstände die Parallelität nicht selten in Frage stellen. Es ist mehr ein impressionistisches Gemälde als eine streng wissenschaftliche Anlayse. Wie das bekannte Bild eines Pariser Boulevard von Loiseau neben der naturalistischen Schilderung der Großmarkthallen von Zola seine künst-

lerische Bedeutung hat, so wird man auch Vosslers Buch in erster Linie gefühlsmäßig, ästhetisch und künstlerisch zu werten haben.

Schon im zweiten Jahr seiner Münchener Lehrtätigkeit wird Vossler als außerordentliches Mitglied in die Bayerische Akademie der Wissenschaften gewählt. Im Rahmen dieser gelehrten Gesellschaft stellt er sich neue Aufgaben. Die provenzalische Troubadourdichtung ist ein lockendes Forschungsziel. Während die zünftige Provenzalistik wissenschaftlich hochwertige kritische Ausgaben der alten Dichter liefert, bleibt noch immer ungelöst die Frage nach den Quellen und Wurzeln dieser Dichtung. Allen Einsichtigen ist klar, daß eine wissenschaftlich haltbare Theorie auf sorgfältigen Einzelstudien aufzubauen hat. In den Jahren 1913 bis 1918 erwachsen aus Vorträgen in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften drei bedeutende Monographien, die drei Troubadours gewidmet sind: Marcabru, Peire Cardinal, Bernhard von Ventadorn. Es sind trefflich gelungene Charakteristiken dreier Dichterpersönlichkeiten, deren individuelle Eigenart feinsinnig herausgearbeitet wird.

Als reife Frucht seiner nunmehr stärker auf Frankreich ausgerichteten Lehrtätigkeit erscheint 1919 Vosslers erstes Buch, das sich mit einem nordfranzösischer Dichter beschäftigt: „*La Fontaine und sein Fabelwerk*". Statt mit den üblichen moralischen Maßstäben gemessen zu werden, wird Lafontaine hier zum Gegenstand eindringlicher künstlerischer und stilästhetischer Analyse gemacht. Im übrigen wird er nicht als Einzelphänomen betrachtet, sondern in kultur- und geistesgeschichtlicher Zusammenschau mit dem Charakter seiner Zeit und dem Besonderen französischer Wesensart verknüpft.

Das nahende Dante-Jahr 1921 bringt eine verstärkte Rückkehr zu dem italienischen Lieblingsdichter. Vosslers Beurteilung der Divina Commedia hat sich inzwischen in einem wesentlichen Punkte sehr gewandelt. Während er in seinem großen Dantewerk gegenüber dem „Paradiso" eine reichlich skeptische und künstlerisch ablehnende Haltung gezeigt hatte und die Übertragung der Stilart des Inferno auf das Paradiso als einen „dichterischen Widersinn", als einen „riesenhaften Mißgriff", als eine „mißratene Konzeption" charakterisiert hatte, kommt er jetzt zu einer viel positiveren Beurteilung.[3] Es wird ihm bewußt, daß das Paradiso gedanklich sogar den ursprünglicheren Teil der Dichtung darstellt. Die Bekanntschaft mit Paul Claudel und anderen Symbolisten hat ihm die Erkenntnis gebracht, daß „mythisches Denken" und „gläubiges Schauen" zu einer künstlerischen Einheit zusammenwachsen kann. Er schämt sich nicht seines Irrtums und gesteht, „daß die Beurteilung des Paradiso als des dichterisch schwächsten Teiles der Commedia die Erbschaft einer halb romantischen, halb na-

turalistischen Kunstlehre ist, mit der heute noch zu arbeiten eine Rückständigkeit wäre."[4]

In den Jahren zwischen 1920 und 1926 vollzieht sich Vosslers schriftstellerische Leistung teils auf dem italienischen, teils auf dem französischen Geleise. Im Jahre 1923 erscheint sein Buch über Leopardi. Er räumt hier auf mit den romantischen Resten der bisherigen Leopardi-Kritik und zeigt gleichzeitig die tiefe Verwandtschaft im Religiösen zwischen dem italienischen Dichter und unserem Hölderlin. Im Jahre 1925 folgt die Neuauflage seiner „Göttlichen Komödie". Der Wandel in der Auffassung des „Paradiso" führt jetzt zu einer gerechteren Beurteilung des mittelalterlichen Dichters, indem frühere Bedenken und negative Urteile in positive Würdigungen umgewandelt sind. Vossler betrachtet jetzt den mittelalterlichen Dichter als frommen Katholiken und unterdrückt die Einwendungen einer protestantischen Aufklärung. Das Jahr 1926 bringt die zweite bedeutende Monographie eines französischen Dichters: „*Jean Racine.*" Hier hat Vossler die Persönlichkeit des Dichters und seine Beziehung zum Jansenismus eindringlich lebendig gemacht, indem er uns das Bild des frommen und sittlichen Menschen in warmen Farben zeichnet. Doch etwas zu einseitig oder zum mindesten überbetont (wie fast alle Kritiker hervorgehoben haben) ist die Deutung Racines als Dichter des Verzichtes. In diesem Punkt muß Vossler ergänzt werden durch die französische Auffassung (vertreten etwa durch Brunetière und Giraudoux), die an dem französischen Dramatiker nicht zuletzt gerade die Maßlosigkeit der Leidenschaften betont.

Neben diesen beiden Geleisen, die durchaus auf festem philologischen Boden liegen, bewegt sich Vossler in diesen Jahren auf geistigen Höhenflügen. Aus künstlerisch-ästhetischer Vogelperspektive nimmt er Stellung zum Phänomen der Sprache in den beiden Bänden „*Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*" (1923) und „*Geist und Kultur in der Sprache*" (1925). Hier zieht er geistvolle Querverbindungen zwischen Sprache und Leben, Sprache und Natur, Sprache und Religion, Sprache und Nationalgefühl. Hier spricht er philosophierend über das System der Grammatik, über das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte, über das Wesen der Nationalsprachen. Es sind anregende Betrachtungen, die wohl mehr für den Denker als für den Philologen im engeren Sinne geschrieben sind.

Eine radikale Wandlung in Vosslers wissenschaftlicher Orientierung vollzieht sich seit dem Jahre 1926. Schon zu Pfingsten 1922, auf dem Neuphilologentag zu Nürnberg, hatte Vossler den fast etwas unglaublich klingenden Vorschlag gemacht, in gewissen Schultypen in Deutschland das Französische durch das Spanische zu ersetzen. Daß für ihn persönlich dies keine barocke oder paradoxe Idee war, zeigt die Innigkeit und Konstanz,

mit der er sich nunmehr der spanischen Welt zuwendet, die in seinem bisherigen Werk fast keine Rolle gespielt hatte

Sein „Spanischer Brief" in der Festschrift für Hugo von Hofmannsthal (1924) unterstreicht das neue Interesse an Proben künstlerischer Einfühlung in die Poesie der Romanzen. Seine Festrede in der öffentlichen Sitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1926 behandelt den „*Realismus in der spanischen Dichtung der Blütezeit*". Sie klingt aus in die programmatischen Worte, daß für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes die großen Dichter Spaniens uns viel zu sagen haben. Sein Interesse konzentriert sich nun auf Lope de Vega und Calderón, auf das spanische Epos, auf Góngora, auf Tirso de Molina und die spanische Mystik. Es geht bis nach Lateinamerika zur mexikanischen Dichterin Inés de la Cruz.[5]

Das Buch, das „*Lope de Vega und sein Zeitalter*" behandelt (München 1932), gibt uns aus eigener Deutung viele neue Aufschlüsse und bedeutet eine wesentliche Bereicherung der deutschen Lope-Literatur.[6] Aus Vorträgen in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erwuchs die „Poesie der Einsamkeit in Spanien".[7] Hier wird das Motiv der ‚solitudo' in seinen verschiedenen Ausdrucksformen durch die ganze ältere iberoromanische Literatur bis ins 17. Jahrhundert verfolgt: es ist in gewissem Sinne eine kleine Geschichte der spanisch-portugiesischen Lyrik. Aus tiefer Verbundenheit mit der spanischen Mystik entsteht gegen Ende des Krieges die gedankenreiche Monographie über Fray Luis de León (München 1943), die zeigt, wie fein echte Poesie das dichterische Werk des gelehrten Augustiners durchdringt. – Alles das sind köstliche Früchte am reifen Baume des Alters.

Die in Vossler stets lebendige Neigung zu dichterischen Übertragungen verstärkt sich, seitdem er mit seiner Entlastung von den Universitätsverpflichtungen im Jahre 1938 mehr Muße findet. Neben den vielen Übersetzungen provenzalischer, italienischer, spanischer, portugiesischer und katalanischer Dichter, von denen eine Auslese in einem selbständigen Bande „Romanische Dichter" bereits 1936 im Münchener Verlag Piper erschienen war, ist hier besonders der leichtflüssigen in fünffüßigen jambischen Blankversen sich präsentierenden Übersetzung der „Divina Commedia" (Berlin, Atlantis-Verlag, 1942) zu gedenken. Umfangreiche Übersetzungen aus Tirso de Molina warten noch auf die Veröffentlichung.

Seinen letzten Vortrag hielt Vossler im März 1947 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften über ein spanisches Thema („Isidor von Sevilla"); der Vortrag erschien im „Hochland" im Juni 1947. Das innerlich tief verwurzelte Interesse an den „cosas de España", das 20 Jahre hindurch seiner wissenschaftlichen Arbeit das besondere Gepräge gegeben hatte, hat ihn bis zum Grabe nicht verlassen.

Die bei vielen Hochschullehrern angebrachte Frage, ob ihre Bedeutung mehr auf dem Gebiet der Lehre oder in der wissenschaftlichen Forschung lag, trifft in Vossler nicht den Kern seiner Persönlichkeit. Vossler war die verkörperte Geistigkeit schlechthin. In ihm verbanden sich Philosophie und Scholastik, Kunst und Dichtertum mit den Bestrebungen und Forderungen einer neuen Wissenschaft. Er hatte seine nächsten geistigen Verwandten in Benedetto Croce, in Unamuno, in Paul Valéry, in Hugo von Hofmannsthal. Stärke seines geistigen Werkes war nicht das Handwerksmäßige der Philologie, sondern die philosophische Vertiefung, die Schönheit der Wissenschaft und das Hineinstellen des einzelnen Phänomens in die kulturgeschichtliche Perspektive.

Während seiner Zugehörigkeit zu unserer Akademie (seit 1912 als außerordentliches, seit 1916 als ordentliches Mitglied) war Vossler in der philosophisch-historischen Klasse einer der fleißigsten und aktivsten Teilnehmer an allen Sitzungen. Viele seiner Studien und Abhandlungen wurden zum erstenmal in diesem Gremium zum Vortrag gebracht. Die Reihe seiner Vorträge, die in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erschienen sind, reicht von dem provenzalischen Troubadour Marcabru (1913) bis zum spanischen Dichter Luis de León (1943).[8]

Anmerkungen

Diese Würdigung von Karl Vossler entspricht, mit vielen Kürzungen und einigen Ergänzungen, der von mir am 17. Juni 1949 in einer Feierstunde der Universität München gehaltenen Gedenkrede. Diese ist abgedruckt in der ‚Zeitschrift für romanische Philologie' 66 (1950), S. 456–464; vgl. auch in etwas gekürzter Form die spanische Übertragung dieser Rede ‚Recuerdo de Karl Vossler' in der Zeitschrift ‚Filología' (Buenos Aires), Band 2, 1950, S. 216–224.

[1] Vossler, Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, S. 63.

[2] Vossler, ebendort S. 42.

[3] Dante als religiöser Dichter (Bern 1921), S. 43.

[4] Ebendort S. 54.

[5] Die „Zehnte Muse von Mexiko": Sor Juana Inés de la Cruz. In: Sitz.Ber. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1934. – Die Welt im Traum. Eine Dichtung der „Zehnten Muse von Mexiko", Sor Juana Inés de la Cruz. Spanisch und deutsch, herausgegeben von Karl Vossler, Berlin 1941 (Neuauflage: Karlsruhe 1946).

[6] Nicht alle hier vertretenen Auffassungen sind unwidersprochen geblieben, vgl. die kritische Stellungnahme von Max J. Wolff im Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 165, S. 278 ff.

[7] Sitz.Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse (1935–1938), zu einem Buch zusammengefaßt, München 1940.

[8] Eine vollständige Sammlung des gesamten Schrifttums von Karl Vossler, alle Zeitungsaufsätze und Rezensionen inbegriffen, gibt die aus 747 Nummern bestehende Bibliographie der Schriften Karl Vosslers (1897–1951) von Theodor Ostermann, mit einem Nachruf von Hans Rheinfelder (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1950, Heft 11, 92 S.).

ERICH BERNEKER

Von Erwin Koschmieder

Erich Karl Berneker* wurde am 3. 2. 1874 in Königsberg i. Pr. als Sohn des Bankdirektors Richard Berneker geboren. Er besuchte dort von 1883 bis 1892 das Gymnasium und verließ die Anstalt mit einem glänzenden Reifezeugnis. Im Laufe seiner Schuljahre hatte er langsam aber stetig eine besondere Verbesserung seiner Leistungen in den philologischen Fächern erzielt, so daß schon in der Schule eine richtige systematische Vorbereitung für seine späteren wissenschaftlichen Interessen und Leistungen geschaffen wurde, wobei ihm die ganze Atmosphäre und die materiellen Möglichkeiten des elterlichen Hauses ganz besonders günstig gewesen sein mögen.

Nach der Ablegung der Reifeprüfung widmete er sich dem Studium der Sprachwissenschaft, die ja damals die größte Höhe der junggrammatischen Erfolge erklommen hatte. Seine Lehrer waren die Hauptvertreter des Historismus in der Sprachwissenschaft, die es wohl verstanden, ihm ihre Anschauungen und Methoden zu vermitteln. Er hat sie zeit seines Lebens beibehalten und weitergebildet. Promoviert hat er im Alter von 21 Jahren am 4. 10. 1895, also nach verhältnismäßig kurzem Studium, mit einer Dissertation„ Die preußische Sprache" beim Altmeister der slavistischen Junggrammatiker August Leskien, nachdem er 1892/93 in Freiburg i. Br. bei Thurneysen vergleichende Sprachwissenschaft, bei Paul Germanistik, bei Schröer Anglistik und bei Baist Romanistik gehört hatte und 1893–1895 in Leipzig bei Sievers, Brugmann, Leskien, Windisch, Hirt, Wundt, Scholvin, Mogk und Lindner studiert hatte. Seine Dissertation hatte in der preußischen Sprache einen recht schwierigen Gegenstand, da die wenigen Sprachdenkmäler dieses im 17. Jahrhundert ausgestorbenen baltischen Idioms von Nichtpreußen geschrieben sind und infolgedessen der Interpretation reichlich viele Rätsel aufgeben, die auch die so bekannten späteren Bearbeiter wie Trautmann, van Wijk und Endzelin durchaus noch nicht alle gelöst haben. Freilich war er nicht der erste Bearbeiter dieses Stoffes. Seinen Vorgängern hatte er aber die Brugmannsche und Leskiensche Schulung voraus, die ihm die Erkenntnis der verwandtschaftlichen Beziehungen zum Litauischen und Lettischen ganz wesentlich erleichterte. Die Darstellung, die in Straßburg 1896 unter

dem Titel „Die preußische Sprache. Texte, Grammatik, etymologisches Wörterbuch" erschien, ist als wissenschaftliches Handbuch gedacht. Bernekers bekannte Vorgänger, Nesselmann und Uhlenbeck, hatten nach der Arbeit von FRANZ BOPP schon ähnliches versucht. Aber es war an der Zeit, etwas Neues zu bieten. Seine Arbeit hat nach mehr als einem halben Jahrhundert noch heute Bedeutung, wenn auch die Arbeiten von Trautmann, Gerullis, Endzelin und anderen den Gegenstand später noch sehr gefördert haben. Es war für einen Doktoranden eine großartige Leistung, in der sich der hervorragende Einfluß Leskiens in der Strenge der Methode und der präzisen Knappheit des Ausdrucks prächtig entfaltet hat. Kein Wunder, daß gerade der Königsberger die altpreußische Sprache gewählt hatte, die so viel für die Erklärung des Litauischen und Lettischen leisten sollte. Das Echo auf diese Leistung Bernekers, die der kommenden Generation auf dem Gebiete der baltisch-slavischen Sprachwissenschaft die Wege geebnet hat, war zunächst quantitativ natürlich nicht überwältigend, denn die Kenntnis der baltischen Sprachen war nicht sehr verbreitet. Immerhin führte diese Doktorarbeit Berneker aufs beste in die gelehrte Welt ein.

Berneker aber war zu sehr Realist, als daß ihn etwa eine abstrakte Sprachvergleichung im Raum toter Sprachen ganz hätte befriedigen können. Es drängte ihn zu den lebendigen Quellen, und da in Rußland die Slavistik, unmittelbar aus ihnen gespeist, unter Fortunatov große Fortschritte machte, begab er sich nach seinem Rigorosum nach Moskau, um bei Fortunatov weiter zu studieren. Das gestaltete seine theoretischen Sprachkenntnisse und erweiterte seinen Blick. Die Vorliebe für die russische Sprache und Literatur ist ihm davon ein Leben lang geblieben. Seine viel besprochene kleine Tolstoj-Biographie legt Zeugnis ab von seinem großen Verständnis für Literatur, das er sonst in Publikationen nicht hat zu Worte kommen lassen. Der Aufenthalt in Rußland hat ihn aber auch befähigt, nach seiner Rückkehr am 1. 10. 1896 die Abhaltung eines Kursus für Russisch am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin zu übernehmen, den er mit bestem Erfolg bis 15. 3. 1899 geführt hat. 1897 schloß er den Verlagsvertrag über seine russische Grammatik, das russische Lesebuch und das russische Gesprächsbuch mit dem Verleger Göschen ab, und alle drei Büchlein erschienen noch im gleichen Jahre.

Am 17. 5. 1899 begann seine glänzende Universitätslaufbahn durch seine Habilitation für slavische Philologie in Berlin, wo Alexander Brückner die Professur seit 1881 innehatte. Das Thema seiner Habilitationsschrift lautete: „Die Wortfolge in den slavischen Sprachen". Diese Schrift, die 1900 im Druck erschien, fand auch eine durchaus günstige Aufnahme. Sie erforderte eine außerordentlich ausgebreitete Sprachkenntnis und ist bis

heute nicht durch ein neues Werk ersetzt worden, obgleich die Erkenntnis der Dinge seit einem halben Jahrhundert auch auf diesem Gebiet wesentliche Fortschritte gemacht hat. Der Positivismus der Junggrammatiker, der eine gewisse, ja in mancher Hinsicht auch nicht unbegründete Abneigung gegen alles Theoretisieren hatte, hielt ihn von grundlegenden prinzipiellen Untersuchungen zurück und führte ihn zu rasch auf die historische Ebene, noch ehe manches Prinzipielle über die Funktionen der Zeichen in slavischen Sprachen geklärt worden war. Das sehr komplexe Problem war mit statistischen Erhebungen nicht zu lösen, und der Widerhall des Werkes hat in der Wissenschaft nicht sehr lange gelebt.

1901 wurde der Vertrag mit Trübner auf eine slavische Chrestomathie geschlossen, die schon 1902 erschien und einem starken Bedürfnis entgegenkam. In diesem Handbuch sind mit großem Fleiß und vielseitiger Sachkenntnis Texte aus allen slavischen Sprachen, auch aus den wesentlichen Dialekten zusammengestellt und für das Studium durch Erklärungen und Wörterverzeichnis vorbereitet, ein Wahrzeichen für die Forderungen, die Berneker damals für die wissenschaftliche Ausbildung der Slavisten stellte. Die Qualitäten des Buches sind heute noch nicht ausgeschöpft, wenn auch sicher in den Einzelsprachen große Fortschritte seit 1902 gemacht worden sind.

Die große Anerkennung seiner ersten Leistungen brachte ihn einen in seinem Leben wohl entscheidenden Schritt vorwärts: er wurde am 1. 4. 1902 ao. Professor für vergleichende Sprachwissenschaft an der k. u. k. deutschen Universität in Prag, wo er sieben Jahre Zeit fand, sich mit den Westslaven aus nächster Nähe zu befassen und Pläne zu verwirklichen, die zum Teil noch auf die Berliner Zeit zurückgehen. Die ganze Prager Atmosphäre hat außerordentlich befruchtend auf ihn gewirkt und große Pläne und reiche Materialsammlungen bei ihm entstehen lassen. Zu den Plänen gehörte eine „Slavische Sprachwissenschaft", für die der Vertrag auf den 1. 1. 1909 mit Göschen am 28. 11. 1906 unterzeichnet wurde. Das Bändchen sollte 9 bis 10 Druckbogen haben, ist aber leider nicht erschienen ebenso wie eine polnische Grammatik, die im Verlag Haberland, Leipzig, herauskommen sollte. 1905 schlossen Berneker und Leskien zusammen einen Vertrag mit Winter über Herausgabe der Reihe „Sammlung slavischer Lehrbücher", in der u. a. Leskiens „altbulgarische" Grammatik, serbokroatische Grammatik und Bernekers „Slavisches etymologisches Wörterbuch" erschienen sind. Für dieses Werk war der Vertrag noch in Berlin am 1. 11. 1900 unterzeichnet worden. In der Sammlung „Bibliothek indogermanischer Grammatiken" bei Breitkopf und Härtel in Leipzig sollte eine „Grammatik des Slavischen" von etwa 30 Bogen von Berneker erscheinen (Vertrag 19. 11. 1904), die auch

leider nicht Wirklichkeit geworden ist. Dafür reifte in stetiger Arbeit sein etymologisches Wörterbuch. Die theoretische Grundlage der sprachgeschichtlichen Analyse ist ja doch die Etymologie. Also mußte die Inventarisierung der etymologischen Gleichungen für alle Grammatik in historischer Sicht überall vorgenommen werden. Das hatte auch schon der große Arbeiter am Weinberg des Herrn Franz Miklosich ganz richtig erkannt und 1886 das erste etymologische Wörterbuch der slavischen Sprachen in Wien bei Braumüller herausgebracht, ein Meisterwerk zur rechten Zeit. Bei den großen Fortschritten, die die Sprachwissenschaft inzwischen in immer zahlreicher werdenden Organen gemacht hatte, schien eine Neuordnung des ganzen Materials unvermeidlich. Aber diese Aufgabe erforderte nicht nur umfassende Sprachkenntnisse und gründliche theoretische Vorbereitung, sondern auch eine eiserne Willenskraft und Arbeitsdisziplin. Berneker wagte sich an diese Arbeit. Den Vertrag mit Winter hatte er in Berlin, als er noch mit vielen anderen Arbeiten beschäftigt war, am 1. 11. 1900 unterzeichnet, und jetzt in Prag unter den günstigen Bibliotheksverhältnissen und bei den vielseitigen slavistischen Anregungen der tschechisch-deutschen alten Kulturzentrale, in der die Kontakte mit allen Slaven und allen Slavisten zusammenliefen, gedieh die so schwierige Arbeit vorzüglich, so daß bereits 1908 die ersten Bogen als Lieferung 1 erscheinen konnten, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die ungeheure Fülle des verarbeiteten Materials oder die bis in alle Einzelheiten fein durchdachte und mit asketischer Disziplin durchgeführte Art der Bearbeitung und Darstellung. Sein großes Vorbild Franz Miklosich wies doch auch gewisse veraltete Methoden auf, und manche Prinzipien mußten durchaus verlassen werden. Ein ganz wesentlicher Grundsatz war z. B. die Anführung der wissenschaftlichen Literatur zu den einzelnen Positionen, die ja dem Benutzer unendlich wertvoll ist. Bei Miklosich war überhaupt keine Literatur zitiert, und dafür mußte jetzt Maß und Form gefunden und fest beobachtet werden, ebenso wie ja auch die Überfülle des lexikalischen Materials durch praktische und theoretische Erwägungen nach einsichtigen Prinzipien eingeschränkt werden mußte. Das alles ist mit vollendeter Meisterhand geschehen, und die slavistische Gelehrtenwelt nahm diese Leistung mit enthusiastischer Freude und größter Anerkennung auf, obwohl es natürlich nicht schwer war, billige Kritik zu üben. Die jetzt erscheinenden etymologischen Wörterbücher weisen jedenfalls methodisch ihm gegenüber nicht den Fortschritt auf, den er gegenüber Miklosich zeigte. Tatsache ist, daß bisher kein voller Ersatz für den nun ein halbes Jahrhundert alten Berneker, ja nicht einmal eine vollgültige Vollendung seines Werks erschienen ist, denn das muß leider gesagt werden: es ist nur der erste Band A–L und

die erste Lieferung M erschienen. Dieser erste Band war 1913 fertig, aber schon vorher erhielt der Verfasser die verdiente wissenschaftliche Anerkennung: 1909 wurde er als ordentlicher Professor auf den Lehrstuhl Władysław Nehrings nach Breslau berufen und schon 1911 wieder auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für baltische und slavische Philologie in München. Hier hatte man die Notwendigkeit systematischer Arbeit an der Slavistik eingesehen, denn die einzigartige Persönlichkeit Karl Krumbachers, des Schöpfers der Byzantinistik, hatte schon lange wegen der engen Bindung seines Faches an die Slavistik immer wieder betont, daß ein slavistischer Lehrstuhl unabdingbar nötig sei, und auch nach seinem Tode 1909 hat die Fakultät die Schaffung dieses Lehrstuhls verfolgt, bis es 1911 gelang. Berneker nahm an und siedelte nach München über. Hier galt es zunächst einmal, ein slavisches Seminar zu schaffen und einen Hörerkreis zu bilden. Dabei war er zunächst ganz allein, und es ist zum Staunen, mit welcher Geduld und Ausdauer er die Seminarbibliothek beschafft, katalogisiert und aufgestellt hat. Der alte Bestand an Katalogkarten ist ganz von ihm eigenhändig geschrieben. Auch die Bildung eines Hörerkreises war nicht leicht, aber bald kamen von seinem Namen angezogen die Slavisten auch aus anderen Ländern, um bei ihm zu studieren und Dissertationen vorzubereiten. 1913 war der erste Band des „Slavischen etymologischen Wörterbuchs" fertig, da brach 1914 der Krieg aus, und 1916 mußte Berneker mit 42 Jahren „zum Barras" zur I. Matrosen-Artillerie-Abteilung in Friedrichsort bei Kiel. Er war nur kurze Zeit eingerückt, da erhielt er einen Ruf auf den Lehrstuhl seines verstorbenen Lehrers Leskien nach Leipzig. Er lehnte ihn ab und wurde dafür persönlich und amtlich reich bedacht und mit dem Verdienstorden des hl. Michael 4. Klasse dekoriert. Aber vorerst blieb er im Heeresdienst, ab 6. 12. 1916 als Hilfsdolmetscher im Unteroffiziersrang, bei der Küstenfunkstelle in Libau, bis er am 19. 4. 1918 von der Universität München reklamiert wurde und seine Tätigkeit in München wieder aufnahm. Nun aber versuchten außer Leipzig auch andere Universitäten, ihn für sich zu gewinnen: 1920 Königsberg, 1921 Wien, 1924 Berlin. Alle Rufe vermochte das Ministerium abzuwehren, und Berneker nahm zu an Würden, Gehalt und Büchern fürs Seminar und seine hervorragende Privatbibliothek. Mit 48 Jahren wurde er Geheimer Regierungsrat.

Auch die wissenschaftlichen Akademien erkannten den hohen Grad der Wissenschaftlichkeit in seiner Forschungsarbeit an. Schon bei Beendigung des ersten Bandes des etymologischen Wörterbuchs 1913 wurde er Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, später Mitglied der Akademien in Wien, Krakau, Leningrad und der Göttinger Gelehrten Gesellschaft, sowie der Ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft (Lemberg).

1921 trat eine wesentliche Erweiterung seiner Tätigkeit ein: er übernahm die Redaktion des „Archivs für Slavische Philologie". Dieses internationale Zentralorgan der Slavistik verdankte ja seine Entstehung dem Fleiß der bewundernswerten Energie von V. Jagić, der es 1876 in Berlin ins Leben gerufen hatte. Aber mit den großen Ausblicken auf wissenschaftliche Einflußnahme durch diese Redaktion zog ein düsterer Gast bei Berneker ein: die Sorge um die Erhaltung des „Archivs". Die wirtschaftlichen Nöte der Nachkriegszeit und die sich immer rascher entwickelnde Inflation machten ihm das Bestehen neben der jungen „Zeitschrift für Slavische Philologie", die unter Vasmers Redaktion seit 1924 zu erscheinen begann, immer schwerer. Trotz der tätigen treuen Mithilfe seines Nachfolgers in Breslau, Paul Diels, mit dem ihn enge Freundschaft aus der Prager Zeit verband, mußte Berneker endlich 1930 das Archiv wegen Mangels an Mitteln eingehen lassen. Dazu kam, daß Berneker, der sowohl die für den Heeresdienst als auch die für einen wissenschaftlichen Wettkampf nötige Robustheit nun einmal nicht besaß und schon 1921 wegen eines Nervenleidens vorübergehend Hilfe in der psychiatrischen Klinik hatte suchen müssen, jetzt ernstlich zu kränkeln anfing. Ein Nasen-Rachen-Leiden setzte ihm immer mehr zu. 1933 (22. 3.) mußte er sich bei Brünings einer Operation unterziehen, und dann ist es eigentlich nie wieder ganz gut geworden. Am 10. 12. 1936 sah er sich genötigt, wegen der Sprechschwierigkeiten, die sich eingestellt hatten und keine Aussicht auf Heilung verhießen, um Versetzung in den dauernden Ruhestand zu bitten, was ihm am 18. 2. 1937 gewährt wurde, und am 15. 3. 1937 ist er seinen Leiden erlegen.

Bernekers große Bedeutung für die Wissenschaft besteht darin, daß ihm der große Wurf gelungen ist, ganz in den Bahnen der Junggrammatiker das etymologische Wörterbuch zu schaffen. Er hat das Wunschbild der Junggrammatiker so gut getroffen und so einwandfrei in methodischer Hinsicht realisiert, daß selbst heute – ein halbes Jahrhundert später – z. B. das neue etymologische Wörterbuch, das Vasmer der Wissenschaft geschenkt hat, doch ebenso aussieht wie ein jüngerer Bruder des Bernekerschen. Methodisch Neues ist da nicht viel zu sehen, und ich muß die Frage offen lassen, ob Neues da überhaupt zur Zeit möglich ist. Berneker ist ein Vollender der Junggrammatiker in einer hohen Entwicklung des Typus. Das hat er auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen in Zeitschriften bewiesen, die hier natürlich nicht im einzelnen gewürdigt werden können. Sein stetes Bestreben, die Fundamente seines Wissens und Erkennens zu erweitern, hat seinen Arbeiten eine gewisse Distanz zu ihrem Gegenstande und einen hohen kritischen Wert gegeben.

Als Mensch und als Lehrer war Berneker die Güte und die Vornehmheit selber. Die Großzügigkeit im Gespräch mit seinen Studenten und in der

Öffnung der Pforten seiner Wohnung hat ihn manchem seiner Jünger unvergeßlich gemacht. Viele bekannte Gelehrte sind aus seinem Seminar hervorgegangen. Ich nenne nur Gesemann, Schmaus, Stammler, Margulies, Lettenbauer, Grünenthal. Die namhaftesten Forscher widmeten ihm warmherzige Nachrufe wie Mazon, Vasmer, Trubetzkoy, Sommer, Lommel. Ein vollständiges Schriftenverzeichnis gab Vasmer in der Zeitschrift für Slavische Philologie 1937.

Literatur

W. Lettenbauer, Berneker, Erich (Artikel in Neue Dt. Biographie).
H. Lommel, Erich Berneker in: Indogerm. Jb. 22, 1938.
A. Mazon, in: Revue des Etudes Slaves 17, 1937.
Slav. Rundschau 9, 1937.
F. Sommer, Erich Berneker in: SB d. Bayer. Ak. d. Wiss. 1938, H. 8.
Trubetzkoy, N.S. in: Alm. d. Wiener Akad. 87, 1937.
M. Vasmer, Erich Berneker † in: Zeitschrift f. Slav. Philologie 14, 1937.

HANS ZEISS

Von Joachim Werner

Alle zusammenfassenden Darstellungen germanischer Frühgeschichte, die das 19. und frühe 20. Jahrhundert von Kaspar Zeuß bis Ludwig Schmidt hervorgebracht hat, fußen allein auf der schriftlichen Überlieferung. Denn die lateinischen und griechischen Quellen aus der Antike und dem frühen Mittelalter gaben die einzige sichere Kunde von der germanischen Vorzeit, von den Epochen der Völkerwanderung, der Merowinger und Karolinger, und die Editionen der Monumenta Germaniae öffneten zugleich mit der Sammlung „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit" sowohl der gelehrten Forschung wie dem weiten Kreise gebildeter Laien den Zugang zu diesen glücklich geretteten Schätzen einer fernen Vergangenheit. Neben den Historikern trugen auch Germanisten und Rechtsgeschichtler schon früh entscheidend zur Kenntnis des germanischen Altertums bei. Aber es blieb, wie der erste Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Ludwig Lindenschmit, im Vorwort seines „Handbuchs der deutschen Alterthumskunde" im Jahre 1880 formulierte, „noch eine Lücke erkennbar, und eine unerläßliche Richtung der Forschung blieb von den Führern der Wissenschaft seither gemieden oder doch nur vereinzelt berührt: eine Untersuchung der unmittelbaren Hinterlassenschaft der Vorzeit", womit er die Bearbeitung der archäologischen Zeugnisse meinte. Lindenschmits Werk über „Die Alterthümer der merovingischen Zeit", als einziger Band seines Handbuchs der deutschen Alterthumskunde erschienen, bot allerdings nur eine antiquarische Behandlung der aus merowingischen Gräbern gehobenen Altertümer und gab damit einen ebenso gelehrten wie nützlichen Beitrag zur frühmittelalterlichen Realienkunde, war aber weit davon entfernt, diese Realien für die allgemeine Geschichtsforschung nutzbar zu machen. Den Gedanken, daß neben den Monumenta Germaniae Historica nach strengen Editionsprinzipien die archäologischen Quellen zur germanischen Frühgeschichte als „Monumenta Germaniae Archaeologica" vorgelegt werden müßten, um mit ihrer Hilfe die historische Kenntnis zu mehren, hat erst ein halbes Jahrhundert später Hans Zeiss* gefaßt und zu verwirklichen begonnen. 1934 leitete er sein Werk über „Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich" mit den Sätzen ein: „Die Geschichts-

wissenschaft hat die schriftlichen Quellen zur Geschichte der frühmittelalterlichen Germanenreiche sorgfältig gesammelt und gesichtet. Eine wesentliche Vermehrung dieser Quellengruppe ist kaum mehr zu erhoffen, und es erscheint deshalb um so notwendiger, auch die schriftlosen Denkmäler der germanischen Frühzeit in planmäßiger Sammlung der wissenschaftlichen Behandlung zu erschließen und damit neue Bausteine für die Geschichte der Germanen zu gewinnen." Mit dieser planmäßigen Sammlung in der Schriftenreihe „Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit" (herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts), mit zahlreichen Einzeluntersuchungen und einer ausgedehnten akademischen Lehrtätigkeit begründete Zeiß in Deutschland das Fach der frühmittelalterlichen Archäologie im eigentlichen Sinne und wurde der unbestrittene Meister dieser historischen Hilfswissenschaft.

Hans Zeiss* wurde am 21. Februar 1895 in Straubing geboren, wo sein Vater als kgl. bayerischer Premierleutnant in Garnison stand. Bereits als Schüler des Regensburger Gymnasiums interessierte er sich, angeleitet von Kurat Christian Frank (Kaufbeuren), dem Herausgeber der „Deutschen Gaue", für die Vorgeschichte und Geschichte seiner engeren Heimat. Nach später Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft im ersten Weltkriege und nach der 1922 in München erfolgten Lehramtsprüfung konnte er als junger Lehrer wiederum in Regensburg seine archäologisch-heimatkundlichen Studien weiterführen und 1923 in einer Untersuchung über „Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gegend von Regensburg" zusammenfassen (Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 77, 1927). Als er nach München übersiedelte, um weiterzustudieren, wählte er, da eine Möglichkeit, in Vor- und Frühgeschichte zu promovieren, an der Münchner Universität nicht bestand, das Fach der mittelalterlichen Geschichte und der bayerischen Geschichte bei den Professoren M. Doeberl* und H. Günter, und damit eine Ausbildung, die seine künftigen wissenschaftlichen Arbeiten entscheidend prägen sollte. Im Jahre 1926 promovierte er in mittlerer Geschichte mit einer Dissertation über „Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der Zisterzienserabtei Ebrach vom 12. bis 16. Jahrhundert". Außerhalb der Universität bot sich Zeiß damals die einzigartige Gelegenheit, an zwanglosen Vorlesungen Paul Reineckes teilzunehmen und auf diesem Wege persönliche Unterweisung von einem der bedeutendsten deutschen Prähistoriker zu erhalten, der über den regionalen amtlichen Auftrag der bayerischen Bodendenkmalpflege hinaus seit Jahrzehnten führend auf dem Felde der europäischen Vor- und Frühgeschichte tätig war. So kam Zeiß von der historisch-philologischen wie von der prähistorisch-archäologischen Seite zum Studium der frühgeschichtlichen Bodenfunde. Nach der Promo-

tion galt sein Interesse zunächst rein historischen Untersuchungen. Eine kritische „Quellensammlung für die Geschichte des bairischen Stammesherzogtums bis 750" (von 1928/29), Studien über die Donaugermanen und ihr Verhältnis zur römischen Kultur nach der Vita Severini (von 1928) und über die Nordgrenze des Ostgotenreiches (von 1928) behandelten frühgeschichtliche Probleme seiner bayerischen Heimat, deren Erforschung ihm stets ein besonderes Anliegen blieb.

Für das Forschungsgebiet, auf dem Zeiß seine entscheidenden Leistungen vollbringen konnte, wurden die wissenschaftlichen Beziehungen bestimmend, die er in jenen Jahren zur Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt aufnahm, denn sie brachten die Wendung von der Landesgeschichte zur allgemeinen frühmittelalterlichen Archäologie. Im Gedankenaustausch mit Gerhard Bersu, Friedrich Drexel und Ernst Stein reifte der Plan, in einer Schriftenreihe dieser Kommission die germanischen Denkmäler der Völkerwanderungszeit nach Stämmen gegliedert herauszugeben. Zur Aufnahme der Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich reiste Zeiß im Jahre 1928 für mehrere Monate nach Südfrankreich, Spanien und Portugal. Im Frühjahr 1929 wurde er Nachfolger Ernst Steins beim Frankfurter Institut, an dem er sechs Jahre lang als Assistent und zweiter Direktor wirken sollte. Die zentrale Stellung, die dieses Institut in der internationalen Vor- und Frühgeschichtsforschung einnahm, die von Zeiß sehr ernst genommenen Pflichten bei der Redaktion zahlreicher Institutspublikationen, die Beratung in- und ausländischer Wissenschaftler und die damit verbundene umfängliche Korrespondenz ließen den jungen Gelehrten zunächst nicht in gewünschtem Maße zu eigener Arbeit kommen. Von ihm redigiert und betreut, erschien 1931 als erster Band der Schriftenreihe über die germanischen Denkmäler der Völkerwanderungszeit die von Walther Veeck (Stuttgart) besorgte Edition der alamannischen Funde Württembergs. Die große Monographie über die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich, mit der er sich 1931 an der Frankfurter Universität bei Fedor Schneider für mittelalterliche Geschichte und germanische Altertumskunde habilitiert hatte, wurde als zweiter Band der Reihe erst 1934 veröffentlicht. Es ist ihm, wie er in der Einleitung zu diesem grundlegenden Werk schreibt, „eine besondere Freude gewesen, daß ein Historiker vom Range Fedor Schneiders die Bedeutung der frühmittelalterlichen Archäologie für die Geschichte anerkannt hat". In seinem Habilitationsvortrag vor der Frankfurter Fakultät behandelte Zeiß, dem neben der Erörterung methodischer Probleme wie der „ethnischen Deutung frühmittelalterlicher Funde" (Germania 14, 1930) vor allem die Verbindung zu den historischen Nachbardisziplinen am Herzen lag, programmatisch „Die

geschichtliche Bedeutung der frühmittelalterlichen Archäologie", wobei er sich ausgewählter Beispiele aus ihrem Bereich, von der Anlage des obergermanisch-rätischen Limes bis zu den Kastellen Karls d. Gr. aus den Sachsenkriegen bediente, und Fragen der politischen Geschichte ebenso miteinbezog wie solche der Handelsgeschichte, Kunstgeschichte und Religionsgeschichte (Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 51, 1931). In gleiche Richtung wie dieser Habilitationsvortrag, der die archäologischen Quellen für die historische Erkenntnis auszuwerten versuchte, führte seine Auseinandersetzung mit Alphons Dopsch in einer bedeutsamen Studie über „Das Kontinuitätsproblem im rätischen Flachland" (Bayer. Vorgeschichtsbl. 11, 1933), der eine Spezialuntersuchung über „Die römischen Münzschätze aus dem bayerischen Anteil von Rätien" (Bayer. Vorgeschichtsbl. 10, 1931/32) vorausgegangen war.

Als im Jahre 1934 die ordentliche Professur für Vor- und Frühgeschichte in der Philosophischen Fakultät der Universität München begründet wurde, lag es nahe, Hans Zeiß nach München zurückzurufen und ihm das neu eingerichtete Ordinariat zu übertragen. Der Abschied von dem Frankfurter Forschungsinstitut, dessen Leitung mit in seinen Händen lag und das seit 1933 infolge der Politisierung der Vorgeschichte zunehmenden Angriffen auf seine sachliche, unpolitische Haltung ausgesetzt war, mag ihm nicht leicht gefallen sein. Aber auch in den Münchner Jahren gab es immer wieder Situationen, die nur mit äußerster Festigkeit und viel Takt zu meistern waren. Zeiß dachte national und großdeutsch, er hat der nationalsozialistischen Tagespolitik und ihren „weltanschaulichen" Ansprüchen, als Vertreter eines besonders exponierten Faches, nie die geringsten Konzessionen gemacht, was ihm damals manche Anfeindung eintrug. Von München aus behielt er die Herausgabe der Frankfurter Schriftenreihe bei, obwohl er neben dem Aufbau des Seminars (ab 1935) gemäß der neuen Lehrverpflichtung sein Arbeitsgebiet auf die allgemeine Vor- und Frühgeschichte ausdehnen mußte. Es ist erstaunlich, was er bis zu seinem zweiten Kriegsdienst im Jahre 1942 an wissenschaftlichen Aufsätzen und Monographien veröffentlichen konnte, eine Arbeitsleistung, die mit akademischer Lehrtätigkeit und zahlreichen Studienreisen zu vereinbaren wohl nur einem Manne mit intensiver Arbeitskraft und bewundernswerter Zeiteinteilung möglich war. 1937 wurde er Mitglied unserer Akademie. In ihren Sitzungsberichten erschienen 1938 „Studien zu den Grabfunden aus dem Burgundenreich an der Rhône" und 1941 als Beitrag zur frühgermanischen Religionsgeschichte „Das Heilsbild in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters". Im Jahre 1939 gab er zusammen mit H. Arntz ein Corpus der festländischen Runendenkmäler heraus. Bei der Neuauflage von Ludwig Schmidts „Geschichte der

deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung" (1938 und 1941) unterstützte er den Autor durch manchen historischen Hinweis und vor allem durch Einarbeitung der archäologischen Forschungsergebnisse in das große, bisher nur die literarische Überlieferung auswertende Werk. Reisen in Frankreich erbrachten eine Zusammenstellung der germanischen Grabfunde zwischen mittlerer Seine und Loiremündung (1941) und in diesem Zusammenhang die erste kritische Auseinandersetzung der frühmittelalterlichen Archäologie mit den Thesen F. Petris über das Ausmaß germanischer Siedlung in Nordfrankreich. Während seiner Münchener Jahre kehrte Zeiß mehrfach zu frühgeschichtlichen Problemen Bayerns zurück, wobei sein besonderes Interesse den Anfängen des Baiernstammes und der Landnahme der Bajuwaren galt, die er mit Hilfe des archäologischen Materials schärfer zu fassen hoffte.

Als Hochschullehrer übte Zeiß eine starke Wirkung aus, er versammelte einen Kreis von Schülern aus ganz Deutschland um sich, die sich vornehmlich dem Studium germanischer Denkmäler der Völkerwanderungszeit widmeten und deren Arbeiten Zeugnis dafür ablegen, daß München unter Zeiß das Zentrum der frühmittelalterlichen Archäologie in Deutschland geworden war. Seine bedächtige, zurückhaltende Art, die Vorsicht, mit der er seine Überlegungen und Ergebnisse vortrug und veröffentlichte, vor allem aber die Hilfsbereitschaft, mit welcher er die Bemühungen anderer förderte und durch Rat und Gutachten unterstützte, gewannen ihm im In- und Ausland hohe Wertschätzung und manche persönliche Freundschaft. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges zerriß die weitgespannten internationalen Verbindungen und brachte die Sorge um die Mitglieder seines in alle Winde zerstreuten Seminars, beeinträchtigte die Weiterführung eigener Forschungsvorhaben zunächst aber noch nicht. Im Jahre 1942 wurde Zeiß als Hauptmann zur Wehrmacht eingezogen. Am 30. August 1944 fiel er, noch nicht 50 Jahre alt, beim Zusammenbruch der rumänischen Front. Wenn das Schicksal ihm auch versagt hat, die von ihm begründete junge Wissenschaft der frühmittelalterlichen Archäologie durch weitere eindringliche Studien und neue große Quelleneditionen zu bereichern, so hatte er doch in einem knappen Jahrzehnt die Grundlagen gelegt, auf denen Schüler und Mitforscher weiterbauen konnten.

Hans Zeiß, der auf einmalige Art die Begabung des Historikers mit der des Archäologen vereinigte, hat weitgehend das methodische Rüstzeug erarbeitet, mit dessen Hilfe die frühmittelalterlichen Bodenfunde als Geschichtsquellen ausgewertet und neue Möglichkeiten historischer Erkenntnis erschlossen werden können. Er hat die Ziele abgesteckt, denen die frühgeschichtliche Archäologie in Deutschland heute zustrebt.

ROBERT VON PÖHLMANN UND WALTER OTTO

Von Helmut Berve

Die „Alte Geschichte" hat sich als eigene wissenschaftliche Disziplin erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von der Klassischen Philologie gelöst. Diese Verselbständigung erscheint uns heute als eine natürliche Folge der großartigen Entfaltung historischer Forschung auf dem Gebiete des Altertums, von welcher die Namen Niebuhr, Droysen und Mommsen zeugen. Doch daß sie sich damals durchsetzte, daß nach und nach an sämtlichen deutschen Universitäten Lehrstühle für Alte Geschichte errichtet wurden, ist das Ergebnis eines Kampfes gegen den Totalitätsanspruch der Klassischen Philologie gewesen, der teils ererbt war, teils im Zeichen der namentlich von Wilamowitz verfochtenen Idee einer umfassenden einheitlichen Altertumswissenschaft neu erhoben wurde. Den Kampf haben Männer geführt, die nicht von der Philologie, sondern von der allgemeinen Geschichtswissenschaft oder von der aufblühenden Nationalökonomie zur Alten Geschichte kamen und jeder klassizistischer Verherrlichung der Antike absagten. In ihrer vordersten Reihe stand neben Karl Julius Beloch Robert Pöhlmann*.

In Nürnberg 1852 geboren, wo er das „Alte Gymnasium" besuchte, hörte Pöhlmann als Student in München vor allem Giesebrecht, in Göttingen Georg Waitz, bei dem er mit einer Arbeit über den Römerzug Kaiser Heinrichs VII. promovierte (1875). Entscheidend jedoch für seine künftige Forschungsrichtung wurde in Leipzig der Nationalökonom Wilhelm Roscher. Seitdem Pöhlmann in seinen Bann getreten war, sah er in der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung die wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens. Das griechisch-römische Altertum, das ihm auf der Schule und durch Heinrich Brunn in München nahegebracht worden war, schien ihm ein weites, noch kaum bestelltes Feld für solche Betätigung zu bieten. Mußte doch dem Historiker die bisher geübte Behandlung der materiellen Kultur der Antike in der ungeschichtlichen Art der „Altertümer" als unbefriedigend und überlebt erscheinen. Während eine 1878 von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig preisgekrönte Arbeit noch einem Thema der mittelalterlichen Geschichte, der Wirtschaftspolitik der Florentiner Renaissance, gewidmet war, legte er bereits im nächsten Jahre der Philosophischen

Fakultät in Erlangen als Habilitationsschrift eine Studie zu den hellenischen Anschauungen über den Zusammenhang von Natur und Geschichte vor und erwarb damit die Lehrbefugnis für das Fach der Alten Geschichte, das bis dahin an dieser wie an den meisten anderen Universitäten noch nicht vertreten war. Fünf Jahre später wurde in Erlangen eine Professur für Alte Geschichte geschaffen und Pöhlmann übertragen. Er hat sie siebzehn Jahre bis zu seiner Berufung nach München innegehabt.

War das Thema seiner Habilitationsschrift kein wirtschaftsgeschichtliches gewesen, so zeigte sich doch in seiner Wahl und namentlich in der Behandlung, die es durch Pöhlmann erfuhr, eine neue Art der Problemstellung, frei von philologischer oder klassizistischer Einengung. Als moderner Kulturhistoriker und Kulturkritiker, vertraut mit vergleichbaren Erscheinungen in der Geschichte anderer Völker und in der Gegenwart, trat er gleichsam von außen an die Antike heran. Erst recht in den Arbeiten der folgenden Jahre, seinen siedlungsgeschichtlichen Untersuchungen zu den Anfängen Roms (1881) und einer wiederum von der Jablonowskischen Gesellschaft preisgekrönten Schrift „Die Übervölkerung der antiken Großstädte in Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung der städtischen Zivilisation" (1884), die von neuzeitlichen Verhältnissen her Zustände und Einrichtungen der alten Welt zu beleuchten suchte. Hier und ebenso in zwei größeren Aufsätzen über Homer und seine Zeit (1894/95) gab er Beispiele für das, was er gleichzeitig in programmatisch gehaltenen Rezensionen immer wieder forderte, die Anerkennung und Herausarbeitung der die Geschichte weithin bestimmenden sozialen und wirtschaftlichen Faktoren. Fasziniert von den Erkenntnissen und den von ihm mit großem Optimismus aufgegriffenen Theorien der Nationalökonomie, sah Pöhlmann seine Aufgabe darin, mit ihren Methoden und Kategorien die gesellschaftlichen und ökonomischen Bewegungen im Altertum zu erfassen. Der Plan einer Sozialgeschichte Griechenlands, der ihm zunächst kam, wurde in dieser Form zwar fallen gelassen, doch entstand in der Erlanger Zeit nun das große zweibändige Werk, das seinen Verfasser weit über die Grenzen des Lehrfaches hinaus berühmt machen sollte, die „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus" (1893–1901). Der zweiten Auflage, die schon nach einem Jahrzehnt nötig wurde, hat Pöhlmann den zutreffenderen und noch aktuelleren Titel „Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt" gegeben (1912). Auch die dritte, nach seinem Tode von Friedrich Oertel besorgte Ausgabe (1925) ist so benannt.

Es war das erste Mal, daß die sozialen Bewegungen in Hellas und Rom samt ihren wirtschaftlichen Voraussetzungen als Ganzes erforscht und zur Darstellung gebracht wurden. Und nicht nur sie, auch die praktischen Re-

formvorschläge, die im Altertum gemacht worden waren, die Theorien und Forderungen der Philosophen, die Utopien hellenistischer Schriftsteller. Zahllose neue Erkenntnisse wurden dabei gewonnen; manches scheinbar Wohlbekannte erhielt eine andere Bedeutung, als man sie ihm bisher gegeben hatte. Das gilt im besonderen von Platons Staatsschriften, deren Erörterung ein Kernstück des Buches bildet, nicht weniger aber von den realen Verhältnissen der alten Welt und den aus ihnen erwachsenen Spannungen. Von diesen entwarf Pöhlmann mit leidenschaftlichem Temperament ein höchst lebendiges Bild. Er räumte mit jeder die furchtbare Härte der sozialen Kämpfe im alten Griechenland verharmlosenden Idealisierung auf, geriet freilich, indem er die antiken Erscheinungen allzu gegenwartsnahe sah, in Gefahr, durch Modernisierung den wahren Sachverhalt zu entstellen. Schon die Anwendung einer an der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der Neuzeit orientierten Terminologie konnte dazu verführen. Denn von Kapitalismus ist im Altertum nur mit beträchtlichen Einschränkungen zu sprechen und einen Sozialismus mit dem revolutionären Programm einer kollektivierten Gesellschaft hat es, unbeschadet des Vorhandenseins eines „Massenindividualismus" und starker staatssozialistischer Elemente, in der antiken Welt nicht gegeben. Pöhlmann selbst hat die Gefahr modernisierender Verfälschung wohl gesehen, ist ihr aber doch bis zu einem gewissen Grade erlegen. Gleichwohl hat das einst bahnbrechende Werk noch heute als die grundlegende Geschichte der sozialen Bewegungen im griechisch-römischen Altertum hohen Wert, auch abgesehen von den zahllosen Einzelfragen, die kühn aufgeworfen, scharfsinnig geklärt und ihrer Lösung zugeführt wurden.

Im Jahre, als der zweite Band der Erstausgabe erschien, wurde Pöhlmann als Ordinarius für Alte Geschichte an die Universität München berufen, wo er bis zu seinem Tode (1914) als akademischer Lehrer von großer Anziehungskraft gewirkt hat. Die Bayerische Akademie hatte ihn bereits 1887 zum korrespondierenden, 1900 zum außerordentlichen Mitglied gewählt. Jetzt trat er als ordentliches Mitglied in die gelehrte Körperschaft ein und hat fortan an ihren Arbeiten regen, tätigen Anteil genommen. Eine in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlichte Studie über Tiberius Gracchus als Sozialreformer (1907) zeigt, wie sehr ihn auch während der Münchener Jahre Probleme der Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte beschäftigten. Sogar auf rein nationalökonomischem Gebiete betätigte er sich noch, indem er die 22. bis 24. Auflage der „Grundlagen der Nationalökonomie" seines 1894 verstorbenen Lehrers Wilhelm Roscher bearbeitete (1896–1906). Und nach wie vor kamen ihm die Antriebe zum geistigen Schaffen vom wachen Erleben der eigenen Zeit. „Aus Altertum und Gegen-

wart" nannte er bezeichnenderweise eine zweibändige Sammlung seiner größeren Aufsätze und Rezensionen, die in erster Gestalt bereits 1893/1901 erschienen war, mit veränderter Auswahl und mancherlei Verbesserungen 1911 in einem einzigen Bande vorgelegt wurde. Ergänzend trat im selben Jahre ein zweiter Band hinzu, der die Mehrzahl seiner im Rahmen der Akademieschriften publizierten Abhandlungen und Reden enthielt. Es befindet sich darunter eine Studie zur Geschichte der antiken Publizistik (1904), in der die beiden unter Sallusts Namen überlieferten Schriften an Cäsar als für die sozialen und wirtschaftlichen Zustände jener Epoche aufschlußreiche „Pamphlete" gewürdigt werden. Später hat Pöhlmann, der mit Zeitungsartikeln selbst publizistisch hervortrat, in seiner letzten großen Abhandlung, „Isokrates und die athenische Demokratie" (1913), neuartig, wenn freilich auch hier der Modernisierung nicht entgehend, die politische Tagesliteratur im Athen des 4. Jahrhunderts beleuchtet und ihr manche wichtigen historischen Erkenntnisse abgewonnen. Als ein Hauptthema von allgemeiner Bedeutung jedoch, um das seine Gedanken schon seit den achtziger Jahren kreisten, ist für die spätere Zeit die Geschichte der Denk- und Lehrfreiheit zu nennen. „Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit" hatte bereits 1899 der Untertitel eines Aufsatzes über Sokrates und sein Volk gelautet; dem Sokratesproblem, das ihn nicht losließ, widmete er in München eine weitere, große Studie (1906). Auch in einer Schrift über die Weltanschauung des Tacitus (1910) ging es ihm letzten Endes um das Ideal der geistigen Freiheit.

Dieses Ideal ist es, das nicht minder als der wirtschafts- und sozialhistorische Aspekt Pöhlmanns „Griechische Geschichte" beherrscht. Als „Grundriß der griechischen Geschichte" war sie im Rahmen des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft 1889 zuerst erschienen. Der fünften, kurz vor seinem Tode vollendeten Auflage gab Pöhlmann mit Recht den anspruchsvolleren Titel „Griechische Geschichte und Quellenkunde" (1914), denn immer mehr war das, was der Verfasser selbst den geistigen Gehalt der griechischen Geschichte nannte, für Inhalt und Form des Buches bestimmend geworden. Es bietet eine der originellsten und lebendigsten Darstellungen des Themas ,die wir besitzen, geboren wie alles, was Pöhlmann geschrieben hat, aus dem Erleben der eigenen Zeit, und zwar in einem Maße, daß manche Partien sich wie eine Streitschrift lesen. Mit gleichem Eifer wie gegen klerikale Herrschaft und Gewissenszwang, von denen das Griechentum mit geringen Ausnahmen nichts gewußt habe, wendet er sich gegen die nivellierende, die Freiheit des Menschen mißachtende Demokratie, in der weder die dazu Befähigten noch das Volk, ja nicht einmal die Massen, sondern die „Komitees" herrschten. Das von Le Bon in seiner

„Psychologie des foules" gezeichnete Bild fand er im Athen der nachperikleischen Zeit bestätigt. Die Zustände dort sollten als warnendes Beispiel dienen. Denn gerade dies schien Pöhlmann, der sich immer wieder gegen die Vorbildhaftigkeit der Antike im Sinne des Klassizismus ausgesprochen hat, das Besondere an der Geschichte des Altertums, daß sie im Guten und Bösen Typisches erkennen lasse und eben dadurch wahre historische Bildung vermittle. Deshalb ist er auch stets für das humanistische Gymnasium eingetreten, sowenig er ein Philologe im herkömmlichen Sinne des Wortes war. Das „technische Jahrhundert" und eine bloß technische Bildung, wie sie in seiner Zeit zum ersten Male laut propagiert wurde, hat er in einem polemischen Aufsatz (1901) als Absinken in geistige Unfreiheit und öden Materialismus verurteilt. Dergleichen lehnte er, der doch den wirtschaftlichen und sozialen Kräften eine so wichtige Rolle im historischen Geschehen zuwies, die marxistisch-materialistische Geschichtsbetrachtung Kautskys mit aller Schärfe ab (1894). Wie der im Optimismus der Wissenschaft seiner Zeit Befangene sich selbst die Meisterung der durch den Siegeszug der Technik aufgeworfenen sozialen und politischen Probleme dachte, blieb freilich im Ungewissen. Nur das allgemeine Ziel stand für ihn fest, die Freiheit des Menschen, vor allem seine geistige Freiheit, zu wahren.

Es ehrt die Regierung der bayerischen Monarchie, daß sie Pöhlmann seinen Kampf gegen klerikalen, aber auch gegen staatlichen Zwang nicht entgelten ließ. Sie hat die großen wissenschaftlichen Leistungen und die bedeutende Persönlichkeit großzügig anerkannt, indem sie den alles andere als bequemen Mann nicht nur an die Universität der Landeshauptstadt berief, sondern ihn 1909 sogar in den persönlichen Adelsstand erhob. Auch die Bayerische Akademie hat Pöhlmanns wissenschaftliche Potenz und praktische Tatkraft voll gewürdigt. Zum Sekretär der philosophisch-historischen Klasse gewählt, hat er seit 1907 dieses ehrenvolle Amt innegehabt, bis den Zweiundsechzigjährigen kurz nach Ausbruch des ersten Weltkrieges ein allzu früher Tod hinwegraffte.

Robert von Pöhlmanns Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl für Alte Geschichte und als ordentliches Mitglied der Akademie ist für wenige Jahre, bis zu seiner Übersiedlung nach Berlin, Ulrich Wilcken gewesen, der in den Sitzungsberichten eine bedeutende Abhandlung über den Korinthischen Bund König Philipps veröffentlicht hat. An seine Stelle trat im Jahre 1918 Walter Otto.* Ihm hatte in seiner Heimatstadt Breslau um die Jahrhundertwende der damals dort lehrende Wilcken das Feld gewiesen, dem künftig in erster Linie seine wissenschaftliche Arbeit gelten sollte, die Geschichte der hellenistischen Welt. Es war die große Zeit der Papyrusforschung und Wilcken ihr anerkannter Meister. Das in ungeahnter Fülle aus

dem Boden Ägyptens zutage kommende Material an Urkunden und Texten kulturgeschichtlich auszuwerten, lockte den jungen Studenten ungemein. Hier bot sich wissenschaftliches Neuland dar, hier, wo altägyptische und griechische, morgenländische und abendländische Elemente sich miteinander verflochten hatten, konnte die universalgeschichtliche Betrachtung des Altertums, die Otto von Anfang an eigen war und für die er zeitlebens eingetreten ist, sich mehr noch als auf anderen Gebieten der Alten Geschichte bewähren.

Bereits sein Universitätsstudium, das der 1878 Geborene mit knapp 18 Jahren aufnahm, war von ihm so universal wie möglich angelegt worden. Mit gleichem Eifer trieb er damals klassische Philologie, altorientalische Sprachen, neuere Geschichte und Nationalökonomie. Er schuf sich damit, unterstützt von einem erstaunlichen Gedächtnis, eine ungewöhnlich breite Wissensgrundlage, die sein Urteil vor fachlicher Enge bewahrte. Als er 1903 das Doktorexamen eximia cum laude bestand, hatte er trotz der Vielfalt dessen, was ihn beschäftigte, schon ein umfangreiches Buch fast fertiggestellt, dessen erster Band 1905 erschien: „Priester und Tempel im hellenistischen Ägypten." Der zweite Band folgte im Jahre 1908. In diesem Werke, das zum ersten Male eine vor allem auf den Papyrusfunden beruhende Darstellung des religiösen Lebens der Ptolemäerzeit bot, zeigt sich Ottos wissenschaftliche Art bereits voll ausgebildet. Sie ist gekennzeichnet durch souveräne Beherrschung aller nur irgendwie in Betracht kommenden Quellen samt der einschlägigen Forschungsliteratur, durch scharfsinniges Erörtern der großen wie der kleinsten Probleme, durch kritische Stellungnahme von seltener Bestimmtheit, von ausgezeichneter logischer und sachlicher Fundierung. Jeder auftretenden Frage wird nachgegangen und doch das Ganze nie aus dem Auge verloren. Methodische Strenge und unbedingte Sachlichkeit, die Otto stets, auch in der Polemik gegen Mitforscher, bewies, bestimmten schon den Charakter des Erstlingswerkes.

Es war zugleich die Habilitationsschrift, mit der er 1907 in Breslau die venia legendi für Alte Geschichte erwarb, und hob ihn derart aus der Reihe der jüngeren Fachgelehrten heraus, daß er noch im selben Jahre als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen wurde, wo er – seit 1909 als Ordinarius – bis 1914 gewirkt hat. Die wissenschaftliche Frucht dieser Zeit war neben größeren Rezensionen, die eine Fülle fördernder Bemerkungen enthielten, eine Monographie über den großen Herodes. Sie wurde zwar als Lexikonartikel in der Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Supplementband 2, 1913) veröffentlicht, ist in Wahrheit aber ein Buch, und zwar die bis heute maßgebende Darstellung der Geschichte des berühmten Idumäers und seines Hauses. Wieder war es ein Thema aus

der Zeit des Hellenismus, dessen Behandlung detaillierte Kenntnis der orientalischen und der griechischen Welt voraussetzte. Gleich Eduard Meyer, den er nach seiner Promotion in Berlin gehört hatte, wo er seine ägyptologischen Studien bei Erman fortsetzte und auch ein begeisterter Hörer von Wilamowitz war, vermochte Otto noch die verschiedenen Sprachen des alten Orients zu beherrschen und die Geschichte seiner Völker selbständig zu erforschen. Heute, da die Zahl der bekannten Sprachen sich vermehrt hat, die Masse der Schriftdenkmäler ins Unübersehbare gewachsen ist, wäre dies nicht einmal mehr einem Orientalisten, geschweige denn einem zugleich um die griechisch-römische Antike bemühten Historiker möglich, selbst wenn er Ottos Arbeitskraft und Fähigkeit des Sichaneignens besäße.

Von Greifswald wurde Otto nach Marburg und bereits 1916 von dort nach Breslau berufen, wo er ebenfalls nur kurze Zeit blieb, um im Frühjahr 1918 nach München überzusiedeln, das dem Norddeutschen zur zweiten Heimat werden sollte. Hier hat er bis zu seinem jähen Tode am 1. November 1941 den Lehrstuhl für Alte Geschichte innegehabt und der Akademie zunächst als außerordentliches, seit 1920 als ordentliches Mitglied angehört. Wenn während des Jahrzehntes seit Ausbruch des ersten Weltkrieges keine großen wissenschaftlichen Arbeiten von ihm vorgelegt wurden, so lag dies vor allem daran, daß für den leidenschaftlichen Patrioten, der Otto von Jugend an war, politische Aufgaben in den Vordergrund getreten waren. Am Kriegsgeschehen leidenschaftlich teilnehmend, vom Zusammenbruch aufs tiefste getroffen, hat er 1919 in der Schrift „Deutschlands Schuld und Recht" sich mannhaft für die nationalen Belange unseres Volkes eingesetzt und ist auch in der Folgezeit nicht müde geworden, mit mahnender Stimme und organisatorischer Arbeit für den Wiederaufstieg Deutschlands zu wirken. Politiker und Historiker waren in ihm aufs engste verbunden; stets nährte sich seine Wissenschaft aus dem Erleben der Gegenwart.

Um die Mitte der zwanziger Jahre setzte die wissenschaftliche Produktion wieder mit voller Stärke ein. Aus einem Riesenreferat erwuchs das Buch „Kulturgeschichte des Altertums" (1925), das auf knappem Raume in ständiger Auseinandersetzung mit den Publikationen anderer Forscher viele anregende Beobachtungen und tiefdringende Erkenntnisse für den gesamten Bereich der Geschichte des Altertums bot. Vor allem aber zeitigte das folgende Jahrzehnt drei große, in den Abhandlungen der Akademie veröffentlichte Studien, an Gehalt Büchern gleich. Die bescheidenen Titel „Beiträge zur Seleukidengeschichte" (1928), „Zur Geschichte der Zeit des 6. Ptolemäers" (1934), „Zur Geschichte des Niederganges des Prolemäerreiches" (1938; zusammen mit seinem Schüler Hermann Bengtson), lassen nicht ahnen, wie

viele wichtige Vorgänge oder Erscheinungen hier geklärt, welche grundlegenden Einsichten in die Geschichte und politische Struktur der hellenistischen Staatenwelt gewonnen worden sind. Der Kampf der Seleukiden und Ptolemäer um Syrien, die Herrschergestalten des Ptolemaios III. Euergetes und des Antiochos IV. Epiphanes, die innere Zersetzung der Lagidendynastie seit 200 und nicht zuletzt, ja in besonderem Maße Roms Politik gegenüber den östlichen Mächten werden nicht nur bis in alle Einzelheiten erörtert, sondern als Ganzes neu gesehen und überzeugend gedeutet. Die Reife eines historischen Urteils, das sich an eigener politischer Erfahrung und in langer Beschäftigung mit der Geschichte des Altertums gebildet hat, gibt diesen Abhandlungen einen hohen, bleibenden Wert.

Dem ptolemäischen Ägypten haben noch zwei weitere, in den Schriften der Akademie publizierte Arbeiten Ottos gegolten, die „Ptolemaica" (1939) und die aus seinem Nachlaß von Friedrich Zucker herausgegebenen „Beiträge zur Hierodulie im hellenistischen Ägypten" (1950), doch haben sich seine Forschungen sowenig wie früher auf die hellenistische Welt beschränkt. Mit Studien zur Nobilität der Kaiserzeit (1916), zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius (1919 und 1923) und zur Vorgeschichte des zweiten Punischen Krieges (1931) hat er wertvolle Beiträge zur römischen Geschichte gegeben. Den Völkern des Nahen Orients waren größere Aufsätze über die Hethiterfrage (1917) und über die historische Bedeutung neugefundener babylonischer Texte (1925) gewidmet. Noch im Jahre seines Todes (1941) erschien eine bedeutende Abhandlung, die in kritischer Auseinandersetzung mit Hrozný die älteste Geschichte Vorderasiens aufzuhellen suchte. Auch die allgemeinen Probleme der antiken Kulturgeschichte, unter ihnen das der zeitlichen Begrenzung der als hellenistisch zu bezeichnenden Epoche, die er bis zum Ende des Altertums ausgedehnt wissen wollte, so daß Rom als ein, freilich besonderer Teil dieser Welt anzusehen wäre, haben ihn bis zuletzt beschäftigt. Eine an Howalds „Kultur der Antike" anknüpfende Schrift (1940) zeugt davon. Für die universalgeschichtliche Betrachtung, die nach seiner von Jugend an gehegten Überzeugung auch für das Altertum zu fordern war, ist Otto nach wie vor eingetreten und hat in seinen späteren Jahren (1932 und 1937) den von ihm eingenommenen Standpunkt theoretisch in gedankenreichen Aufsätzen begründet.

Praktisch hat er dieser Auffassung nicht nur in seinem eigenen wissenschaftlichen Lebenswerk, sondern auch als Mitherausgeber der „Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und Antiken Rechtsgeschichte" und namentlich als einziger Herausgeber des durch Iwan von Müller begründeten „Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft" Rechnung getragen. Unter seinen Händen sollte dieses Handbuch zu einem solchen der ge-

samten Altertumswissenschaft werden, universal insofern, als außer Griechen und Römern sämtliche alten Völker Europas und des Vorderen Orients einbezogen wurden, universal auch darin, daß alle Kulturbereiche in historischer Darstellung zu behandeln waren. Der Plan, den Otto für das neue „Handbuch der Altertumswissenschaft" entwarf, war gewaltig. Mehrbändige Sonderhandbücher wie ein „Handbuch der Archäologie", eine „Antike Rechtsgeschichte", ein „Byzantinisches Handbuch" hatten darin Raum neben den zum Teil schon vorhandenen Darstellungen der griechischen und römischen Literaturgeschichte, der Wirtschafts-, der Religions- und der politischen Geschichte. Manches war von Grund aus neu anzulegen, anderes unter modernen Gesichtspunkten neu zu gestalten. Als Ziel stand dabei dem Herausgeber die Erfassung und kritische Durchdringung des gesamten Stoffes der Altertumskunde vor Augen mit Berücksichtigung der schier unübersehbaren Forschungsliteratur. Es war ein Beginnen, dessen organisatorische Bewältigung fast über die Möglichkeiten eines einzelnen Gelehrten hinauszugehen schien. Walter Otto konnte es wagen. Dank seinem umfassenden Wissen vermochte er auf allen Gebieten sachkundig mitzuarbeiten, die Autoren mit Rat und Kritik zu unterstützen. Schwierigkeiten, die sich immer wieder auftürmten, meisterte er mit seiner eisernen Energie, so daß innerhalb zweier Jahrzehnte eine beträchtliche Zahl umfangreicher Einzelbände erscheinen konnte, die seither zum unentbehrlichen Handwerkszeug des Altertumsforschers gehören. Wie in seinen eigenen Arbeiten erscheint Otto auch hier als einer der letzten großen Positivisten der deutschen Altertumswissenschaft. Die Zeitbedingtheit des Unternehmens, dessen Fortführung heute bei der andersartigen Einstellung der meisten Forscher größten Schwierigkeiten begegnet, dessen Vollendung als unmöglich gelten muß, mindert die Bewunderung für die großartige Konzeption und Tatkraft seines Initiators nicht.

Dem Handbuch hat Otto einen großen Teil seiner Zeit und Arbeit geopfert. Denn ihm, der sein Leben und Tun unter das harte Gesetz sachlicher Pflichterfüllung gestellt hatte, war der selbstlose Dienst an der Wissenschaft oberstes Gebot. Niemand kann heute mehr ahnen und nur wenige ahnten einst, was alles in den von ihm betreuten Beiträgen auf ihn zurückgeht, wieviel er zu diesen Arbeiten und ebenso zu denjenigen seiner Schüler oder ihm geistig nahestehender Gelehrter an Hinweisen und kritischen Bemerkungen beigesteuert hat. Dabei zeigt gerade diese weithin anonym bleibende Hilfe, der Verzicht auf öffentliches Brillieren mit dem eigenen Wissen und Können den großen Gelehrten erst in seiner menschlichen Größe. Er hat die hohe Tugend der reinen Hingabe an die Sache allenthalben bewiesen, in besonderem auch als akademischer Lehrer. Ein strenger Lehrer, unerbittlich in dem, was Ernst, Fleiß und methodische Sauberkeit betrifft, aber trotz seiner

starken Persönlichkeit kein despotischer Lehrer, der den produktiven Wesenskern des Schülers vergewaltigt hätte. Sein Zwang beschränkte sich auf das Erziehbare. Im übrigen sollte der junge Mensch seinen eigenen Weg gehen, ihn freilich rechtfertigen können, wofür er selbst ihm das Beispiel gab. Durch das Vorbild seiner Haltung hat Otto am stärksten gewirkt. In ihm trat seinen Studenten, und nicht nur ihnen, ein aufrechter Mann entgegen, der sich über sein eigenes Tun Rechenschaft ablegte und mit kämpferischem Mut kompromißlos für seine Überzeugung eintrat, als Christ und Patriot, als Gelehrter und Organisator. Ein Mann der unbedingten Treue, die er den Menschen nicht anders als den Idealen und Grundsätzen hielt, zu denen er sich bekannte. Diese menschlichen Qualitäten, die auch seine Gegner anerkennen mußten, ehrten und hoben ihn höher, als wissenschaftliche Auszeichnungen, die er in reichem Maße empfing, es zu tun vermochten. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, in deren Schriftenreihen er einen großen Teil seiner Arbeiten veröffentlicht hat, darf sich glücklich schätzen, daß eine Gelehrtenpersönlichkeit von dem geistigen und menschlichen Rang Walter Ottos zwei Jahrzehnte hindurch ihr tätiges Mitglied war.

Literatur

Zu Robert von Pöhlmann: U. Wilcken: Jahrb. der Bayer. Akad. 1951, S. 146 ff. J. Kaerst: Histor. Vierteljahrsschr. 18 (1918), 236 ff.

Zu Walter Otto: A. Rehm: Sitz. Ber. Bayer. Akad. 1942, S. 1 ff. L. Wenger: Almanach der Wiener Akademie 92 (1942), 286 ff. (mit Schriftenverzeichnis). U. Wilcken: Hist. Ztschr. 165 (1942), 675 ff. Cl. Préaux: Chronique d'Égypte Nr. 43 (1942), 153 ff. E. Breccia: Scienza e Technica 6 (1942), 125 ff.

DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Von Franz Schnabel

Aus mancherlei Motiven und Interessen beschäftigt der Mensch sich mit der Vergangenheit, und in vielfacher Weise entspricht die Wissenschaft diesem Bedürfnis; denn gerade hier ist jede Methode bestreitbar und keine allgültig. In den zweihundert Jahren, auf die unsere Akademie der Wissenschaften zurückblickt, haben in ihr drei gültige Arten geschichtswissenschaftlichen Bemühens einander abgelöst. Zuerst, noch im 18. Jahrhundert, ist es die akademische und im eigentlichen Sinne gelehrte Geschichtsforschung, alsdann folgte eine aus der wissenschaftlichen Romantik stammende Geschichtsschreibung, und schließlich ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die mit methodischer Kritik arbeitende dokumentarische Forschung in Deutschland herrschend geworden und hat auch in anderen Ländern Europas Schule gemacht.

Wir beginnen demgemäß unseren Bericht mit den Forschern und Publikationen, die aus dem Archivgewölbe eines fürstlichen Hauses oder eines Hochstiftes oder einer Reichsstadt Urkunden, Akten und Chroniken zutage förderten und sie in stattlichen Folianten ausbreiteten, um so das Territorium oder die Korporation zu „illustrieren", zu beleuchten, Licht darüber zu bringen. Dies war nur möglich, wenn die alten Dokumente sachgemäß bearbeitet und interpretiert wurden, wenn sie also aus der vollen Kenntnis der sogenannten historischen Hilfswissenschaften nach dem schon damals erreichten Stande entziffert und datiert wurden, Schrift und Siegel geprüft und inhaltlich jeder Satz verglichen wurde mit allem, was bisher schon aus älteren Forschungen gewonnen war. Es erforderte diese Arbeit Gelehrsamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich die genaue Kenntnis der ganzen wissenschaftlichen Literatur und jeder einzelnen zugehörigen Angabe auch an den entlegensten Stellen.

Solch einen Polyhistor findet man im 18. Jahrhundert fast an jedem Hofe, bald hat er auch schon mit Vorliebe auf historische Studien sich spezialisiert. Da jedoch diese enorme Arbeit nur selten von einem einzelnen geleistet werden konnte, so entstand hier ein besonders fruchtbares Betätigungsfeld der Akademien, das die Notwendigkeit ihrer Existenz bezeugte.

Noch war die historische Kritik nicht gefunden oder nur erst in den Anfängen, obwohl Niebuhr, dem sie verdankt wird, einzelne Vorgänger hat. Noch begnügten diese Polyhistoriker sich damit, die Vorgänge aus mehreren Quellen auszugleichen; sie dachten nicht daran, die Geschichte der Überlieferung eines Vorganges zu erforschen, um seine Richtigkeit zu erproben; sie nahmen ihn als richtig oder unrichtig, je nachdem er ihnen möglich erschien oder nicht. Alles an den Werken dieser Art von Geschichtsschreibung – die Aufgabe, die fürstlichen Auftraggeber, die Polyhistoriker als Bearbeiter und nicht zuletzt die meist prunkvolle Ausstattung – weist auf das Zeitalter des Barocks.

Die Folianten dieser barocken Geschichtsforschung verstauben heute in endlosen Reihen auf den Gestellen alter Bibliotheken. Niemand liest sie. Die Staatsakten, die einst durch die Gunst Serenissimi zugrunde gelegt werden konnten, sind heute im Original jedermann zugänglich, der Inhalt jener Bücher ist daher aus der unmittelbarsten Quelle bekannt, wenn nicht gar lückenhaft oder überholt, und die Darbietung ist, weil alles Geschehen pragmatisch auf die aus den Akten sich ergebenden Taten zurückgeführt ist, meist trocken und reizlos. Samuel Pufendorf ist vielleicht noch der bedeutendste Schriftsteller unter ihnen. Nachdem er das Reich in seiner unförmigen Weite und seiner aller bundesstaatlichen Einheit noch ganz fernen, lockeren Form als „monstro simile" gekennzeichnet und dem überblickbaren, streng monarchischen Staat als dem Gebilde der Zukunft sich zugewandt hatte, ist Pufendorf in schwedischen Diensten der Geschichtsschreiber Gustav Adolfs geworden und hat dann im brandenburgisch-preußischen Dienste aus den dortigen Akten zusammengestellt die Taten Friedrich Wilhelms, „magni principis electoris": aus dem Titelblatte jenes Geschichtswerkes ist der vom Hofhistoriographen gespendete Ruhm als ständige Bezeichnung in alle Lehrbücher übergegangen. Neben Pufendorf kann als zweiter noch Leibniz genannt werden; denn er erhielt in Hannover den Auftrag, die Geschichte der Welfen zu schreiben. Er forschte, wie man aus seinen umfangreichen Quellenpublikationen feststellen kann, in bayerischen Klöstern und auch im Archiv von Venedig; aber er verliert sich vom Hundertsten ins Tausendste und hätte auch dann nicht fertig werden können, wenn er nicht philosophiert hätte.

Günstiger wird das Bild, wenn wir uns der Mitte des 18. Jahrhunderts nähern, als die vier Akademien der Wissenschaften – an Göttingen, Erfurt, München und Mannheim – gegründet wurden. Damals hat Johann Daniel Schöpflin, Professor der Geschichte und Eloquenz an der Universität Straßburg und „Historiographe du Roi", seine „Alsatia illustrata" aus Archiven und Bodenfunden zusammengestellt und seinem angestammten Landes-

herrn, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, die „Historia Zaringo-Badensis" in der gleichen Methode verfaßt. Er gibt eine Topographie des Landes, die durchleuchtet ist durch „illustrierende" Quellenstellen über Dörfer, Städte, Straßen. Goethe, der als Straßburger Student den greisen Gelehrten beobachtet hat, wie er im Hofe des Thomasstiftes eine Ansprache an die Kommilitonen hielt, hat uns die anmutige Szene übermittelt; und auch aus den Briefen Schöpflins, die RICHARD FESTER gesammelt und 1906 herausgegeben hat, tritt uns die würdige Gestalt des Mannes nahe. Die beiden prächtigen Werke Schöpflins werden auch heute noch konsultiert, denn der Verfasser behandelt die Frühzeit des oberrheinischen Landes, er ist da in der Landschaft ganz zu Hause, er kennt den totalen Bestand an Überresten und an Nachweisen aus den antiken Schriftstellern und übermittelt die wertvollsten Beobachtungen. Aber er kam doch zum Ergebnis, daß er ein drittes Werk dieser Art nicht mehr auf sich nehmen könne und überhaupt eine solche Aufgabe die Kraft eines einzelnen Forschers übersteige.

Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz wollte nämlich hinter seinen Nachbarn, dem allerchristlichsten König und dem badischen Markgrafen, nicht zurückstehen; er wünschte sich ein Pendant zu den beiden repräsentativen Werken des berühmten Straßburger Professors. Schöpflin dürfte sich jedoch außerstande erklärt und wohl darauf verwiesen haben, daß dazu eine gelehrte Gesellschaft gestiftet werden möchte. Da wurde in München, in der Residenzstadt der anderen wittelbachischen Linie, die Bayerische Akademie der Wissenschaften gegründet. Der Stiftungsbrief ist, wie erwähnt, vom Kurfürsten Maximilian III. Joseph unterzeichnet mit Datum vom 28. März 1759. Im August dieses Jahres hatte dann Schöpflin die erste, dreistündige Audienz beim Kurfürsten Karl Theodor, und zwar in Schwetzingen. JOHANN GEORG LORI*, der Sekretär der Bayerischen Akademie, hatte ihm die Statuten der neuen Gründung zugesandt. Schöpflin schreibt an Lori am 28. August 1759, der Brief ist in den „Mannheimer Geschichtsblättern" 1906 gedruckt: „C'est à Schwetzingen que j'ai appris la première nouvelle de l'érection de cette académie. Elle m'a donné l'occasion d'animer Son Altesse Electorale Palatine d'en ériger une aussi dans ses états". Schon standen in den pfälzischen Landen zwei Gelehrte zur Verfügung, die in der Quellenforschung sich auskannten und so bekannt waren, daß sie soeben unter die ersten Mitglieder der Bayerischen Akademie aufgenommen worden waren. Unsere Liste von 1759 weist aus den Bibliothekar und Geschichtsprofessor am Hofe zu Zweibrücken GEORG CHRISTIAN CROLLIUS, ursprünglich mit Namen Kroll: er war ein vorzüglicher Lateiner, der die Quellen zur Geschichte der Römer am Rheine kannte und sehr verdient war um die berühmte Zweibrücker Ausgabe antiker Klassiker, die weit verbreitete Bibliotheca Bipontina. Ferner

finden wir in der Münchener Liste von 1759 noch den kurpfälzischen Hofhistoriographen Jakob Christoph Kremer in Mannheim; er entstammte einem wohlhabenden Hause der Reichsstadt Worms, war ganz unabhängig und so gestellt, daß er alle seine Zeit seinem Geschichtswerk über Friedrich den Siegreichen von der Pfalz widmen konnte; das stattliche Werk ist 1765 in zwei Bänden im Druck erschienen mit einem umfangreichen Anhang vorzüglich kopierter Texte von Urkunden; bis heute ist es unentbehrlich.

Die Vorbedingungen für die Begründung einer Akademie der Wissenschaften waren am kurpfälzischen Hofe auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete günstig. Es hat aber doch noch drei Jahre gedauert, bis die Akademie ins Leben trat. Schöpflin empfahl dem Kurfürsten seinen Schüler, den Elsässer Andreas Lamey, der ganz in seine Methode eingearbeitet war. Dieser wurde zum „secretarius perpetuus" der Akademie, also zum wissenschaftlichen Leiter ernannt und ist es während der ganzen Zeit, da die Akademie bestand, fast vierzig Jahre lang, geblieben. Schöpflin wurde Präsident der Akademie – was nur eine Ehrenstellung war, von der eine aktive Arbeit oder auch nur der Wohnsitz in Mannheim nicht erwartet war.

Die beiden Akademiegründungen der Wittelsbacher – in München 1759 und in Mannheim 1763 – sind also nicht ohne enge Berührung miteinander geschehen. Ausdrücklich wird bei der feierlichen Eröffnung in Mannheim Bezug genommen auf die Schwester in München: „Boica, germana et amicissima Theodorae Palatinae soror"! Die Akademien in München und in Mannheim wurden ganz unabhängig von den Landesuniversitäten zu Ingolstadt und zu Heidelberg errichtet: „praeter antiquissimam nostram Universitatem Heidelbergensem" – heißt es im Stiftungsbrief, datiert aus Mannheim den 15. Oktober 1763 – „diplomate hoc nostro solemni novum doctorum virorum collegium instituimus". Und beide akademische Kollegien hatten auch die gleichartige Bestimmung, welche lautete: die Wissenschaft steht im Dienste des Gemeinwohls! Für die historische Klasse und ihre Forschungen hieß dies, daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens ist; damit sie dies werden kann, sind zunächst die geschichtlichen Tatsachen zu eruieren, und diese kann man nur erkennen, wenn man bis zu den Anfängen zurückgeht. Es ist nach dem in der Einleitung unserer Festschrift Gesagten nicht nötig, nochmals darzulegen, wie da eigentlich jeder Satz falsch ist. Denn die Wissenschaft ist nicht nur angewandte Wissenschaft, und die Geschichtswissenschaft ist nicht nur oder auch nur vorzugsweise Lehrmeisterin, sondern zu ihrem erfolgreichen Studium gehört auch die Freude, die das Erkennen und das Staunen über das Gefundene bereiten, und es ist auch ein ästhetischer Genuß, durch den Reichtum der Jahrhunderte zu wandern. Die Anfänge aber zu studieren führt selten zu einem Ziele, denn alle

Anfänge sind dunkel und von den Beteiligten oft sehr sorgfältig zugedeckt. Es genügt uns hier festzustellen, daß nun zwei Akademien da waren, die im Sinne der beiden fürstlichen Stifter den Schwerpunkt ihrer gelehrten Arbeit im Studium der Landesgeschichte, der Territorialgeschichte fanden und dabei mit der gleichen Methode und dem gleichen Ziele die Frühzeit des bayerischen und des rheinischen Landes zu erhellen begannen; das Territorium des Kurfürsten von der Pfalz reichte ja von Bretten bis Bacharach und Caub, und auch Düsseldorf gehörte dazu, aus dem Neuburg'schen Erbe. Wie stark der Fortgang der Wissenschaften an die kurpfälzische Akademie geknüpft blieb, obwohl diese schon mit dem Anfall der Kurpfalz an Baden 1803 erloschen ist, kann man in vorzüglichen Monographien nachlesen. Denn die Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschungen ist schon vor einem halben Jahrhundert von Adolf Kistner mustergültig aus den „Acta Academiae Palatinae" herausgearbeitet worden; und die Geschichte der Geschichtsforschung in der kurpfälzischen Akademie hat jetzt Peter Fuchs in München dargestellt; das stattliche Werk – „Palatinatus illustratus" betitelt – wird gegenwärtig durch die „Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz" in einem Mannheimer Verlage gedruckt.

Schwieriger ist es, von den Historiographen der Kurbayerischen Akademie einen lebendigen Eindruck zu erwerben. Die kurpfälzischen Akademiker, die zur gemeinsamen Forschung sich zusammenfanden und die Arbeit in Gang hielten – Andreas Lamey, Georg Christian Crollius und Jakob Christoph Kremer – gingen ganz in ihrem gelehrten Berufe auf, sie waren Protestanten, und zwar Lutheraner, kümmerten sich nicht um die Politik des Landes und nicht um den konfessionellen Hader, der auch noch unter Karl Theodor zwischen der kurfürstlichen Verwaltung in Mannheim und dem reformierten Kirchenrat in Heidelberg ausgetragen wurde. Diese Gelehrten widmeten sich unter dem Protektorate des Landesherrn ganz der Entzifferung von Handschriften, dem Ausbau der historischen Hilfswissenschaften und – da sie auf altem Römerboden zu forschen hatten – den Nachweisen der lateinischen Autoren; sie wuchsen an ihren Aufgaben. Georg Heinrich Pertz und seine Schule haben immer dankbar anerkannt, welche wertvolle Vorarbeit ihnen durch die kurpfälzischen Akademiker geleistet worden war. Die bayerischen Geschichtsforscher dagegen waren katholische Geistliche, und darunter befanden sich auch viele hohe Prälaten; sie standen nicht nur in dem stillen Dienste an Kodizes und Pergamenten, sie gehörten zu den Regierenden und Verantwortlichen im Herzogtum oder in den Reichsabteien, sie waren entweder wie Lorenz von Westenrieder* mehr Publizisten der Aufklärung als Forscher oder sie standen in der vordersten Front, gegen die sich der Ansturm der Aufklärung richtete. Sie waren Träger und Repräs-

sentanten der Kultur des Barocks, von dieser aber hat sich die Geschichte Europas schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, schon seit den Anfängen der Bayerischen Akademie und der Aufklärung fortbewegt.

Immerhin ist der bedeutendste Gelehrte unter den schon 1759 in der ältesten Liste unserer Akademie genannten Mitgliedern so verdient um die historische Forschung, daß sein Andenken auch heute noch nicht erloschen ist. FROBENIUS FORSTER*, Fürstabt zu St. Emmeram, hat gemeinsam mit seinen Mönchen die berühmte Ausgabe der Werke Alcuins zustande gebracht: "Beati Flacci Albini seu Alcuini abbatis Caroli Magni regis ac imperatoris magistri opera", gedruckt in Regensburg 1777. Sie hat zur Grundlage eine erste Ausgabe des 17. Jahrhunderts, welche besorgt ist „a viro clarissimo D. Andrea Quercetano", also von André Duchesne. Die Werke sind nach der Erstausgabe „de novo collecta, multis locis emendata et opusculis primum repertis plurimum aucta variisque modis illustrata". Die Ausgabe ist angefertigt „cura et studio Frobenii, Sacri Romani imperii principis et abbatis ad St. Emeram Ratisbonae". Dies alles erfahren wir aus dem Titelblatt des zweibändigen prunkvollen Werkes. Wenn wir die Forschung über Alcuin verfolgen, dann sehen wir, wie unentbehrlich diese Ausgabe bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Zeugnis davon geben Anton Schönbach in seiner Geschichte der Evangelienkommentare (1903), Paul Lehmann in seinen von unserer Akademie herausgegebenen Bibliothekskatalogen des Mittelalters (1918), Bernhard Bischoff in seinen Forschungen über das Kloster Chelles an der Marne, dem Gisla, die Schwester Karls des Großen vorstand (1957) und als jüngste Forschung auf diesem Gebiete Anton Largiadèr in der wissenschaftlichen Bearbeitung der von ihm entdeckten und jetzt in Zürich befindlichen Alcuin-Handschrift des 10. Jahrhunderts (1958). Frobenius Forster hat, wie aus dem Vorwort seines Werkes ersichtlich ist, die Ausgabe dem Gründer unserer Akademie, dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph gewidmet, und sie ihm im Jahre des Erscheinens 1777 feierlich überreicht. Am vorletzten Tage jenes Jahres ist der Kurfürst dann gestorben, die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach erloschen. Mit Karl Theodor von der Pfalz, der nun Mannheim mit München vertauschte, ist dann vollends die Aufklärung in Bayern und in den umliegenden Territorien zur Herrschaft gelangt und hat den Barock in üblen Ruf gebracht. Daß die Regierungszeit des Fürstabtes Frobenius überhaupt die Zeit der höchsten Kulturblüte des Klosters gewesen ist, wird heute erst allmählich wieder durch unsere voranschreitende Forschung sichtbar.

Es braucht hier nicht im einzelnen dargestellt zu werden, wie Aufklärung und Klassizismus die Dunkelheit, die Willkür und Grillen, die Schnörkel mit Spinngeweben und Staub hinausgefegt haben aus den Räumen von

Stadt und Staat. Neben dem mittelalterlichen, dem barocken München erhob sich bald die lichte Ludwigsstadt. Und in anderen Teilen Deutschlands, am Bodensee etwa, hat der Wessenbergianismus mit seinem hellen und von aller Mystik gelösten Christentum auch saubere, glatte, klassizistische Dorfkirchen errichtet, in denen sich weder Staub noch Spinnen festhalten können. Daß sich eine Barockkirche besser in das Bild der deutschen Landschaft einfügt als eine klassizistische, wurde schon bald nicht mehr gesehen. Der weltliche Geist des 19. Jahrhunderts hat alles, was zur geistlichen Kultur der Vergangenheit gehörte, als minderwertig angesehen. Als Franz Xaver Wegele im Auftrage der „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" im Jahre 1885 sein fleißiges Werk über die Geschichte der deutschen Historiographie herausbrachte, da wurde getadelt, daß er viele hundert Seiten den Forschern aus der humanistischen und aus der Barockzeit, den „Helden, die vor Agamemnon starben" gewidmet habe. Noch war es nicht Brauch, den Ausdruck Barock auch außerhalb der Kunstgeschichte zu verwenden. Aber mit den Bauten, Gemälden und Skulpturen des Barocks wurden auch alle anderen kulturellen Hervorbringungen jenes Zeitalters zugedeckt durch das fortschrittsgläubige Bürgertum, das mit dem Kampfe gegen die Entartungen der absoluten Monarchie, gegen den Schwulst des Barockfürstentums begonnen hatte und, obwohl es Raum erhielt für eine Geschichtsschreibung großen Stiles, doch niemals zu einem allseitigen Bilde jener Periode der abendländischen Geschichte vom Mittelalter bis zur alten Monarchie und der von ihr geschaffenen und geschützten Kultur gelangt ist. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften aber war schon durch ihre Herkunft aus dem Geiste eines Ickstatt*, Lori und Westenrieder eine Hochburg der Aufklärung und dann des Liberalismus; und die geringschätzigen Urteile über die vergangene Zeit, aus der die Akademie herausgeführt habe, erreichten ihren Höhepunkt im Kulturkampfe, wo München seit Döllingers Odeonsvorträgen von 1862 im geistigen Zentrum stand und Döllinger am Abend seines langen Lebens als Präsident der Akademie in seinen alljährlichen Festreden die Leistungen der Akademie zu dem Zustande vorher in einen den Zuhörern erbaulichen Kontrast stellte. Die maßgebenden Historiker in der Akademie – August Kluckhohn, Karl Theodor Heigel*, Sigmund Riezler* – gaben vom hohen Piedestal herab die gleiche Meinung.

Die Wiedererweckung des Barocks geschah zuerst von Dresden aus mit den kunstgeschichtlichen Werken von Cornelius Gurlitt. Die Entwicklung hat sich dann auf ästhetischem Gebiete ziemlich rasch vollzogen; schon um 1920 findet man nur schwer noch einen Zugang zu Schinkel; denn „zwischen Schinkel und uns steht der Barock!" Gleichzeitig beginnt man das Wort Barock auszuweiten, so wie ein Jahrhundert vorher mit dem Worte Renaissance ge-

schehen war. Wilhelm Hausenstein schildert den Barock 1920 als Gesamterscheinung und kennzeichnet ihn als den Stil der Vergeudung. Es kommt hinzu, daß inzwischen auch Döllingers Akademiereden und Essays sowie die Geschichtswerke seiner Gefolgsleute, die alle so viel Staub auf der Literatur und der Wissenschaft der Barockzeit hatten liegen sehen, selbst nun auch nicht mehr vom Staub der Jahre gereinigt werden konnten und durch das Sieb der Zeit hindurchfielen. Es ist das Verdienst von MAX SPINDLER und seiner Schule, daß nach den inzwischen berühmt gewordenen Meistern des bayerischen Barocks auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens nun auch die Geschichtsforscher und Antiquare der bayerischen Akademie des 18. Jahrhunderts gewürdigt werden. Andreas Kraus hat 1956 in einer umfangreichen Monographie den Pater ROMAN ZIRNGIBL* von St. Emeram, seine gedruckten Forschungsarbeiten und seinen handschriftlichen Nachlaß ans Licht gezogen. Wir erfahren hier von den vielfachen Bemühungen der Benediktiner, innerhalb ihrer Kongregation eine gelehrte Gesellschaft zu bilden, die nach dem Vorbilde der Mauriner in Gemeinschaftsarbeit die historischen Studien voranbringen sollten. Da aber dies nicht recht gelingen wollte, entschloß sich der junge Pater, den benediktinischen Fleiß und Forschergeist in die Akademie des Kurfürstentums zu tragen. Er löste 1776 eine von ihr gestellte Preisfrage, indem er Ordnung brachte in die Reihe der bayerischen Herzöge aus dem Hause der Agilolfinger; seit Aventin war die Reihenfolge immer unsicherer und wirrer geworden. Die Arbeit zeigte, wieviel man in den bayerischen Klöstern an Anwendung der genealogischen und chronologischen Grundregeln von den Maurinern gelernt hatte, und der Fortschritt der geschichtlichen Wissenschaft, der durch diese Preisschrift erzielt wurde, ist bis in unsere Geschichtsbücher erkennbar. Zirngibl löste auch noch eine zweite Preisfrage, in der verlangt war, die Gaue und die Grafen des karolingischen Bayerns zu bestimmen. Es war eine Aufgabe, die im Hinblick auf das kurpfälzische Gebiet bearbeitet zu haben heute zu den bedeutsamsten Verdiensten Lameys gehört; die Gaubeschreibungen sind sein konstantes Thema, sie ziehen sich durch alle sieben Bände der Acta Palatina hindurch. Doch auch aus Bayern lagen schon Vorarbeiten vor. Die Akademie trat hier offensichtlich in eine im Lande schon bestehende gelehrte Tradition, und sie wählte denn auch Zirngibl gleichzeitig mit Westenrieder zu Mitgliedern. Wie sehr von nun an die Leitung der Akademie und die Studien dieses gelehrten Paters konform gingen in Richtung auf bedeutende historische Fragen und was dadurch in der Wissenschaft bewirkt wurde, mag man bei Andreas Kraus im einzelnen nachlesen.

Derselbe Autor, Andreas Kraus, hat auch eine Darstellung ausgearbeitet, aus der sich ergibt, was alles in den wissenschaftlichen Instituten Deutsch-

lands während des 18. Jahrhunderts durch historische Forschung zutage gefördert worden ist. Dem gleichen Kreise junger Münchener Historiker gehört Ludwig Hammermayer an mit seinen 1954 erschienenen Studien zur Gründungs- und Frühgeschichte der Bayerischen Akademie, die fortgesetzt werden. Die gelehrte Tradition, an die in Bayern 1759 angeknüpft werden konnte, reicht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Carl Meichelbeck, der seine Geschichte des Hochstiftes Freising in einem mächtigen urkundlichen Werke noch vor 1750 herausgebracht hat, ist monographisch in seiner Bedeutung sichtbar geworden, seit Franz Ludwig Baumann in einer Festrede in unserer Akademie seiner 1897 zuerst wieder gedacht hat. Aber Lorenz Westenrieder muß noch nach dem Vorbilde des Krausschen Buches eine auf seine Schriften und auf die Überreste seiner Papiere gegründete Biographie erhalten, bevor man ihm seine Stellung in der Wissenschaft und in der Literatur zuweisen und ihn in die Geschichte unserer Akademie endgültig einreihen kann. Max Spindler zählt noch manchen fruchtbaren Historiker des bayerischen Stammes auf, der seine Würdigung noch erwarten darf; ziemlich vollständige Nachlaßsammlungen sind vorhanden und noch unausgewertet. Außer Forster ist da vornehmlich an den Hofbibliothekar Andreas Felix Oefele* zu denken, dem man die „Rerum Boicarum Scriptores" verdankt. Und das Hauptwerk der Historischen Klasse, die „Monumenta Boica", bedürften wohl auch noch einer genauen Analyse der Entstehung und des Fortganges wie desgleichen noch ein anderes Gemeinschaftsunternehmen, die Tegernseer Ausgabe des Lorscher Codex, die so peinlich mit der Lameyschen Ausgabe kollidierte. Man sieht, die Geistesgeschichte Bayerns im 18. Jahrhundert muß erst noch geschrieben werden, und zwar sorgfältiger und mit größerer Achtung vor der Würde der Geschichte, als Döllinger und Heigel gemeint haben – ehedem zwei Präsidenten unserer Akademie, beide höchst unterschiedlich nach Rang und Ansehen in der Welt, aber in ihren Mitteilungen und Urteilen gleichmäßig an der Oberfläche haftend. Erst wenn die Vorarbeiten geleistet sind, kann man daran denken, die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit gutem Gewissen darzustellen.

Es bleibt auch dann noch zu beachten, daß die Geschichte der Akademien durchaus noch nicht die ganze Geschichte der Wissenschaften ist und daß dies nicht nur für die Geschichte unserer Korporation in München gilt. Wo die Akademien ihrem ursprünglichen Sinn und Zweck entsprochen haben, sind die großen Serienwerke und die dazugehörigen Parerga ihr Arbeitsfeld geblieben. Infolgedessen haben auf dem Gebiete der Geschichtsforschung durchaus wie in München so überall die Antiquare und die Forscher in Akten und Urkunden den Ruhm der Akademien begründet und bewahrt; die

Arbeiten individueller Natur konnten auf diesem Boden nicht erblühen. Wenn Wilhelm Dilthey in einem berühmten Aufsatze darstellt, wie das 18. Jahrhundert, das man so gerne ein Zeitalter unhistorischen Denkens nennt, doch ein ganz neues Verhältnis zur Geschichte und eine Geschichtsschreibung hohen Ranges hervorgebracht hat, so ist da von Verdiensten der Akademien keine Rede; sie haben Justus Möser, Eduard Gibbon, Johannes Müller, Niebuhr und Ranke nicht ermöglicht; hätten diese ihrer bedurft, so wären ihre Werke niemals zustande gekommen. Mit tiefer Bewegung lesen wir in Gibbons Briefen, welcher enorme Aufwand notwendig war an individueller Kraft, an persönlicher Hingabe, an Treue zum Werke und an Mut, sich vor sich selbst zu rechtfertigen wegen der Opfer, die ein weltgeschichtliches Drama vom späten Bearbeiter verlangt, dem das Leben auch noch andere edle Chancen bietet. Mitten in der Arbeit an den Bänden, die den Zerfall des Römerreiches schildern, schreibt er: „nor is it so small a work as you may imagine to destroy a great Empire". In einem ehedem sehr berühmten Briefe schildert er die Nacht des 27. Juni 1787 zwischen der elften und der zwölften Stunde, wie er die letzte Seite geschrieben hat und die Feder niederlegt – erfüllt „von Freude über die Wiedergewinnung meiner Freiheit und, vielleicht, die Begründung meines Ruhmes"; aber bald gesellt sich auch die Melancholie dazu, daß er nun für immer Abschied genommen hat von einem alten und angenehmen Gefährten: „I look back with amazement on the road, which I have travelled, but which I should never have entered had I been previously apprized of its length".

Erst als die neue Art des Forschens und Denkens in großen Geschichtswerken sich manifestiert hatte, hat es auch in die Akademien Unruhe gebracht, daß man nun Geschichte erlebt hatte und darüber notwendigerweise unglücklich geworden war. Denn mehr als jede andere Wissenschaft ist die historische verflochten in die Weltbegebenheiten des Geistes und der Staaten – in Restauration und Revolution, Nationalkriege und Weltkriege, Kulturkampf und Diktatur. Die wissenschaftliche Romantik, von der da zunächst zu sprechen ist, hat in unserer Akademie mehr in Philosophie und Sprachforschung als in der Geschichtsschreibung geherrscht. Sie konnte ein ernstes Hindernis für den kontinuierlichen Fortgang der Wissenschaft werden, denn sie wollte nichts von einer historisch genauen Untersuchung wissen und ließ das Alte auch nicht als das Alte stehen, sondern wollte es durchaus in die Gegenwart verpflanzen: so hatte schon 1809 Jacob Grimm seine historische Forschung von der unexakten und modernisierenden Art unterschieden, in der die Sammler von „Des Knaben Wunderhorn" vorgegangen waren. Die Romantik ist die Antwort nicht schuldig geblieben, Sulpiz Boisserée sprach von Jakob Grimms „Andacht zum Unbedeutenden". Der Aus-

druck ist im Gespräch mit Goethe gefallen, und zwar in tadelndem Sinne. Daß er dann häufig zum Lobe des Jacob Grimm verwendet wird, trifft den Unterschied zwischen den beiden, über die Antiquare hinausstrebenden Richtungen auch wieder nicht. Zu der wissenschaftlichen Art, die Jacob Grimm, SAVIGNY* und RANKE* vorgebildet haben, gehörte auch, wie wir von Jakob Grimm vernehmen, eine Abneigung gegen alles, was nur Detail ist; er verlangt das „Durchdringen des Ganzen". Denn „nicht zu sehen, daß es noch eine Wahrheit gibt außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken – das ist höchst unkritisch."

In München ist das in der alten Akademie vor 1808 mühsam vorangebrachte Interesse der Forschung auch nachher nicht mehr erlahmt, auch nicht wie anderwärts irre gemacht worden. Es gab da weder Schriftsteller, die wie in Berlin FRIEDRICH V. RAUMER die Grenzen zwischen Historie und historischem Roman niederlegten, noch einen Pathetiker wie Heinrich Luden in Jena, noch so rastlos die Zukunft bedenkende Politiker wie G. G. GERVINUS in Heidelberg: erst spät, erst 1863 wurde dieser in Verbindung gebracht zu unserer Akademie, und als er 1871 starb, hat der ihm so unähnliche Ranke vor unserer Akademie jene Gedächtnisrede gehalten, die als ein Meisterwerk diplomatischer Aussage bewundert wurde. König LUDWIG I.* hat neben der Philosophie die Geschichtswissenschaft besonders hoch eingeschätzt im Hinblick auf das, worauf es ihm ankam, nämlich den Staat und den Thron zu stützen. Er hat sich, als er 1826 die Universität von Landshut nach München verlegte, die Besetzung des Lehrstuhls der Geschichte persönlich sehr angelegen sein lassen. Es war an Friedrich v. Raumer gedacht, an Luden; auch Ranke, der junge Extraordinarius in Berlin, hatte sich bemerkbar gemacht. Aber der König wollte, daß JOSEPH GÖRRES aus der Emigration in die deutsche Heimat zurückkehre, und knüpfte an dessen Kommen die größten Hoffnungen für Thron und Altar. Görres* sollte über Geschichte Vorlesungen halten, aber er wurde nicht näher verpflichtet; schon bald wurde er auf sein Ansuchen von allen Fakultätsgeschäften und Prüfungen befreit, er besaß eine Stellung, wie sie in damaliger Zeit öfters an Universitäten sich fand und wie sie bei der Erneuerung der Universität Heidelberg durch den badischen Staat 1807 JOHANN HEINRICH Voss erhielt – „weil eine neue Akademie doch auch etwas Glänzendes vom Giebel herab schimmern lassen soll", wie der Minister sich damals ausdrückte. Görres gedachte in der Universität über Geschichte „Altdeutschlands", zumal über die germanischen Stämme Vorlesungen zu halten – entsprechend den Interessen, die ihn im Zeitalter der Freiheitskriege bewegt hatten; aber schon bald traten in den Vordergrund die weltgeschichtlichen Aspekte vom Boden der katholischen Romantik. Seine wissenschaftliche, literarische Arbeit galt der christlichen Mystik

– dem großen Werke und kleineren Untersuchungen; seine ausgebreitete publizistische Tätigkeit aber richtete sich auf die Befestigung des christlichen und katholischen Prinzips. Die große Stellung, die er in München einnahm, gründete sich auf den Beitrag, den er zur religiösen Erweckung und zum beginnenden kirchenpolitischen Kampfe geleistet hat in einer Stadt, die hierfür eine ihm günstige Estrade bot. In die Akademie wurde er erst 1842 gewählt. Aber die Kämpfe, in deren Mitte er stand, haben auch nach seinem Tode sich immer wieder erneuert und die Tätigkeit der Akademie stark politisiert. Sein Antipode, Friedrich Thiersch, hatte in der Akademie eine unangreifbare Position, da er verstand, die Gunst der Könige sich zu erhalten.

Auch der Neffe und Schüler von Joseph Görres, und auch er Rheinländer, Ernst v. Lasaulx* – seit 1844 Mitglied der Akademie –, hat nicht eigentlich als Geschichtsschreiber sondern als Geschichtsphilosoph seinen Platz in den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Auch sein Ruhm hat zwischen den Zeiten geschwankt; er ist unabhängig geblieben vom Wechsel des Parteigeistes, und zu Lebzeiten hat Lasaulx überhaupt keinen Einfluß ausgeübt, die wissenschaftliche Romantik ist mit ihm und Bachofen gestorben. Dies hat auch die materialreiche Biographie, die der Würzburger Philosoph Remigius Stölzle ihm 1904 gewidmet hat, nicht ändern können. Aber ein halbes Jahrhundert später, 1952, ist seine „Philosophie" der Geschichte durch den Innsbrucker Literarhistoriker Eugen Thurnher neu herausgegeben worden; und dabei wurde darauf aufmerksam gemacht, wie stark der Münchener Akademiker auf dem Wege über Jakob Burckhardt und Oswald Spengler auf die Gegenwart einwirkt. Lasaulx wie Burckhardt gehören zu den prophetischen Gestalten des 19. Jahrhunderts, zu denen man auch Tocqueville und Donoso Cortés zählt. Von dem Begriff der „beschleunigten Bewegung", der in Burckhardts Lehre von den historischen Krisen eine so große Rolle spielt, spricht Lasaulx schon 1852 in einem seiner Münchener Vorträge; er beschreibt die kommende „Entindividualisierung" durch den Eintritt der Massen in die Weltgeschichte und durch die bevorstehenden Weltkriege; den Trost aber findet er im historischen Erkennen und Begreifen. Für den „heroischen Pessimismus" dürfte im 19. Jahrhundert kein Platz gewesen sein, auch in der Bayerischen Akademie drangen mächtig voran der Optimismus und der Fortschrittsglaube, den Döllinger dann in seinem Alter als Wortführer des Zeitgeistes und der in der Akademie vorherrschenden Stimmung verkündet hat.

Von Ignaz Döllinger*, der unserer Akademie überfünfzig Jahre lang – viele Jahre hindurch als Präsident – angehört hat, kann hier nur kurz gesprochen werden. Sein Fach war die Kirchengeschichte, sein Weltruhm war begrün-

det in der enormen Gelehrsamkeit, die er sich angeeignet hatte, so daß er über eine Kenntnis der geschichtlichen Quellen und der Literatur verfügte wie sonst kaum ein anderer; wie seine Briefe zeigen, hat er die Hauptsprachen Europas mit einer Virtuosität beherrscht, die selten ist. Es war ihm durch alles dieses möglich, im Mittelpunkte weitreichender internationaler Beziehungen zu stehen zu einer Zeit, wo in allen voranschreitenden Völkern Europas Männer von Rang die geschichtlichen Wissenschaften ausbauten und durch ihre Ergebnisse den öffentlichen Geist zu gestalten strebten. Manche seiner Schüler wie KONSTANTIN HÖFLER, JOHANN FRIEDRICH und – unter ihnen der bedeutendste – LORD ACTON haben sich um den Fortgang unserer Wissenschaft große Verdienste erworben und unserer Akademie lange Zeit angehört. Über dieses alles und noch einiges mehr kann man sich jetzt informieren in dem überaus sorgfältig gearbeiteten, 1955 erschienenen großen Werke von Stefan Lösch, das sehr viel mehr enthält, als der Titel – „Döllinger und Frankreich" – vermuten läßt. Ausdrücklich muß auch hingewiesen werden auf die in drei Bänden gesammelten „Akademischen Vorträge", die Döllinger in München, in der Universität oder in der Akademie gehalten hat und an denen man die aufs höchste verfeinerte Kunst des historischen Essays bewundern kann. Es ist dies eine bezeichnende Literaturgattung, die das 19. Jahrhundert geschaffen hat; in F. A. MIGNET hat der Präsident der Bayerischen Akademie sein großes Vorbild gesehen. Für die Geschichte unserer Institute haben diese drei Bände dokumentarischen Wert; sie enthalten die Gedächtnisreden auf viele verstorbene Mitglieder, Überblicke über die Arbeiten der Akademie auf einzelnen Gebieten der Wissenschaft, die Festreden und die wissenschaftlichen Vorträge – alles zugleich auch gebunden an den Zeitgeist, was ein Lob ist für den Politiker und nicht so sehr für den Historiker. Denn der Geschichtsschreiber wird es mit Tacitus halten, aus dessen Werken man nichts über den Verfasser erfährt; das ist ein Kreuz für seinen Biographen, aber sein Ruhm als Historiker. Wer dagegen sich über die Meister der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert unterrichten will, hat es leichter, sich der persönlichen Details zu bemächtigen. Denn jenes Jahrhundert ist im höchsten Grade politisch und polemisch gewesen.

Die überragende Gestalt Döllingers, die nicht nur der Geschichtswissenschaft angehörte, soll hier nicht als der alleinige Zeuge aufgeboten werden für unseren Satz, daß die Kontinuität der historischen Forschung in München auch durch den „Einbruch" der wissenschaftlichen Romantik nicht unterbrochen worden ist. Wo man in der Geschichte eine Lücke zu sehen glaubt, ist dies meistens auf den Betrachter zurückzuführen, auf die Lückenhaftigkeit seiner Forschung. Die unscheinbare Arbeit, der man die „Monu-

menta Boica" verdankt, ist auch nach 1815 mit Erfolg weitergeführt worden. Das neue Königreich Bayern – und unsere Akademie seit 1811 – besaß auch in KARL RITTER V. LANG* einen Vorstand der staatlichen Archive, der im Gedächtnis der Nachwelt zwar mehr durch seine Memoiren weiterlebt und dort als Beamter, malcontent und mit böser Zunge vor den Leser tritt. Aber sein Regestenwerk über die bayerische Geschichte ist von seinem größeren Nachfolger Joh. Friedr. Böhmer als ein guter Anfang in dieser Kunst anerkannt worden. Auch die drei Mitglieder der Familie von Aretin sind hier dankbar zu nennen. JOHANN ADAM V. ARETIN, der Diplomat, war seit 1808 Ehrenmitglied der Akademie und lebt in der deutschen Geistesgeschichte weiter vor allem als ein Mitbegründer der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", die unter der Leitung von Pertz die von den Antiquaren der Mannheimer und der Münchener Akademie so eifrig gepflegte Editionstätigkeit im größeren Rahmen der deutschen Geschichte und mit verfeinerten Methoden durch ein Jahrhundert und bis heute durchgeführt hat. Der Bruder von Johann Adam war der Freiherr JOHANN CHRISTOPH V. ARETIN, Mitglied der Akademie seit 1799; sein „Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie" ist von ROTTECK fortgesetzt worden und interessiert den Historiker als eine wichtige Quelle für die Geschichte des frühen Liberalismus in Deutschland. Und dessen Sohn KARL MARIA V. ARETIN*, Mitglied seit 1841, hat mit der Aufgabe begonnen, die bayerische Geschichte des 16. Jahrhunderts und zumal die Geschichte des Herzogs und Kurfürsten Maximilian auf Grund aktenmäßiger Beweise von dem Schmutze zu befreien, den die Schriftsteller der Aufklärung auf die Vergangenheit geworfen hatten. Zu einer Biographie großen Stiles konnte auch ein Gelehrter, der täglichen Zugang zu den Akten hatte, damals noch nicht gelangen; sie ist im Hinblick auf den großen Reichsfürsten bayerischen Stammes auch heute noch ein Desiderium unserer Wissenschaft. Erst mußten von einem ganzen Heere rühriger Konservatoren die Magazine geordnet und die Fonds bereitgestellt werden.

Auch noch andere Forscher haben damals in München und in der Akademie erfolgreich gearbeitet. KONRAD MANNERT, seit 1808 Mitglied, steht allerdings in schlechtem Andenken, denn er war schon in Landshut Inhaber des Lehrstuhls der Geschichte: in München haben ihn die Anhänger von Görres als veraltet beiseite geschoben, und die Gegner von Görres gaben ihm schuld, daß jener sich so ausbreiten konnte. Mannert hatte seine Studien noch absolviert an der Universität seiner Vaterstadt Altdorf, die der Reichsstadt Nürnberg gehörte. Er hatte in jenen wirren Zeiten über die Professuren von Altdorf, Würzburg und Landshut den Weg nach München gefunden. Die Bayerische Akademie hat sein Werk über Ludwig den Bayern mit dem Preise gekrönt, seine „Geschichte Bayerns" in zwei Bänden wurde

bei ihrem Erscheinen 1826 gerne aufgenommen. Das alles will nicht viel besagen. Die Späteren sind, wie sich versteht, über ihn hinausgeschritten und haben undankbar von ihm gesprochen. Aber er ist doch immerhin insofern ein ernster Forscher gewesen, als er in seiner „Geschichte Bayerns", also schon 1826, als erster die Originalität des „Privilegium maius" bestritten hat. Daher wird er in der Geschichte jener Urkunde, die Alphons Lhotsky 1957 geschrieben hat, nicht nur erwähnt, sondern es wird auch das Urteil wiederholt, das beim Erscheinen von Mannerts Werk zwar nicht in Bayern, wohl aber in Österreich ihm rühmend gesprochen wurde, daß es „seltene Ruhe, Parteilosigkeit und geschichtliche Treue" bewahre. Bald nach ihm, 1831, hat auch der gelehrte Benediktinerpater JOSEPH MORITZ, Mitglied unserer Akademie seit 1808, sehr genaue Vergleiche zwischen dem Minus und dem Maius vorgenommen, die nach dem Zeugnis von Lhotsky auch heute noch nützlich sind und den Weg gebahnt haben zur Klärung des ganzen Sachverhaltes. Daß bayerische Gelehrte an dieser Frage besonderes Interesse fanden, ist begreiflich; um so höher ist die wissenschaftliche Strenge ihres Vorgehens zu bewerten.

Von dem Freiherrn JOSEPH V. HORMAYR können wir absehen. Dieser Mitkämpfer im Tiroler Freiheitskampf ist schon 1808 in die Münchner Akademie zugewählt worden. Aber seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in der Zeit, da er in österreichischen Diensten stand, geschrieben worden. Als er dann später nach München kam, legte er Wert darauf, im diplomatischen Dienst verwendet zu werden; nur kurze Zeit ist er noch Archivdirektor gewesen. Seine literarische Tätigkeit in München war politisch-publizistischer Art.

In der vormärzlichen Zeit haben vor allem die rechtshistorischen Forschungen den Ruhm der Bayerischen Akademie begründet. Sie waren von Anfang an, schon in der Alten Akademie vor 1808, mit Eifer und Erfolg betrieben worden. Denn die Sammlung der Monumenta Boica hatte ja vornehmlich den Urkunden und nicht etwa den Chroniken gegolten. Neben CHRISTIAN FRIEDRICH PFEFFEL* hatte besonders der aus Tirol stammende Theatiner FERDINAND STERZINGER* – beide gehörten zu den frühesten Mitgliedern und zu den eifrigsten Bearbeitern der Monumenta – aus dem reichen Urkundenbestand der bayerischen Klöster Fragen der Rechts- und Verfassungsgeschichte erforscht. Sterzinger ist zwar vornehmlich als ein Wortführer der von der Akademie ausgehenden bayerischen Aufklärung berühmt; als solcher hat er nächst seinen Mitkämpfern OSTERWALD*, Westenrieder und anderen noch im Jahre 1924 durch Joseph Nadler Aufnahme gefunden in die Literaturgeschichte der deutschen Stämme. Und Sterzingers Akademierede von 1766 über das Vorurteil der Hexerei, am Namenstag des Kurfürsten öffentlich

vorgetragen, war gerade zur rechten Zeit gehalten worden; über die Vorgänger, die Gegner und die weitreichende Wirkung dieser Festrede hat schon 1896 Sigmund Riezler in seiner Geschichte der Hexenprozesse in Bayern abschließende Forschungen veröffentlicht. Nach diesen sicherlich bedeutsamen Taten Sterzingers müssen aber die Verdienste ans Licht gezogen werden, die ihm im Hinblick auf die Entwicklung der rechtsgeschichtlichen Forschung zukommen. Man verdankt da den Feststellungen von Andreas Kraus tiefere Einblicke, als man sie bisher besessen hat. Sterzinger und Pfeffel zeigten, wie aus den Urkunden Auskunft darüber zu gewinnen ist, was ein gültiges Recht war; so sind diese beiden Gelehrten unter den ersten gewesen, von denen die Notwendigkeit des Urkundenbeweises in der Rechtsgeschichte verfochten worden ist. Gesetze und Landesverträge haben sie als die entscheidenden Quellen der Rechtsgeschichte bewertet und die Gesetzbücher erst im späteren Fortgang ihrer Forschungen herangezogen.

Es konnte dabei doch nicht ausbleiben, daß die Lex Baiuwariorum schließlich das hauptsächliche Interesse auf sich lenkte und von da der Kreis der Studien auch noch weiter gezogen wurde. Pfeffel hatte in der Akademie 1764 über den Gebrauch des Schwabenspiegels in Bayern vorgetragen und war zu dem Ergebnis gekommen, daß dieser die Grundlage für das Landesrecht Ludwigs des Bayern gewesen sei. Sterzinger aber hatte als erster nachgewiesen, daß in vielen Punkten der Wortlaut der Lex Baiuwariorum nicht mit dem Rechte zur Zeit der Merowinger übereinstimmt, die der Prolog als Abfassungszeit angibt. Und der Jesuitenpater Johann Nepomuk Mederer* in Ingolstadt hatte dann in seiner Einleitung zur Lex Baiuwariorum 1793 die stufenweise Entstehung der Lex unter Übernahme aus den anderen Volksrechten verfolgt. Die wissenschaftliche Arbeit an den alten Gesetzeswerken ist in der Tat ein bevorzugter Themenkreis der Münchner Akademie geworden. Ludwig Rockinger* verdankt man die Edition des Schwabenspiegels. Und das große Werk von Konrad Beyerle, 1926 erschienen, ist das vielbewunderte, letzte Ergebnis dieser Beschäftigung mit dem Volksrechte des bayerischen Stammes. In der Einleitung hat Konrad Beyerle eingehend über seine Vorgänger aus der alten Akademie berichtet.

Das entwicklungsgeschichtliche Denken ist den Rechtshistorikern des 18. Jahrhunderts noch fremd. Sie zählten zur naturrechtlichen Schule, bekannten sich zur Vernunftsrechtslehre, arbeiteten im Geiste des Pragmatismus; sie waren davon überzeugt, daß jedes Zeitalter selbständig seine Welt hervorbringt, aus eigener Einsicht und Kraft; die Geschichte war ihnen höchstens eine Beispielsammlung und Lehrmeisterin, der Mensch aber ein Gattungswesen. Man weiß, wie demgegenüber durch Savigny in der Zeit seit 1815 die „geschichtliche Rechtswissenschaft" ausgebaut worden ist, wo

es nun heißt, die Gesetze sind Frucht der Bedürfnisse und Anstrengungen vieler Generationen, jedes Zeitalter ist die Fortsetzung und Entwicklung aller früheren Zeiten und erzeugt seine Welt in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit; daher ist die Geschichte nicht bloß Beispielsammlung, sondern „der einzige Weg zur wahren Erkenntnis unseres eigenen Zustandes".

Juristen und Historiker haben ein Jahrhundert lang an den Aufgaben gearbeitet, die in solcher Weise durch die alten Dokumente des Rechts- und Verfassungslebens gestellt wurden. Die Grenzen zwischen den Rechtsgelehrten und den Geschichtsforschern sind dabei unscharf geworden. Gelegentlich ist man sogar so weit gegangen, Savigny aus der Reihe der Juristen herauszunehmen und zu den Historikern zu verweisen; und manche haben andererseits in dem Historiker Georg v. Below den verstandesscharfen Juristen bewundert, der aber im Studium der mittelalterlichen Welt neben dem Staate nicht auch das Volk, seine Bestandteile und Einrichtungen in der dem Historiker notwendigen Vielseitigkeit beachtet habe. Mag dies auf sich beruhen: der Überblick über die historischen Forschungen in der Bayerischen Akademie kann nicht an der Tatsache vorübergehen, daß das genetische und individualisierende Denken in seinen Anfängen gerade in München einen Bezeuger ersten Ranges gefunden hat. Georg Ludwig Maurer*, Sohn eines reformierten Pfarrers in der rheinischen Pfalz, war nach juristischen Studien in Heidelberg nach Paris gezogen und hatte dort in alten Manuskripten der Nationalbibliothek die frühen Spuren des deutschen Volksgeistes entdeckt – ein Erlebnis, wie es in jenen napoleonischen Jahren auch Savigny und Jacob Grimm und im Louvre auch Friedrich Schlegel und Sulpiz Boisserée beschieden war. Staunend bemerkte er, wie die durch die Gesetzgebung der Französichen Revolution eingeführten neuen Ordnungen der Justiz – Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Schöffen und Geschworene – auf germanischen Grundlagen ruhten. Nach Hause, in die linksrheinische Pfalz zurückgekehrt, half er diese Institutionen zu festigen. Da auch im bayerischen Landtag solche Fragen zur Sprache kamen und dort die Einführung der französischen Ordnungen im rechtsrheinischen Bayern diskutiert wurde, stellte die Münchner Akademie 1821 die Preisaufgabe, es solle das öffentliche Gerichtsverfahren in der altdeutschen und altbayerischen Rechtspflege dargestellt, Vorteile und Nachteile gegeneinander abgewogen und die Ursachen aufgedeckt werden, warum es ehedem wieder verlorengegangen war. Die Antwort des jungen Staatsprokurators in Frankenthal wurde preisgekrönt und erschien im Druck zu Heidelberg 1824 unter dem Titel „Geschichte des altgermanischen und altbayerischen öffentlich-mündlichen Verfahrens". Der Verfasser wurde zwei Jahre später als Profes-

sor der Rechtsgeschichte an die Universität München berufen, seit 1829 gehörte er der Historischen Klasse unserer Akademie an, im gleichen Jahre lehnte er den Ruf nach Göttingen als Nachfolger von Karl Friedrich Eichhorn ab und begann jene ministerielle Laufbahn, die ihn im Gefolge des Königs Otto nach Griechenland führte, wo er zum Organisator des neuen Staates geworden ist. Seine Verdienste als Rechtsgelehrter, als Verwaltungsbeamter und als Staatsmann sind hier nicht zu würdigen. Aber wenn das 19. Jahrhundert ein Zeitalter mit einer hohen juristischen Kultur gewesen ist und der Aufbau des nationalen Staates nicht denkbar ist ohne das Werk seiner Historiker und zumal seiner Rechtshistoriker, so hat daran die geschichtswissenschaftliche Arbeit von Georg Ludwig Maurer ihren großen Anteil. Er hat in seiner berühmten Erstlingsschrift und dann in dem zwölfbändigen Alterswerk die Kontinuität der germanischen und deutschen Institutionen während eines vollen Jahrtausends forschend verfolgt und gegen Savigny den Zusammenhang von germanischer Stadtverfassung und römischer Munizipalverfassung bestritten: er hat die freie Stadt als eine germanische Einrichtung erkannt. Und anders als Eichhorn hat er neben dem Staat gerade das gemeindliche Leben der Deutschen, und zwar in seiner geschichtlichen Entwicklung aus wirtschaftlichen Bedürfnissen, erfaßt und seine Bedeutung für die deutschen Menschen dargelegt. Obgleich seine Ansichten von der Marken- und Dorfverfassung heute überholt sind, so wäre doch unsere Kenntnis der städtischen Verfassung ohne die Forschungen Maurers heute nicht so weit gediehen, wie dies tatsächlich der Fall ist. Dabei sind seither wenige andere Gebiete der Verfassungsgeschichte so eifrig gepflegt worden wie dieses. Unter den großen Städtehistorikern – Karl Friedrich Eichhorn, Karl Wilhelm Nitzsch, Wilhelm Arnold, Andreas Heusler, Georg v. Below – wird auch Georg Ludwig Maurer immer genannt werden. Von seinem ersten Vortrag an, den er vor unserer Akademie im Jahre 1829 über Entstehung und Verfassung der bayerischen Städte sprach, hat ihn die Geschichte der Städteverfassung vierzig Jahre lang begleitet, bis er 1869 den ersten Band herausbrachte. Wenn dann bald darauf in Deutschland die städtische Selbstverwaltung und das sehr getrübte Andenken an den Freiherrn vom Stein wieder belebt wurden, so kommt auch Maurer ein Verdienst daran zu. Eine seine Stellung in der Wissenschaft umschreibende Monographie hat bisher gefehlt; sie ist gegenwärtig in Arbeit.

Als man in München so erfolgreich die wirtschaftlichen und rechtlichen Gesichtspunkte untersuchte, die bei den Städtegründungen maßgebend waren, konnte es gar nicht ausbleiben, daß man dann auch das persönliche Element zu erforschen begann. Die Beschäftigung mit der Gründungsgeschichte Münchens führte ja ganz von selbst auf den bedeutendsten deut-

schen Städtegründer, Heinrich den Löwen. Carl Hegel und Carl August Muffat – beide seit den fünfziger Jahren Mitglieder der Akademie – haben dargelegt, mit welch sicherem Blick der Löwe die günstige Lage von München und Lübeck erkannte. Ob er vielleicht auch von seinem Schwiegervater Konrad v. Zähringen, dem Erbauer Freiburgs, gelernt hat, läßt sich wohl niemals mit Sicherheit erweisen. Auch Franz Ludwig Baumann hat sich an den Forschungen über die Städtegründer beteiligt, die in München zuzeiten eifrig betrieben wurden.

Wie weit, so fragen wir, haben diese wissenschaftlichen Bemühungen in ein Leben gewirkt, das sich soeben im 19. Jahrhundert neu gestaltete? Jacob Grimm, im Fortgang seiner Ausgabe der Weistümer, hat gesagt: „Meine Sammlung wird den heutigen Rechtsbrauch weder stören noch beleben, aber genug Licht auf unsere Geschichte, unser Altertum werfen, wie ja die Germanisten jetzt überhaupt schon eigentliche Historiker sind." Der waltenden Gegenwart dürfte die Vergangenheit nicht zur Last werden, auch dies gehörte zur vollkommenen Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes. Das voranschreitende 19. Jahrhundert hat aber doch so viele umwälzende und bis heute entscheidende Änderungen gebracht, daß die Reformer nicht ausbleiben konnten, die in dem allgemeinen Umsturz eine Stütze zu finden hofften in der Geschichte. Nachdem die bildende Kunst alle Möglichkeiten organischer Entfaltung durchlaufen hatte und im Rokoko angelangt war, schien nur noch ein Rückgriff möglich. Und nachdem die Französiche Revolution die ganze Gesellschaftsordnung eines Jahrtausends umgestürzt hatte und die an die Stelle getretene freie Bewegung der Personen und der Sachen die schlimmsten Schäden in sich trug, traten die Verherrlicher der „guten alten Zeit" auf. Unserer Akademie gehörte der Freiherr Hanns v. Aufsess* seit 1854 an, der – einem fränkischen Reichsrittergeschlecht entstammend – auf seiner Burg in Oberfranken Altertümer der deutschen Vergangenheit sammelte; im Jahre 1832 war er dann nach Nürnberg übergesiedelt und hat mit Hilfe des Königs Ludwig I. von Bayern sowie der Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im Jahre 1852 das Germanische Museum ins Leben gerufen. Daß es dienen solle, dem Volke und dem deutschen Vaterlande einen sittlichen Halt zu geben, war der Wille des Königs und des Ritters. Dem gleichen Interesse an den „Antiquitates" der deutschen Vorzeit entstammte auch das Lebenswerk von Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck*, der gemeinsam mit dem Freiherrn Karl Maria v. Aretin das Bayerische Nationalmuseum in München eingerichtet hat; seit 1853, ein halbes Jahrhundert lang, war er Mitglied unserer Akademie. Die Bestände des Museums und die gedruckten Tafelwerke seines Konservators waren bestimmt, dem Kunsthandwerk historische Modelle vorzuführen, damit es

einen Halt und feste Formen wiedergewinne. Auch die Trachtenkunde verdankt ihm die entscheidenden Impulse. In seinen Lebenserinnerungen hat der Neunzigjährige die Geschichte seines Bemühens – Erfolge und Mißlingen – aufgezeichnet. Er entstammte einer hohen Beamtenfamilie des Kurfürstentums Mainz, war in der künstlerisch reichen Umwelt des Schlosses von Aschaffenburg aufgewachsen und hatte zwischen Verkennung und Anerkennung seinen Weg sich gebahnt. Die Forscher in der großen Geschichte, in den Dokumenten des Reiches wie Johann Friedrich Böhmer oder Leopold Ranke haben wohl gemeint, daß es unterhalb der Sphäre des Historikers sei, lediglich einer Manie nachzugeben und die Zeit aufzuwenden, um Überreste des volkstümlichen Lebens zu sammeln und die Spuren zu deuten, die der „gemeine Mann" hinterlassen hat. Ihnen wurde in München erwidert: „In der Wissenschaft gibt es keinen kleinen Stoff, es gibt nur kleine Bearbeiter."

Der dies aussprach, war der Rektor der Universität München, Wilhelm Heinrich Riehl*. Er sagte es in der Großen Aula, in der Rektoratsrede am 29. November 1873. Dieser einzigartige Gelehrte hat über vierzig Jahre lang in München eine ungewöhnlich reiche und ausgebreitete Tätigkeit entfaltet, als Professor der Kulturgeschichte in der Universität, als Mitglied der Akademie, auch viele Jahre lang Direktor des Bayerischen Nationalmuseums. Ganze Wissenschaften wie Volkskunde, Landeskunde, auch Musikgeschichte können durch ihn München als ihre früheste akademische Pflegestätte bezeichnen, bevor sie von hier aus sich Heimatrecht in anderen Städten und Institutionen errungen haben. Riehl war von seiner Geburtsstadt Biebrich am Rhein im Jahre 1837 in die Welt gezogen, hatte in Marburg, Tübingen und Gießen Theologie studiert, schließlich zu Bonn in den Vorlesungen des alten Ernst Moritz Arndt den Hinweis auf das Studium des Volkstums erhalten und bei Dahlmann die Einsicht gewonnen, daß die Politik auf die Kenntnis des Volkslebens gegründet sein müsse. So war er der Wanderer durch die deutschen Gaue, der Journalist und ein Reformer geworden, der empfahl, die notwendige Reorganisation der Gesellschaft auf die natürlichen Gegebenheiten, auf Land und Leute, auf gesellschaftliche Gliederungen zu gründen. Zehn Jahre nachdem er die Universität verlassen hatte, war er als Redakteur, als Mitarbeiter der Cotta'schen Verlagsunternehmen in Augsburg und als der Verfasser seiner klaren und eindeutigen sozialpolitischen Werke schon so weit bekannt, ja berühmt geworden, daß er 1854 nach München in die Staatswissenschaftliche Fakultät berufen wurde. Dem König Maximilian II.* war diese Vokation besonders wichtig, denn auch ihm war die „réorganisation de la société européenne" ein zentrales Problem der Zeit. Riehl hat die moderne Gesellschaft nicht in die ruhigen Bahnen bringen können; das ist aber auch sonst niemandem gelungen. Was er in München durch

Jahrzehnte gewirkt, geschaffen und erlebt hat, ist in der 1954 erschienenen umfassenden Biographie, die wir einem anderen großen akademischen Lehrer der Volkskunde, Viktor v. Geramb verdanken, aufgezeichnet. In unserer Akademie hat Riehl in der öffentlichen Sitzung vom 30. März 1864 den in der Wissenschaft auch heute noch wesentlichen Vortrag über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft gehalten; er ist in den Sitzungsberichten und auch in der Krönerschen Auswahl seiner Werke 1935 abgedruckt; er gibt die begriffliche Definition und läßt die Quintessenz seiner Reformanschauungen erkennen. Im übrigen war Riehls schriftstellerische Tätigkeit ebenso enorm wie die Zahl der Vorträge, die er jahraus jahrein in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes gehalten hat, vornehmlich in der vorlesungsfreien Zeit. Viele im eigentlichen Sinne geschichtswissenschaftliche Arbeiten haben ihm auch in der Geschichte der Historiographie einen bedeutenden Platz gesichert. Voran stehen da die „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" (1859), worin sich so wesentliche geschichtliche Essays finden wie der über Augsburgs reichsstädtische Zeit und der über den Homannschen Atlas. Ferner ist das von König Maximilian II. angeregte Buch über die Pfälzer zu nennen – nur den linksrheinischen bayerischen Regierungsbezirk behandelnd, 1858 zum ersten Male erschienen. Weiterhin hat Riehl auf Veranlassung von König und Regierung das fünfbändige Werk „Bavaria" herausgegeben, eine Landes- und Volkskunde des Königreiches, ein oft konsultiertes Werk, dessen Neubearbeitung durch unsere Akademie mehrfach erwogen worden ist. Riehl selbst hat hier den ersten, Oberbayern behandelnden Band verfaßt; dieser ist 1860 im Druck erschienen, das ganze Werk war 1868 vollendet.

Es waren die Jahre, in denen sich so vieles entschieden hat, das nachwirkt bis auf den heutigen Tag. Kein anderes Jahr des vorigen Jahrhunderts hat ja so sehr Epoche gemacht wie 1859. Die Nationalsouveränität – in Westeuropa seit 1789 zum Durchbruch gekommen – begann nun auch in Mitteleuropa ihren Siegeszug. In dem einen Monat Juni 1859 haben Franzosen und Piemontesen gemeinsam auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino die Österreicher geschlagen, sie aus der Lombardei vertrieben. Und schon stand Bismarck bereit – „in Vollkraft und Ungeduld" –, die sardinische Methode auch nördlich der Alpen zu praktizieren; schon wurde durch den Sieg des Risorgimento in Italien auch die deutsche Nationalbewegung aktiviert, es bildete sich der Deutsche Nationalverein, es formierten sich von neuem Turner, Schützen und Sänger; am 9. November feierte man überall in den deutschen Städten das Säkularfest von Schillers Geburt, mit maßlosem Pathos und bei Enthüllung zahlreicher Schillerdenkmäler. Napoleon III., dieser „incorrigible rêveur", hatte zwei schlafende Völker geweckt, so daß ihre verstreuten Glieder sich bald zu zwei festen Nationen fügten. Die

Siege der Italiener bereiteten 1859 der tausendjährigen Stellung der Deutschen in Italien ein endgültiges Ende; die Solidarität der erwachenden, der ihrem Eigenleben zurückgegebenen Nationen schien in der Tat sich zu verwirklichen, alle schienen zu Opfern bereit, damit endlich das neue Prinzip gelte, daß kein Staat mehr sei, der Völker des gleichen Stammes trenne, und kein Staat mehr, der Völker verschiedenen Stammes aneinanderbinde. Aber so rasch vollzog sich alles durch das schnelle und entschlossene Handeln des Grafen Cavour, daß die Nationalisten – Deutsche, Tschechen, Magyaren, Serben – gar nicht dazu kamen, einzugreifen und das Reich der Habsburger zu zerstören. Mit großem Jubel ist damals Italien aufgenommen worden in den Kreis der freien Völker Europas. Wie ist Garibaldi 1864 bei seinem Besuch in England gefeiert worden! Wie vorbildlich erschien den Zeitgenossen das Risorgimento, das sich durchgerungen hatte auf den Weg, den aufstrebende Nationen nach der Meinung der Zeit zu beschreiten hatten – ein neues Königreich, eine einheimische Dynastie, eine liberale Monarchie mit dem „re liberatore" an der Spitze, ein konstitutioneller, ein parlamentarischer Staat, ganz Freiheit der Person und des Eigentums, und doch zugleich ein Militärstaat und in Verbindung mit den großen Mächten und ein starker Impuls für die Deutschen! Wie sprach damals Cavour zum preußischen Gesandten: das deutsche Volk werde dem italienischen noch einmal dankbar sein, daß es ihm gezeigt habe, wie die Einheit zu schaffen sei. Noch nach zwei Menschenaltern ist in der Geschichtsschreibung des Benedetto Croce der Stolz jener Tage lebendig geblieben, der das Risorgimento rühmte, daß es immer als eine besonders glückliche und klare Verwirklichung dessen dastehen werde, was der europäische Geist seit 1815 erstrebt und ersehnt hatte – wie nämlich aus universalistischem und kosmopolitischem Denken das nationale Denken geworden ist, ohne daß darüber Humanität und das Gefühl für das Allgemeine verlorengegangen wären! Der Nationalismus des 20. Jahrhunderts ist dann anderer Art geworden. Immerhin vernahm man 1859 in Europa genug über die gräßlichen Szenen auf dem Felde von Solferino. Und noch war in den 60er Jahren nicht abzusehen, wie der italienische Nationalstaat seine Hauptstadt erringen könne. Noch lag vor ihm die ungelöste „questione romana".

Alle diese gewaltigen Eindrücke haben in der Bayerischen Akademie stärkeren Widerhall gefunden als in jeder anderen wissenschaftlichen Korporation. Man lebte hier Italien am nächsten. Wie unter den italienischen Katholiken so gab es auch unter den bayerischen gewichtige Stimmen, denen die weltliche Herrschaft des Papstes problematisch, ja unhaltbar geworden schien; die Mehrheit aber empfand es als Einbuße, wenn der Nationalismus über die letzten universalen Mächte triumphierten sollte. Seit Jahrzehnten

war in der Welt über die römische Frage debattiert worden, man hatte sie anwachsen sehen, nun war sie akut geworden. Im bayerischen Lande, in der Hauptstadt, in der Akademie schieden sich unter den Katholiken die Geister an dieser Frage. Döllinger hat sie öffentlich behandelt. Im April 1861 hat er in den Odeonsvorträgen zum großen Aufsehen der ganzen Stadt die Möglichkeit erörtert, daß der Verlust des bisherigen weltlichen Besitzes des Papstes auf italienischem Boden im Rate der Vorsehung beschlossen sein könne. Aber wo er in seinem Buche über Papsttum und Kirchenstaat hiervon handelte, fügte er hinzu: „Die griechische Mythe sagt: als ein neuer Gott, Apollo, habe geboren werden sollen, da sei die Insel Delos aus dem Meere emporgestiegen, um dem Gotte als Geburtsstätte zu dienen. Wir können zuversichtlich erwarten, daß, was auch kommen möge, dem Stuhle Petri sein Delos nicht fehlen wird, und sollte es erst aus dem Meere emporsteigen".

Andererseits gab es in der bayerischen Hauptstadt und zumal in der Akademie auch zahlreiche Gelehrte und Schriftsteller, denen mehr noch als an der römischen Frage an der Lösung der damals sogenannten „deutschen Frage", am Ausschluß Österreichs und jeder universalen Macht aus Deutschland gelegen war. Sie haben jetzt nicht gezögert, sich in jene Front des antihabsburgischen Schrifttums einzureihen, die von den Schmalkaldenern und den Niederländern in lückenloser Folge bis zu den Patrioten, den „Demagogen" aller erwachenden Nationen reicht. Wenige Wochen nachdem das Schillerfest vorübergerauscht war, am 28. November, dem Geburtstag des Königs, hat Heinrich v. Sybel*, der Historiker der Universität München, als Mitglied der Akademie in deren Feierstunde jenen Festvortrag gehalten über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit, womit die berühmteste Kontroverse unserer deutschen Geschichtswissenschaft anhob. Die nationale Bewegung der Deutschen seit den Tagen der Romantik hatte sich bisher erhoben an dem Stolz auf die großen Kaiser des deutschen Mittelalters – man denke an den Freiherrn vom Stein, an Johann Friedrich Böhmer, der die Itinerare der Kaiser in der Form von Regesten festgelegt hat, und an Friedrich v. Raumer, den Geschichtsschreiber der Hohenstaufen, auch an die Dichter Ludwig Uhland und Friedrich Rückert*. Die einen hatten die Romfahrten im Dienste der Christenheit, die anderen die Kämpfe mit den Päpsten in den Vordergrund geschoben; allen aber war das Kaisertum die größte Erinnerung der deutschen Geschichte gewesen, an der man auch das nationale Denken der Gegenwart zu entzünden und wachzuhalten gedachte. Soeben noch, 1855, hatte Wilhelm Giesebrecht* den ersten Band seines Lebenswerkes, der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", vorgelegt, das er in der Folge in fünf Bänden bis zum Tode Barbarossas geführt hat. Daß er vieles noch in romantischer Verklärung gesehen hat, läßt sich nicht leug-

nen. Sybel aber gab dies den Anlaß – und die Ereignisse in Oberitalien haben ihn hierzu ermutigt –, die ganze Italienpolitik der alten Kaiser als verfehlt zu bezeichnen: die Kaiser hätten besser getan, den Osten des Reiches gegen die Slaven zu sichern und das Deutschtum dort weiter auszubreiten, statt in Italien das deutsche Blut zu verströmen. Ihm hat JULIUS FICKER 1861 geantwortet – auch er wie Sybel und Giesebrecht ein Norddeutscher; er war ein Schüler Dahlmanns und nun in Innsbruck zum Österreicher geworden. Er hat alle Gesichtpunkte zusammengetragen, warum Mitteleuropa den Zugang zum Mittelmeere haben mußte und daß die deutsche Nation aus ihrer Stellung in Italien Kraft gewann auch für die Abwehr der Slawen. Er fand, daß die Kaiser des Mittelalters keine Romantiker gewesen, sondern Männer mit Wirklichkeitssinn und daß das Reich nicht grenzenlos war, sondern ein festes Staatsgebilde, bestehend aus Deutschland, Burgund und Italien. Die gelehrte Kontroverse zwischen Innsbruck und München hat sich dann ausgeweitet, es war ein Für und Wider von höchster Aktualität: welchen Weg soll das deutsche Volk gehen? Soll es Österreich verteidigen und also die Tschechen, die Ungarn, die Italiener abhalten, den Kaiserstaat zu zerstören? Das Dazwischentreten Bismarcks hat dann eine Lösung gegeben, die freilich auch nicht von Dauer war.

Noch ein anderes Geschichtswerk ist damals erschienen und zeigt, wie tief das Risorgimento eingewirkt hat in die deutsche Wissenschaft. Eben wieder in diesem ereignisreichen Jahre 1859 hat FERDINAND GREGOROVIUS*, der als freier Schriftsteller in Italien lebte, den ersten Band seines Lebenswerkes, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, vorgelegt; in acht Bänden hat er das Werk dann zu Ende geführt. Plan und Vorarbeiten reichten schon einige Jahre zurück, aber das Werk entstammt der Zeit, da die römische Frage schon jahrzehntelang diskutiert war und die weltliche Herrschaft des Papstes jetzt offensichtlich ihrem Ende entgegenging. Der Standpunkt des Autors ist kaiserlich und antipäpstlich, vor allem aber municipal und vom Geiste des Nationalismus belebt. Es wird die Stadtgeschichte geschrieben; das Thema ist, wie die Römer sich der natürlichen Funktion ihrer Stadt bewußt zu werden streben, Hauptstadt Italiens zu sein. Mit dem „Sacco di Roma", dem Einbruch der Habsburger in die römische Stadt, schließt das Werk. Den großen Erfolg verdankte der Autor neben seinem hohen schriftstellerischen Vermögen eben dieser Zeitgebundenheit seines Standpunktes. Wo der Kampf um die „römische Frage" vor und nach der Einnahme Roms durch die Truppen des neuen Königreiches in der ganzen abendländlichen Christenheit mit Beifall oder Mißfallen der Zeitgenossen mitgekämpft wurde, ließ man sich gerne und mit Nutzen darüber unterrichten, wie Senat und Volk der vielgeliebten und vielbesuchten Ewigen Stadt sich neben Papst

und Kaiser behauptet hatten und was die Päpste als Stadtherren geleistet und was sie versäumt haben. In Rom und in München wurde der Autor geehrt und gefeiert; er wurde schon 1865, als die römische Frage in München so heiß umkämpft war, von der Majorität zum Mitglied unserer Akademie gewählt, 1876 aber ist er Ehrenbürger der Stadt Rom geworden. Im Alter hat er seinen Wohnsitz nach München verlegt; seine Briefe hat Waldemar Kampf gesammelt, sie werden bald veröffentlicht.

In jenem vielberufenen Jahre 1859 hatte unsere Akademie ihr erstes Jahrhundert vollendet. Ein Jahr vorher war nach dem Willen des Königs Maximilian II. und nach den Entwürfen Leopold Rankes durch königliches Statut die „Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" gegründet worden. Diese hat daher im vorigen Jahre ihre Säkularfeier begehen können und dabei eine umfangreiche Festschrift im Drucke vorgelegt, worin von heutigen Mitgliedern der Kommission die Geschichte und die Verdienste dieser akademischen Körperschaft niedergeschrieben sind. Unsere Darstellung über die Pflege der Geschichtswissenschaft in der Bayerischen Akademie können wir daher hier abschließen und für alles Weitere auf jene andere Festschrift verweisen. Die Historische Kommission hat in den hundert Jahren ihres Bestehens Großes geleistet. Sie hat die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" seit dem frühen Mittelalter aus den primären Quellen in 37 Bänden bearbeitet, die Reichstagsakten des alten Reiches in bisher zwei Reihen gesammelt und publiziert, im ganzen sind es bis jetzt 24 Bände. Die Chroniken der deutschen Städte umfassen 36 Bände, die deutschen Handelsakten 12 Bände, die Wittelsbachischen Korrespondenzen bestehen aus 27 Bänden, die Deutschen Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts sind auf 42 Bände angewachsen, die Allgemeine Deutsche Biographie zählt 56 Bände, die Neubearbeitung – Neue Deutsche Biographie genannt – steht beim dritten Bande. Die rund 250 Bände der „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften" finden sich in allen großen Bibliotheken auch des Auslandes, sie haben die Kenntnis der Quellen zur neueren deutschen Geschichte und den Namen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der ganzen gelehrten Welt verbreitet.

MARTIN GRABMANN

Von Michael Schmaus

Martin Grabmanns Werk blieb unvollendet. Von der Veröffentlichung, die seinen Ruhm begründet hat, der „Geschichte der scholastischen Methode", sind nur zwei Bände erschienen (1907 und 1911). Grabmann selbst betrachtete zwar sein Buch „Die theologische Erkenntnis- und Einleitungslehre des hl. Thomas von Aquin auf Grund seiner Schrift 'In Boethium de Trinitate'. Im Zusammenhang der Scholastik des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts dargestellt" (Freiburg/Schweiz 1948) als einen gewissen Ersatz für die fehlenden Bände. Das Buch genügt jedoch nicht, um dem ganzen Werke eine runde Gestalt zu geben. Der Grund dafür, daß nach 1911 kein weiterer Band erschien, lag nicht darin, daß Grabmann das Interesse an der von ihm behandelten Problematik verloren hätte, sondern darin, daß die Vorarbeiten für den dritten Band, die Erforschung des aristotelischen Einflusses, ihn zu zahlreichen Einzeluntersuchungen veranlaßten. Zeitlebens aber blieb sein Ziel die Fortführung und Vollendung dessen, was er in seiner Jugend außerordentlich erfolgreich begonnen hatte. So schließen sich die etwa 400 Nummern seiner Veröffentlichungen trotz ihrer oft weit auseinanderliegenden Verschiedenartigkeit doch zur Einheit zusammen.

Was uns Grabmann hinterlassen hat, stellt eine wissenschaftliche Erbmasse von ungewöhnlichen Ausmaßen dar. Sein Feld war die mittelalterliche Geistes- und Literaturgeschichte mit ihren Ausläufern nach rückwärts in die Zeit der Kirchenväter und nach vorwärts in die Neuzeit, ja in die Gegenwart hinein.

Er hat der Erkenntnis des Mittelalters einen dreifachen Dienst geleistet: Zahlreiche bisher ungedruckte Quellen des Mittelalters wurden von ihm erschlossen, indem er sie entweder in den Handschriftenbeständen der Bibliotheken entdeckte oder indem er sie der Benützung zugänglich machte, sei es, daß er für anonyme Werke den Autor fand, sei es, daß er die unter falschen Autorennamen überlieferten opera dem wirklichen Verfasser zuwies. Ferner hat er grundlegende Probleme des mittelalterlichen Denkens, insbesondere die das Ringen des Mittelalters beherrschende Frage nach dem Verhältnis von ratio und fides, von Autorität und Vernunft auf weiten

Strecken erhellt. Endlich hat er in das Gewirre der Übersetzungen und Kommentierungen, der mittelalterlichen Kritik und der Übernahme des Aristoteles Licht gebracht.

Man kann das Lebenswerk Grabmanns nicht verstehen, ohne des mit ihm lebhaft befreundeten späteren Kardinals Franz Ehrle SJ zu gedenken, der seit 1918 der Akademie angehörte.

Franz Ehrle* (geb. 17. Oktober 1845 in Isny/Allgäu, von 1895 bis 1914 Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, seit 1922 Kardinal und als solcher Kardinalbibliothekar und Kardinalarchivar, gest. 31. März 1934 in Rom) hat in zwei Bereichen eine außerordentliche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet: als Reorganisator der Vatikanischen Bibliothek und als Forscher großen Stils, vor allem auf dem Gebiete der mittelalterlichen Scholastik. In der ersten Hinsicht hat er den Handschriftenbestand der Vaticana durch den Ankauf wertvollster Manuskripte bereichert, so der Biblioteca Borghese (mit den Resten der alten päpstlichen Bibliothek in Avignon) und der Biblioteca Barberini (mit 10000 Handschriften und 40000 Druckwerken). Ferner erfand er eine Methode zur Konservierung schadhafter Handschriften; er führte auch die photographische Wiedergabe von Handschriften in der Vaticana ein. Vor allem schuf er eine hervorragende Konsultationsbibliothek. Endlich rief er drei Serien von Vatikanischen Veröffentlichungen ins Leben (Handschriftenkataloge, das Werk Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi sowie die Reihe Studi e testi). Ungezählte Gelehrte aus allen Ländern empfingen von ihm selbstlosen Rat und Hilfe. In zweiter Hinsicht veröffentlichte er monumentale Werke bibliotheksgeschichtlicher, paläographischer und geistesgeschichtlicher Art. Viele seiner grundlegenden Untersuchungen sind in dem von ihm mit dem kongenialen Heinrich Denifle gegründeten und herausgegebenen, bis zu sieben Bänden gediehenen „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters" veröffentlicht worden. Petrus Johannes Olivi, Heinrich von Gent, die Spätscholastik, die Statuten der Fakultät der Universität von Bologna, um nur die wichtigsten Gebiete zu nennen, wurden von ihm aus dem Dunkel gehoben. Von besonderer Tragweite war seine Entdeckung, daß es im mittelalterlichen Denken zwei große Strömungen gibt, eine augustinisch-platonische und eine aristotelisch-thomasische. So sehr diese Unterscheidung heute weiter verfeinert worden ist, so war doch Ehrles Erkenntnis grundlegend und von größter Fruchtbarkeit. Ehrle gehörte denn auch noch den Akademien von Berlin, Wien, Göttingen, Paris, Barcelona an und war Ehrendoktor von München, Rom, Münster, Tübingen, Löwen, Oxford und Cambridge. Zum 80. Geburtstag wurde ihm eine fünfbändige Festschrift überreicht, an der sechsundachtzig Gelehrte mitarbeiteten.

Mit diesem Mann stand Grabmann, seit er ihn im Herbst 1900 in Rom zum erstenmal sah, zeitlebens in regstem Austausch, zunächst empfangend, bald auch gebend. Von den Hinweisen abgesehen, die Grabmann aus Ehrles unerschöpflichem wissenschaftlichem Erfahrungsschatze in reichem Maße erhielt, war er Autodidakt. So versteht es sich, daß er manche Umwege mit in Kauf nehmen mußte, daß aber auch andererseits seine eigene Initiative zu größter Intensität gesteigert wurde.

Der äußere Rahmen der wissenschaftlichen Leistung war einfach. Am 5. Januar 1875 in Winterzhofen (Bayern, Oberpfalz) als Sohn eines Bauern geboren, machte MARTIN GRABMANN* in Eichstätt, der Stadt mit den zahlreichen Erinnerungen an das Mittelalter, seine humanistischen und seine philosophisch-theologischen Studien. Von 1898 bis 1900 war er in der praktischen Seelsorge tätig. Ohne jemals an die akademische Laufbahn zu denken, veröffentlichte er schon in diesen Jahren eine Reihe von Aufsätzen wissenschaftlichen Gepräges. Als er 1900 zur Fortsetzung des Studiums der thomistischen Philosophie und Theologie nach Rom geschickt wurde, wurde er von Franz Ehrle und Heinrich Denifle gewissermaßen entdeckt. Er erkannte sehr schnell, daß man die ihn bis dahin fesselnden Probleme der Systematik nicht verstehen könne, ohne den historischen Wurzeln nachzugehen. Diese aber lagen im mittelalterlichen Boden. Für dessen Verständnis wiederum genügte es, wie er bald sah, nicht, nur die gedruckten Quellen zu analysieren; die ungedruckten mußten herangezogen werden. So begann für Grabmann die bis zum Lebensende dauernde Epoche zäher, mit Leidenschaft durchgeführter, zu den überraschendsten und folgenreichsten, gelegentlich zu sensationellen Ergebnissen führender, umfangreicher Erforschung der mittelalterlichen Handschriften. Er hatte ähnlich wie Denifle gewissermaßen einen sechsten Sinn für das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein wertvoller Manuskripte. Sie fielen ihm sozusagen von selbst in die Hand. Ein sagenhaftes Gedächtnis, welches die Initien bekannter und unbekannter Werke sowie lange Textstellen zuverlässig aufbewahrte, war ihm ein nie versagender Helfer. Die Bemühung um die handschriftlichen Quellen brachte es mit sich, daß das Interesse an systematischen Problemen immer mehr zurücktrat, ohne daß es jemals versickert wäre, wie seine Monographien über das Wesen der Mystik und über die Idee des Lebens bei Thomas v. Aquin zeigen. Die Geschichte war ihm stets der Mutterboden für eine echte, ferne von Einfällen und Wünschen sich entfaltende Systematik.

Der Aufenthalt in Rom führte zu zwei wichtigen, allerdings erst nach seiner Rückkehr erschienenen Veröffentlichungen, welche in nuce alles boten, was die zahlreichen späteren opera zur Entfaltung brachten: Eine Untersuchung über den Kirchenbegriff des Thomas von Aquin (1905) und

eine andere über die Erkenntnislehre des Matthäus von Aquasparta (1906). Im Jahre 1906 wurde Grabmann Professor für Dogmatik in Eichstätt. In der ungestörten Ruhe der dortigen Atmosphäre gelang ihm ein Wurf von unerschöpflicher Wirkkraft. Es waren die zwei Bände über die Geschichte der scholastischen Methode, in denen die Polarität von Autorität und Vernunft behandelt und so ein Längsschnitt durch die Philosophie- und Theologiegeschichte bis zur Schwelle der Hochscholastik gezogen wurde. Damit war das Thema angeschlagen, das Grabmann in allen seinen literarhistorischen und geistesgeschichtlichen Anstrengungen nie mehr verließ, mochten sie sich auch über noch so weit auseinanderliegende Gebiete erstrecken. Dieses Werk verschaffte Grabmann einen Ruf auf die Professur für christliche Philosophie in der Theologischen Fakultät der Universität Wien (Ostern 1913). Die Kriegsverhältnisse hinderten ihn, seine schon zur Gewohnheit gewordenen Besuche ausländischer Bibliotheken fortzusetzen. Aber gerade dies brachte ihn wegen der in Wien vorhandenen Handschriftenbestände auf die Bahn, auf welcher er die kommenden Jahrzehnte weiterschritt und seine Hauptarbeit vollbrachte. Es war die Arbeit an dem Aristoteles mediaevus. So führten Schicksal und eigene Entscheidung zu dem Werke, das Grabmann in der zweiten Lebenshälfte geschafft hat. Dessen erstes Zeichen war das 1916 erschienene Buch: „Forschungen über die lateinischen Aristoteles-Übersetzungen des 13. Jahrhunderts." In etwa 50 größeren und kleineren Arbeiten über den mittelalterlichen Aristoteles hat Grabmann diese Untersuchung ausgebaut. In fast alljährlichen Vorträgen hat er sich, seit er im Jahre 1920 in die Bayerische Akademie der Wissenschaften gewählt worden war, mit Aristoteles befaßt. Im Herbst 1918 folgte er einem Ruf als Professor der Dogmatik in der Theologischen Fakultät der Universität München, wohin ihm sein Wiener Freund und Kollege, der Kirchenrechtslehrer Eduard Eichmann, schon ein halbes Jahr zuvor vorausgegangen war. Hier hatte er die glückhafte Begegnung mit Baeumker, dem Begründer und Herausgeber der „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters", welche er nach Baeumkers Hingang im Jahre 1924 bis zu seinem Tode selbst edierte. Im Jahre 1929 lehnte er einen Ruf an die neuerrichtete Katholische Universität in Mailand ab. Auch der Aufforderung der Philosophischen Fakultät nach der Emeritierung Baeumkers, dessen Professur zu übernehmen, hat er nicht Folge geleistet. Nach der Schließung der Theologischen Fakultät in München (Februar 1939) wurde Grabmann emeritiert. Als im März 1943 die Münchener Staatsbibliothek zum größten Teil zerstört worden war und die Fliegerangriffe auf München immer bedrohlicher wurden, siedelte er mit seiner umfangreichen Fachbibliothek noch rechtzeitig vor der Zerstörung seiner Wohnung nach Eichstätt über. Am 9. Januar 1949 hat ihn der Tod hinweggerafft.

In der Zeit zwischen dem Ende des ersten und dem zweiten Weltkrieg findet man Grabmann Jahr für Jahr in der Vatikanischen Bibliothek, aber auch die Handschriftenschätze von Florenz, Bologna, Neapel, Mailand, Venedig, Padua, Paris, Prag, Madrid, Barcelona, Escorial, Toledo, Stockholm, Upsala und vieler kleinerer Orte, namentlich der österreichischen Stifte, wurden von ihm besucht. Schon im Jahre 1910 entdeckte er in der Ambrosiana in Mailand Werke von Petrus Abälard. Im Jahre 1923 fand er in der Münchener Staatsbibliothek Aristoteles-Kommentare des Siger von Brabant, des Führers des Pariser lateinischen Averroismus, der durch die Forschungen Mandonnets in den Vordergrund des mediävistischen Interesses getreten war. Diese Aristoteleskommentare hatten etwa den fünfzehnfachen Umfang der von Mandonnet edierten opera omnia Sigers. Ediert wurde das Werk von Fernand Van Steenberghen. In der Vatikanischen Bibliothek entdeckte Grabmann lateinische Übersetzungen der pseudo-aristotelischen Rhetorica ad Alexandrum und eines Kommentars des Johannes Philoponus zu einem großen Teil des dritten Buches von De anima. In Handschriften der Vaticana und der Florentiner Bibliotheken fand er unbekannte Aristoteleskommentare von Professoren der Artistenfakultät aus der Zeit Dantes. Von Meister Eckhart konnte er in Handschriften zu Avignon und in der Vaticana lateinische Quaestionen philosophischen Inhalts feststellen. In der Staatsbibliothek in München fand er ein umfangreiches lateinisches Schrifttum des bayerischen Benediktiner-Mystikers Johannes von Kastl, den er auch als Verfasser des bis dahin Albert d. Gr. zugeschriebenen Büchleins De adhaerendo deo erwies, sowie auch umfangreiche lateinische Werke der deutschen Mystiker Johannes und Gerhard von Sterngassen und Nikolaus von Straßburg. In der Biblioteca Marciana in Venedig hat Grabmann im Jahre 1912 umfangreiche Arbeiten Alberts d. Gr. entdeckt.

Wenn Grabmann den größten Teil seiner wissenschaftlichen Anstrengungen dem mittelalterlichen Aristoteles zuwandte, so trieb ihn dabei die Überzeugung, daß der Aristotelismus ein umfassender Bestandteil der mittelalterlichen wissenschaftlichen Literatur ist, sowohl der theologischen als auch der philosophischen, ja des mittelalterlichen Geisteslebens überhaupt. Nach seiner Meinung kann man für die Analyse der mittelalterlichen Kultur die aristotelischen Einflüsse nicht hoch genug einschätzen. Für das Verständnis der Quellen, für die Beurteilung politischer und kirchenpolitischer Theorien und Strömungen, für die Deutung von Dichtungen und sonstigen Schöpfungen der Kunst muß man nach ihm in der Regel auch den lateinischen Aristoteles und seine scholastischen Interpreten zu Rate ziehen. Der Gang der mittelalterlichen Geistesgeschichte ist ohne Kenntnis der Übersetzungen des Aristoteles aus dem Arabischen und dem

Griechischen, seiner Kommentare und seiner Verwendung weithin unverständlich.

Eine besondere Liebe schenkte Grabmann Thomas von Aquin. Er untersuchte in einem in zwei Auflagen erschienenen Werk auf Grund der ältesten Kataloge und der gesamten handschriftlichen Überlieferung die einzelnen Thomasschriften nach Echtheit und Entstehungszeit. Weiteren Kreisen wurde sein Name bekannt durch das kleine, aber äußerst inhaltsreiche, auf jeder Seite die originale Forschung verratende, in zahlreiche andere Sprachen übersetzte Buch „Thomas von Aquin. Eine Einführung in seine Persönlichkeit und seine Gedankenwelt", sowie das ebenfalls vielfach übersetzte Werk „Einführung in die Summa theologiae des hl. Thomas von Aquin". Damit hängt eng zusammen die Erforschung der Thomasschule. Ein Beispiel für Grabmanns Kunst, schwierige und divergierende Sachverhalte in gedrängter Knappheit und durchsichtiger Gestaltung darzustellen, ist sein immer noch sehr lesenswertes Göschen-Bändchen „Die Philosophie des Mittelalters, 1921". Eine Sonderstellung im Schaffen Grabmanns nimmt die 1933 erschienene „Geschichte der katholischen Theologie" ein.

Außer der Bayerischen Akademie gehörte Grabmann auch der Preußischen (jetzt Deutschen) Akademie der Wissenschaften, der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, The mediaeval Academy of America, der Pontificia Accademia di S. Tommaso d'Aquino in Rom, der Société Philosophique in Löwen, der American Catholic-Philosophical Association in Washington und der Société Thomiste internationale an. Ferner war er Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Er besaß die Ehrendoktorate der Universitäten Löwen, Innsbruck, Mailand, Budapest. Zu seinem 60. Geburtstag 1939 wurde ihm von siebenundsiebzig Gelehrten eine Festschrift dargebracht. Auch zu seinem 70. Geburtstag erhielt er eine solche. Wegen der Kriegsverhältnisse konnte sie jedoch nur in Maschinenschrift überreicht werden. Eine Plastik an der nördlichen Stirnseite der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität hält sein Andenken fest.

Literatur

Zur Bibliographie Ludwig Ott, † M. Grabmann, Mittelalterliches Geistesleben, Bd. III, München 1956. In diesem Bande bietet Ott eine fast lückenlose Zusammenstellung sämtlicher Veröffentlichungen Grabmanns (S. 6–35). Der Band enthält Abhandlungen zur Geschichte der Scholastik und Mystik aus der Feder Grabmanns, die teils gedruckt, teils ungedruckt in seinem Nachlaß waren, die Grabmann selbst den zwei vorausgehenden Bänden „Mittelalterliches Geistesleben" in einem dritten Bande anfügen wollte, woran ihn jedoch der Tod hinderte. *Siehe ferner* die Bibliographie, welche Josef Lechner in der von A. Lang, I. Lechner, M. Schmaus M. Grabmann zum 60. Geburtstag gewidmeten Festschrift: Aus

der Geisteswelt des Mittelalters, Münster 1935, XXIII–XXXV bietet. Für Ehrle vgl.: Miscellanea Ehrle, in: Studi e Testi (1924) Nr. 37–42. F. Pelster, F. Kard. Ehrle als Bibliothekar der Vatikana, in: Sankt Wiborada I, 1933. M. Grabmann, in: Stimmen der Zeit 1934, 217–226. Derselbe, Heinrich Denifle O. P. und Kardinal Franz Ehrle S. J. Ein nachträgliches Gedenken zu ihrem hundertsten Geburtstag, in: Philosophisches Jahrbuch 56 (1946) 9–26. K. Christ, in : Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1935, 1– 47.

DIE RECHTSHISTORIKER

Von Hans Erich Feine

Volle drei Generationen hindurch, von rund 1855 bis 1945, hatte die Münchener Universität und mit ihr die Bayerische Akademie der Wissenschaften den einzigartigen Vorzug, die führenden Gelehrten der nordisch-germanischen Rechtsgeschichte, die damals in Deutschland wie in Skandinavien ihre bisher höchste Blüte erlebte, zu den Ihrigen zu zählen: KONRAD VON MAURER, KARL VON AMIRA, CLAUDIUS FREIHERR VON SCHWERIN. Ein Teil ihrer Hauptwerke ist in den Schriften der Akademie veröffentlicht. Zwischendurch wirkte Konrad Beyerle, der zwar nicht der Akademie, aber der Kommission für bayerische Landesgeschichte angehört hat, und nach Schwerin: HEINRICH MITTEIS, der bis zu seinem Tode 1952 Präsident der Akademie gewesen ist. Bis zum Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg stand ihnen in der Katholisch-Theologischen Fakultät zur Seite der große Erforscher und Lehrer des Kirchenrechts und seiner mit dem deutschen Recht eng verwobenen mittelalterlichen Geschichte: EDUARD EICHMANN, der von anderer Seite gewürdigt wird (vgl. S. 269 ff.). Nur von den eigentlichen Germanisten soll hier die Rede sein.

KONRAD VON MAURER

Noch ganz im 19. Jahrhundert liegt die Wirkamkeit des ältesten von ihnen: KONRAD VON MAURER*, geb. 1823, gest. 1903 mit fast 80 Jahren. Er darf als der eigentliche Bahnbrecher der nordisch-germanischen Rechtsforschung in Deutschland, als Begründer einer kontinentalen, deutschen Rechtsschule für nordgermanisches Recht gelten, die mit Karl von Amira ihren Höhepunkt erreichen sollte. Geboren wurde er am 29. April 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz als einziger Sohn des späteren bayerischen Staatsministers und Professors an der Münchener Universität Georg Ludwig von Maurer, des Verfassers der großen, noch heute in mancher Hinsicht grundlegenden, wenn auch in vielem überholten Werke zur Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung. Er hat den Studiengang und die Berufswahl des Sohnes maßgeblich bestimmt und ihm zugleich, mitsamt einer zur Schwermut neigenden, früh verstorbenen Mutter niederrheinischer Herkunft, das Familien-

erbe einer streng kalvinistischen, von Schicksalsgebundenheit und Pflichtbewußtsein bestimmten, düsteren Lebensauffassung hinterlassen. Mit sechzehn Jahren bezog der Sohn 1839 nach glänzend bestandener Abschlußprüfung, auch philologisch bestens geschult, die Universität München. Den Wunsch, Naturwissenschaften, vor allem Mineralogie zu studieren, hat er auf Verlangen des Vaters, der ihm noch lange höchste Autorität blieb, alsbald zugunsten der Rechtswissenschaft und der Geschichte aufgegeben und sein Leben, ohne Rücksicht auf persönliche Wünsche, Genuß und Behagen, der Wissenschaft als einer unerbittlich strengen Herrin unterstellt. So ist er unter Leiden und Kämpfen einer ungeliebten Laufbahn, die er oft als schwere Last empfand, treu geblieben und in ihr ein großer Gelehrter geworden.

Bestimmend wurde für ihn das dritte Studienjahr, das er in Leipzig verbrachte. Hier ist es neben Puchta vor allem der Germanist Albrecht gewesen, der die Richtung seiner Studien auf die germanisch-deutsche Rechtsgeschichte des Mittelalters festlegte. In Berlin haben ihn dann besonders Homeyer und Frh. von Richthofen, vor allem aber Jacob Grimm angezogen, der, auch im persönlichen Verkehr, bleibenden Einfluß auf ihn gewann. Im Jahre 1844 bestand er in München die erste juristische Staatsprüfung und promovierte 1845 daselbst mit der Dissertation: „Über das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme in seinem Verhältnis zur gemeinen Freiheit", welche in einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Weite und juristischen Durchdringung das Quellenmaterial aller deutschen Stämme einschließlich der Angelsachsen verwertete. Diese wissenschaftliches Aufsehen erregende Schrift war der Anlaß seiner alsbaldigen (1846) Berufung auf ein Münchener Extraordinariat. Das 1847 nur ungern übernommene Lehramt in München hat er seitdem bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1888 nicht mehr verlassen und ist auch dort, in seinem Heim in der Schellingstraße, am 16. September 1903 gestorben. Seit 1866 war er Mitglied unserer Akademie. Mehrfach hat er Rufe nach auswärts abgelehnt, insbesondere im Jahre 1876 einen für ihn eigens zu schaffenden Lehrstuhl in Kristiania. Des öfteren ist er nach dem Norden gereist, um die Stätten, denen seine Lebensarbeit am nordischen Recht diente, aus eigener Anschauung kennenzulernen. So zuerst 1861 nach Island, das er zu Pferd durchquerte, wobei er, der auch die neuere Landessprache beherrschte, der Bauernbevölkerung nähertreten konnte. Wiederholt hat er in Reykjavik, Kristiania und Kopenhagen Vorlesungen und Vorträge gehalten und zeitlebens die Beziehungen zu skandinavischen Freunden gepflegt, zu denen besonders auch Ibsen und Björnson gehörten. Nach der ersten Islandfahrt gründete er in München mit Valerie von Faulhaber, die ihm zur treuen Lebensgefährtin wurde, ein eigenes Heim, das auch die ständig wachsende eigene Bibliothek samt der seines Vaters

beherbergte. Auf edle Geselligkeit mit Schülern und Freunden in kleinem Kreis hat er stets Wert gelegt, alle gesellschaftlichen Vergnügungen jedoch streng gemieden. Erholung fand er in den Mannesjahren in langen Wanderungen in den bayerischen und Tiroler Bergen. Dies der äußere Lebensgang.

Maurers wissenschaftliche Entwicklung hat am besten, zum Teil noch aus eigenem Miterleben, sein Schüler und Fachkollege Ernst Mayer (1903) gezeichnet. Das erste Jahrzehnt seit dem Eintritt in das akademische Lehramt, die Jahre 1847 bis etwa 1856, war eine Zeit intensiver und in die Breite gerichteter Forschung, die sich auf die ganze germanische Welt des frühen Mittelalters erstreckte, den Kontinent, die Inseln, aber auch Skandinavien bereits voll erfaßte und sich nicht auf das Recht beschränkte, sondern auch die sakrale Welt samt Moral und Lebenssitten einbegriff. Zunächst beschäftigte ihn noch lebhaft das kontinentale Germanentum, dann konzentrierte sich seine Forschung mehr und mehr auf den äußersten Norden, auf Norwegen und Island. Alle diese Gebiete hat er damals auch in Vorlesungen behandelt. Zahlreiche gehaltvolle Besprechungen von Werken zur Rechtsgeschichte der festländischen und angelsächsischen Germanen, fast stets mit eigener Forschung verbunden, liegen aus jenen und den späteren Jahren vor. Dazu kommt, im Anschluß an Kembles Buch „The Saxons", ein großer Beitrag „Über angelsächsische Rechtsverhältnisse" (Krit. Überschau 1–3, 1854 bis 1856) und ein ebensolcher „Das Beweisverfahren nach deutschen Rechten" (ebd. 4, 1857), der wohl das Beste darstellt, was vor H. Brunners Forschungen zum germanischen Rechtsgang geschrieben worden ist.

Das früheste Zeugnis seiner Beschäftigung mit dem Norden ist das Buch „Die Entstehung des isländischen Staates und seiner Verfassung" 1853, das ihn rasch im Norden bekannt gemacht hat und noch 1882 eine Übersetzung ins Isländische erfuhr. An der erst allmählichen Ausbildung der isländischen Verfassung hat er im Gegensatz zur skandinavischen Forschung (Finsen u. a.) zeitlebens festgehalten. Diesem Buch sollte eine Geschichte der isländischen Kirchenverfassung nachfolgen. Es ist daraus eine große zweibändige „Bekehrungsgeschichte des norwegischen Stammes zum Christentum" geworden, die sich nicht nur mit den äußeren Bekehrungsvorgängen, sondern auch mit den religiösen und sittlichen Zuständen des Heidentums und der eigenartigen Mischkultur der Wikingerzeit beschäftigt. Eine Reihe weiterer darstellender, aber durchaus auf quellenmäßiger Grundlage beruhender Werke zur Geschichte Islands und Grönlands in der Folgezeit gehören dieser Richtung an.

Seit etwa 1860 beginnt jedoch die Forschung Maurers eine neue Richtung einzuschlagen, indem sie in scharf kritischer Weise die Grundlagen der nordischen Überlieferung selber prüft. Dabei schwindet mehr und mehr das

Vertrauen zur Glaubwürdigkeit der literarischen Überlieferung, vor allem der Sagas, für das nordische Recht, während das zu den eigentlichen Rechtsquellen steigt. Die Arbeit beginnt mit der Untersuchung über die Grágás (1864, bei Ersch und Gruber B. 77) und wird dann für die Gulathingslag und die ältere Frostathingslag fortgesetzt (Akad.Abh. 1872 und 1875). Im Zusammenhang mit den letzteren stehen die beiden Abhandlungen über das sog. Christenrecht des Königs Sverrir (1872 und 1877) und „Gulathingslög" (bei Ersch und Gruber 97, 1877), letztere eine Schilderung der nordischen Rechtsquellen überhaupt, ähnlich wie er sie schon 1872 in Holtzendorffs Enzyklopädie gegeben hatte. Eine besonders ergebnisreiche Leistung war sodann „Das älteste Hofrecht des Nordens" (1877), für welches eine ursprünglich schwedische Rechtsquelle, in norwegischen, schwedischen und dänischen Rechten vorkommend, erwiesen werden konnte. Nicht im einzelnen können aufgeführt werden die zahlreichen kritischen Untersuchungen zur literarischen Überlieferung des Nordens, insbesondere zur Sagawelt. Als Meisterwerke seien nur die beiden Akademieabhandlungen von 1867 und 1869 genannt: „Über die Ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische Sprache", in der eine ganze Geschichte der nordischen Prosa gegeben wird, und: „Die Quellenzeugnisse über das erste Landrecht und über die Ordnung der Bezirksverfassung des isländischen Freistaates". Neben diesen kritischen Quellenarbeiten steht nun eine ganze Reihe aufbauender Darstellungen, die sich freilich weniger auf das private Recht als auf die verschiedensten Materien des öffentlichen und des Kirchenrechts beziehen. Nur die Akademiearbeiten seien hier aufgeführt: Über den Hauptzehnt einzelner germanischer Rechte (Abh. 1874), Über die Wasserweihe des germanischen Heidentums (Abh. 1880). In den Sitzungsberichten hat er gehandelt über die nordische Schuldknechtschaft (1874), über die Berechnung der Verwandtschaft nach altnorwegischem Recht und über die national-norwegische Sippezählung (beide 1877), und schließlich über die Freigelassenen (1878).

Aber weniger diese Werke sind es, nach denen man heute noch greift, um sich über die nordische Lebensarbeit Konrad von Maurers und ihren reichen Ertrag zu unterrichten. Seit Ende der 60er Jahre hat er nur noch Vorlesungen über das nordgermanische, vorwiegend das isländische und das norwegische Recht gehalten, die er auf das gewissenhafteste vorbereitet und in immer wieder verbesserten Fassungen niedergeschrieben hat, so daß für manche Materien vier bis fünf Entwürfe vorliegen. Erst in diesen Vorträgen, die naturgemäß nur schwach, von werdenden Gelehrten und Dozenten deutscher und skandinavischer Herkunft besucht waren, hat Maurer die volle Meisterschaft zusammenfassender und dabei stets sorgfältig quellen-

mäßig unterbauter Darstellung gefunden. Es ist daher ein hohes Verdienst der „Gesellschaft der Wissenschaft in Kristiania", daß sie diese „Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte" aus dem Nachlaß des Verfassers in fünf starken Bänden 1907 bis 1910 (Leipzig, Deichert) durch seinen Freund und Fachgenossen Ebbe Hertzberg hat herausgeben lassen. Es sind folgende Bände: I. Altnorwegisches Staats- und Gerichtswesen. II. Altnordische Kirchenverfassung und Eherecht. III. Altnordisches Verwandtschafts- und Erbrecht (samt Pfandrecht). IV. Altisländisches Staatsrecht. V. Altisländisches Strafrecht und Gerichtswesen. Dazu 1938 ein Gesamtregister von Paul Merker. Erst so ist Konrad Maurers Werk für die Nachwelt wirklich nutzbar geworden.

Nachrufe

Karl von Amira, Gedächtnisrede gehalten in der öff. Sitzung der Bayer. Akad. d. Wiss. am 25. Nov. 1903. München, Verlag der Akademie 1903.
Karl Lehmann, Hist. Vierteljahrschrift 5. Jg. 1902 S. 589–592.
Ernst Mayer, Z. d. SavSt. f. RG. 1903, GermAbt. S. V–XXVII.
Dr. van Vleuten, Nekrolog mit vollständ. Verz. der wiss. Arbeiten Maurers. Krit. Vierteljahrschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 45, 1904 S. 1–26.
Das beste Altersbild findet sich als Titelbild in den „Gesammelten Abhandlungen zum 70. Geburtstag Konrad von Maurers", Göttingen 1893.

Karl von Amira

Zu den wenigen regelmäßigen Hörern von Maurers Sondervorlesungen zum nordgermanischen Recht gehörte seit dem Sommersemester 1870 der Mann, der sein Werk in München fortsetzen und es auf die volle Höhe führen sollte: Karl von Amira*. Am 8. März des Sturmjahres 1848 in Aschaffenburg geboren, übersiedelte er mit seiner Familie schon 1852 nach München, das ihm die eigentliche Heimat geworden und geblieben ist. Die äußere Erscheinung Amiras im Alter, wie sie uns Jüngeren noch lebhaft vor Augen steht: eine hünenhafte Gestalt mit haar- und bartumwalltem Haupt, konnte einerseits an einen griechischen Philosophen, anderseits an einen nordischen Gesetzessprecher erinnern. Sie wies damit schon äußerlich auf die zwiefache Abstammung der Voreltern hin, die einerseits griechischen (Lesbos, Konstantinopel), anderseits bayerisch-österreichischen und fränkischen Stammes waren. Die Mutter des Vaters, die auf seine Erziehung starken Einfluß genommen zu haben scheint, war eine Gräfin Klenau-Jannowitz, der böhmisch-österreichischen Aristokratie angehörig. Ihr Gatte war als Offizier des französischen Heeres von Napoleon geadelt worden. Beider Sohn wurde in

Bayern naturalisiert, ergriff die Richterlaufbahn und wurde 1833 in die Adelsmatrikel eingetragen. Diesen Vater hat Karl von Amira frühzeitig (1861) verloren. Die abstoßenden Eindrücke der nun folgenden Erziehung in geistig und sittlich geringwertigen geistlichen Anstalten scheinen ihn zeitlebens, bei aller Ehrfurcht vor echter Religion, zur Ablehnung der katholischen Kirche veranlaßt zu haben, die er 1910 auch äußerlich verließ. Auf dem Münchener Wilhelmsgymnasium, als Homer, die Klassiker und die Werke Mommsens und Rankes in seinen Gesichtskreis traten, setzte seine selbständige Geistesentwicklung ein. Nach glänzend abgelegter Reifeprüfung (1867) ergriff er auf den Rat von Ignaz Döllinger, dem er dauernd in Verehrung verbunden blieb, das Studium der Rechte, das stets von historischen und philologischen Vorlesungen begleitet war. Paul Roth eröffnete ihm den Zugang zur rechtshistorischen, Konrad Maurer zur altnordischen Forschung. Während er noch in der juristischen Vorbereitungspraxis stand, wurde sein erstes Buch fertig über das „Altnorwegische Vollstreckungsverfahren" (erschienen München 1874), mit dem er 1873 „cum nota eminentiae" unter dem Dekanat von Paul Roth den Doktorgrad gewann. Die Probleme um Friedlosigkeit, Selbsthilfe, Vollstreckung, Schuld und Haftung, die ihn zeitlebens beschäftigen sollten, traten bereits damals in seinen Gesichtskreis. Seine Münchener Habilitationsschrift „Erbengemeinschaft und Verwandtschaftsgliederung nach altniederdeutschen Rechten" (München 1874) nahm zu dem damals lebhaft geführten und auch heute noch nicht entschiedenen Streit über die Grundsätze germanischer Erbenfolge Stellung, für die er im niederdeutschen Bereich zwei konzentrische Verwandten- und Erbenkreise mit eigenartiger Verwandtschaftsberechnung („Kniezählung") nachwies. Die Probevorlesung fand am 30. Mai 1874 unter dem Dekanat von Alois Brinz statt, über das sichtlich von Roth angeregte Thema „Die Entstehung des Lehnswesens". Nur zwei Semester war Amira Privatdozent in München. Noch im Sommersemester 1875 erhielt er zwei Rufe, nach Bern als Nachfolger von Gareis, und nach Freiburg i. Br. auf den Lehrstuhl von Martitz. Er entschied sich für Freiburg. Die siebzehn Jahre (1875 bis 1892) hat Amira selbst als eine „Leidenszeit", als „verlorene Jahre" bezeichnet, vor allem wegen der engen Verhältnisse und der kümmerlichen Ausstattung der Universität, die damals zudem von Aufhebung bedroht war, Umstände, die ihm die wissenschaftliche Arbeit dauernd erschwerten. Sie waren gleichwohl weder menschlich noch wissenschaftlich verloren. Mit dem Germanisten Hermann Paul, dem Rechtsromanisten Fridolin Eisele und dem Sprachromanisten Gottfried Baist knüpften sich nähere persönliche Bande. In Freiburg schloß Amira den Lebensbund mit einer Tochter des aus dem Kulturkampf bekannten preußischen Schulmannes Stiehl (am 2. Oktober

1876), und dort wurden dem Paar die beiden Töchter geboren. In Freiburg ist auch, neben kleineren Arbeiten, der erste Band des „Nordgermanischen Obligationenrechts" (1882) und der „Grundriß des germanischen Rechts" (1. A. 1890 in Pauls Enzyklopädie) erschienen. Rufe nach Breslau (1878) und Würzburg (1887) lehnte er ab und entschied sich, als 1892 kurz nacheinander Rufe nach Wien und nach München, hier als Nachfolger seines Lehrers Paul Roth, eintrafen, für letzteres. Zwar die Münchener Fakultät hatte, bei aller wissenschaftlichen Anerkennung, seiner Berufung „wegen Unverträglichkeit als Kollege" widersprochen, der Kultusminister von Müller sie aber gleichwohl verfügt, was den Eintritt Amiras in das Münchener akademische Leben nicht gerade erleichtert hat. Amira ist seiner Heimatstadt München bis zur Emeritierung (1918) und bis zum Tode (22. Juni 1930) treu geblieben.

Noch einmal, im Jahre 1907, hat die Wiener Fakultät den Versuch gemacht, Amira doch noch zu gewinnen. Wegen vorgerückten Alters hat er auch dies glänzende Angebot abgelehnt. München mit seinen reichhaltigen Bibliotheks- und Museumsschätzen, die ihm alle Mittel für seine weitverzweigte Forschung boten und die er in dem gewiß nicht minder reichen Wien sich erst wieder hätte erobern müssen, ließ ihn nicht mehr los. Die Münchener Jahre sind denn auch der Lebensabschnitt geworden, in dem Amiras akademische und wissenschaftliche Tätigkeit ihre Höhe erreichte. Auszeichnungen aus allen Ländern wurden ihm zuteil. Er hat sie zeitlebens gering geachtet. Nur der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft hat ihm immer Freude bereitet, ebenso die Zugehörigkeit zur Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in deren Schriften er immer wieder veröffentlicht hat. 1892 war er in die Historische Klasse aufgenommen worden; 1896 trat er aus; 1901 wurde er in die Philos.-philolog. Klasse gewählt. Schon die Wahlbegründung konnte hervorheben: „Karl von Amira ist neben Heinrich Brunner in Berlin der hervorragendsten Gelehrten einer und beherrscht in seltenem Maß das ganze ausgedehnte Gebiet der germanischen Rechte in allen seinen Teilen." Seine letzten Lebensjahre freilich waren von Leid getrübt: 1925 verlor er die treue Gattin, an einem Auge büßte er die Sehkraft ein, und 1928 folgte ein schwerer Unfall auf der Straße, der ihn auf ein langes, schweres Krankenlager warf. Bis zuletzt aufrechten und klaren Geistes, hat ihn der Tod am 22. Juni 1930 erlöst. In aller Stille fand die Beerdigung auf dem Waldfriedhof statt. Zwei seiner nächsten Schüler, Claudius Frh. v. Schwerin und Paul Puntschart, haben ihm in eingehenden und schönen Nachrufen ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Karl von Amira bildet zusammen mit Otto Gierke und Heinrich Brunner die Spitze der Forschergeneration, welche das wissenschaftliche Ansehen der deutsch-germanischen Rechtsgeschichte um die Jahrhundertwende auf die

höchste Höhe gehoben hat. Neben ihnen standen Rudolf Sohm und Richard Schröder, Andreas Heusler und Eugen Huber sowie die etwas jüngeren Ulrich Stutz und Alfred Schultze, um von den skandinavischen Forschern ganz abzusehen. Bis auf die beiden letztgenannten hat Amira sie alle überlebt. Sein Blick war wie der Gierkes und Brunners stets auf das Ganze germanisch-deutscher Rechtsentwicklung gerichtet. Umfassende Überschau in großen Rechtsideen vereinte sich bei ihnen mit exakter Einzelforschung und Quellenbeherrschung bis in die Einzelzüge der buntbelebten geschichtlichen Welt und mit einer Meisterschaft der Darstellung, welche die großen klassischen Werke unserer Wissenschaft hat entstehen lassen. Was Amiras Werke vor denen von Heinrich Brunner und Otto Gierke auszeichnet, ist einerseits die gesamtgermanische Rechtsvergleichung, anderseits die umfassende Berücksichtigung nicht nur der sprachlichen, sondern vor allem der sachlichen Rechtsaltertümer aller Art, die ihm ein ganz neues Feld der Forschung mit ungeahnten Ergebnissen eröffneten. Amira konnte dabei an Jacob Grimm anknüpfen. Zum Juristen und Historiker trat nun, wie schon bei Konrad Maurer, der Philologe, aber vor allem auch der Kunsthistoriker und der Rechtsarchäologe sowie der Erforscher der rechtlichen Volkskunde hinzu, Fachgebiete, die in der folgenden Generation mehr und mehr der Einzelpflege und -forschung zugefallen sind. Bei Amira war das alles noch ein Ganzes, eine gewaltige Stoffülle von urkundlichem, sprachlichem und sachlichem Material, das er in unerhörter Meisterschaft von der Rechtsidee der germanischen Welt aus zu gestalten verstand. Schon frühzeitig, in seiner Freiburger Antrittsrede über „Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte" (erschienen 1876) hat der junge 27jährige Ordinarius ein rechtsgeschichtliches Programm entworfen, „dessen Kühnheit nur eben durch seine Originalität übertroffen wird" (Schwerin). Zwei Leitgedanken waren es, die viele Kollegen befremdend anmuteten – Amiras Forschungen haben sie sein ganzes Leben hindurch getragen, seine Lebensarbeit hat ihrer Erfüllung gedient: Die Rechtsgeschichte hat Selbstzweck und dient nicht nur dem Verständnis des geltenden Rechts –, ein Gedanke, dem Heinrich Brunner 1887 und 1906 in den Einleitungen zum ersten Band seiner Rechtsgeschichte mit ähnlichen Worten Ausdruck gegeben hat, und zweitens: Sämtliche germanischen Rechte sind vergleichend zu werten. „Fortan erscheint die deutsche Rechtsgeschichte nicht mehr als die Achse der germanischen Rechtsgeschichten; unter den gleichberechtigten, nicht eigenwilligen, sondern einander dienstbaren Bestandteilen der einen germanischen Rechtsgeschichte erhält sie ihren Platz angewiesen." Neben der Rechtsarchäologie wurde so die Rechtsvergleichung beherrschend in Amiras Lebenswerk. Die Erforschung des nordischen Rechte hat er in diesem Sinne auch den kontinentalen Ger-

manenrechten dienstbar gemacht. Seine größeren Monographien, etwa über die Stabsymbolik und über die Todesstrafe, suchen den Quellenkreis aller germanischen Rechte auszuschöpfen. Sein „Grundriß des germanischen Rechts" (3. A. 1913) ist in knapper Zusammenfassung und meisterhafter Darstellung der erste und einzig gebliebene Versuch einer Gesamtüberschau über die germanische Rechtsentwicklung im angedeuteten Sinn von den Urzeiten bis ins späte Mittelalter geworden. Eine unbeugsame Arbeitskraft bis ins hohe Alter, ein eherner Fleiß und die Gabe starker Konzentration machten es ihm möglich, die Fülle des vielseitigen Materials, das er stets zu seinen Forschungen heranzog, zu bewältigen und mit starker Gestaltungskraft in Form zu bringen. Dazu das Streben nach unbedingter Sachlichkeit, nach strenger Objektivität, die ihn an dem einmal als richtig Erkannten festhalten und jeden Kompromiß ablehnen ließ, ihm aber auch nur geringe Anpassungsfähigkeit an andere Meinungen gestattete. So konnten ihm Unnahbarkeit, ablehnende Starrheit, ja Unverträglichkeit vorgeworfen werden. Tatsächlich ist sein Münchener Freundeskreis immer klein geblieben und hat mehrfach gewechselt, wenn ältere Beziehungen, wie z. B. zu Konrad Maurer, erkalteten. Mit steter und oft warmer, ja bewundernder Teilnahme begleitete er jedoch die Arbeit gleichstrebender Kollegen wie Julius Ficker, Heinrich Brunner, Felix Liebermann, Karl Binding, Max Pappenheim, Ulrich Stutz und zuletzt auch Alfred Schultze.

Dem Gegenstand nach kann man in Amiras wissenschaftlicher Gesamtleistung deutlich drei Schaffensperioden unterscheiden, die aber innerlich durch die schon 1876 vertretenen Grundgedanken eng miteinander verbunden bleiben: die Forschungen am nordischen Recht, der Sachsenspiegel mit seinen Bilderhandschriften und das Problem der Todesstrafe. Das Hauptwerk der ersten Gruppe ist das „Nordgermanische Obligationenrecht", dessen erster Band (1882) das Altschwedische Obligationenrecht behandelte, während der zweite, dem Westnordischen Obligationenrecht gewidmete Band (1892/1895) ein Torso geblieben ist, da ihm die beabsichtigte Darstellung des dänischen Rechts und die Zusammenfassung der Ergebnisse fehlte. Der Grund lag in der damals noch unzureichenden Zugänglichkeit der dänischen Rechtsquellen. Amira hat hier in gewaltiger Arbeit vollkommenes Neuland umgebrochen und die Annahme, das germanische Recht habe neben dem Sachenrecht kein eigentliches Schuldrecht ausgebildet, endgültig zerstört. Vor allem ist es die Lehre von Schuld und Haftung, die im Anschluß an Vorarbeiten von Brinz am römischen Recht, nun als zentrales Problem am nordischen Recht erkannt und durchgeführt wurde und sich folgerichtig auch für das kontinentale, südgermanische Recht in der Folgezeit durchgesetzt hat (Puntschart, von Schwind, Egger, Gierke), ja über den Bereich

des germanischen Rechts auch die antike Rechtsforschung bis in die frühesten Zeiten befruchtet hat (Partsch, Koschaker).

Im Sommer des Jahres 1900 richtete Karl Lamprecht namens der Kgl. Sächsischen Historischen Kommission an Amira die Bitte, einen Kommentar zu der von der Kommission herauszugebenden Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels zu schreiben. Noch im selben Jahr wurde der Plan des Werkes festgelegt, und bald darauf übernahm Amira auch die zunächst einem Kunsthistoriker zugedachte Faksimile-Ausgabe des Kodex mitsamt der technischen Leitung. Letztere konnte schon 1902 mitsamt einer Einleitung erscheinen, während der Kommentar erst 1925 und 1926 in zwei Halbbänden folgte. Die Faksimile-Ausgabe war begleitet von einer Studie über „Die Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels" (1902), welche das komplizierte Verwandtschaftsverhältnis der vier erhaltenen Handschriften (neben Dresden noch Heidelberg, Oldenburg und Wolfenbüttel) klärte und später durch die Untersuchungen und die Edition (1921) der Bilderhandschrift von Wolframs „Willehalm" eine wertvolle Ergänzung erfahren hat (erstere 1902, 1903 und 1917 in den Abh. der Akademie). Daß die Ausgabe mitsamt der Einleitung und der „Genealogie" so rasch erscheinen konnten, erklärt sich vor allem „aus der inneren begeisterten Anteilnahme, mit der Amira an diese Arbeit ging, die geradezu für ihn erdacht erscheint, in der sich die Universalität seiner Bildung und sein künstlerisches Verstehen auswirken konnten wie kaum in einer anderen" (Schwerin). Seine Forschungsgrundsätze konnten in den beiden Bänden des Kommentars von 1925/26 umfassende Anwendung finden. Ihnen waren zwei Abhandlungen vorausgegangen, welche „Die Handgebärden des Sachsenspiegels" (1905) und den „Stab in der germanischen Rechtssymbolik" (1909) behandelten, beide in den Abhandlungen der Akademie erschienen, letztere ergänzt durch eine über „Die Wadiation" (ebd. 1911), die durch Gierkes Kritik an der Stabdeutung Amiras veranlaßt war. Hat die Arbeit über die Handgebärden, die vierunddreißig Gebärdenmotive in den Illustrationen unterschied, wovon knapp die Hälfte der objektiven Rechtssymbolik angehört, allgemeine Zustimmung erfahren, so ist die Zurückführung der vielfältigen Stabmotive auf den Botenstab als Urform schon damals und später vielfach auf Widerspruch gestoßen (Puntschart, Gierke, E. Mayer). Amira hat seine Ansicht speziell über die Wadiation als Bürgenstellung mit Hilfe des Stabsymbols durch die obengenannte Akademieabhandlung erhärtet. Der Kommentar selbst, in einen allgemeinen Teil und eine Erläuterung der einzelnen Bilder gegliedert, ist für die Literatur- wie die Kunstgeschichte, vor allem aber für die Rechtsgeschichte und Rechtsarchäologie von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung, wie schon U. Stutz in seiner eingehenden Würdigung der

beiden Bände hervorgehoben hat (Z. d. SavSt. f. RG. 47, GermAbt. 1927), eine einzigartige Ergänzung zu Grimms Rechtsaltertümern, die voll auszuwerten erst eine künftige deutsche Rechtsarchäologie berufen sein wird.

Das dritte und letzte Monumentalwerk Amiras, „Die germanischen Todesstrafen", eine umfangreiche Akademieabhandlung, 1922 erschienen, hängt in der weitgreifenden Verwertung rechtsarchäologischen Materials mit den Sachsenspiegelarbeiten zusammen und war ursprünglich nach Amiras Auffassung bestimmt, den Erläuterungsband zu entlasten, wuchs sich aber in der umfassenden rechtsvergleichenden Arbeitsweise zu einer ganz großen selbständigen, weit über das deutsche Recht hinausgreifenden Eigenleistung aus. Das Problem der Todesstrafen, sein ernster Zauber, seine Tiefe und Verzweigung hatten ihn von jeher gepackt und boten seinem Forschungstrieb, seiner Kombinationskraft eine ungewöhnliche Aufgabe. Wenn auch Amiras einheitliche Auffassung der öffentlichen Todesstrafe, die er scharf von der Friedlosigkeit abhebt, als ein Opfer an die erzürnte Gottheit in ihrer Allgemeinheit in neuerer Zeit, besonders von Rehfeldt, angezweifelt worden ist, so wird das Verdienst der überragenden Leistung dadurch nicht geschmälert. Nicht weniger als 1100 bildliche Zeugnisse werden im Anhang aufgezählt, konnten aber begreiflicherweise nicht in Abbildung beigegeben werden.

Zwei Pläne bedürfen noch der Erwähnung, deren Ausführung Amira nicht mehr erleben sollte. Mit Heinrich Brunner zusammen half er den Plan eines Deutschen Rechtswörterbuches (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache) vorbereiten, dessen Ausführung dann einen selbständigen Gang genommen hat. Das zweite Projekt betraf einen rechtsarchäologischen Atlas, für den er nahezu 2000 Abbildungen im Verlauf der Jahrzehnte gesammelt hat – sie liegen heute, allerdings in einer modernen Ansprüchen nicht mehr genügenden Form, im Münchener Institut für bayerische und deutsche Rechtsgeschichte –, dazu ein „kritisches Verzeichnis germanischer Monumente von rechtsarchäologischer Bedeutung", dessen Bearbeitung sein Schüler und mittelbarer Nachfolger Schwerin nach seinem Tode übernahm, das sich aber bald als in hohem Grade erweiterungsbedürftig herausstellte. Nur die von Amira in Stichworten skizzierte Einleitung hat Schwerin in erweiterter Form unter Heranziehung des reichen von Amira gesammelten Materials als „Einführung in die Rechtsarchäologie" als Teil I einer großen Rechtsarchäologie noch kurz vor seinem eigenen Tode 1943 herausgebracht und damit seinem Lehrer den schönsten wissenschaftlichen Dienst erwiesen. Wird sich ein deutscher Gelehrter finden, der das Werk einer Rechtsarchäologie als seine Lebensaufgabe übernimmt und vollendet?

Literatur

Eduard Eichmann, Jahrb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1930/31 S. 23 ff.
Claudius Frh. v. Schwerin, Z. d. SavSt. f. RG. 51 GermAbt. 1931 S. XI–XLV.
Hans von Voltelini, Almanach der Akad. d. Wiss. in Wien, 1931.
Alfred Schultze, Berichte über die Verhandl. der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-Hist. Kl. 82, 1930 H. 2.
Konrad Beyerle, Jahrb. der Univ. München 1929/30. Sämtlich Nachrufe, ferner:
Paul Puntschart, Karl von Amira und sein Werk, Weimar 1932, mit Bild; unter Benutzung der autobiograph. Skizze Amiras selbst. Dort auch am vollständigsten die Bibliographie.
Hans Thieme, Die germanische Rechtsgeschichte in Freiburg, in: Aus der Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaften in Freiburg i. Br. 1957 S. 132 ff.

Claudius Freiherr von Schwerin

Die große nordisch-germanische und gesamt-germanische Forschungstradition, welche die beiden Heroen dieses Faches in München begründet und durch zwei volle Menschenalter lebendig erhalten hatten, hat mit dem Tode Amiras eine wenn auch nur kurze, so doch für die Weiterentwicklung in München bedeutsame Unterbrechung erfahren. Schon bei Lebzeiten, im Jahre 1918, hatte sich Amira in Sorge um die Zukunft des rechtsgeschichtlichen Unterrichts in München in der Person Konrad Beyerles, damals Ordinarius in Göttingen und als Nachfolger von Ulrich Stutz nach Bonn berufen, einen hervorragenden Deutschrechtshistoriker gesichert, der zunächst auf die Professur von Karl Gareis berufen wurde und sie annahm. Er ist schon in den 20er Jahren, als Amira sich mehr und mehr zurückzog, der eigentliche Vertreter der deutschen Rechtsgeschichte in München gewesen, soweit er nicht durch seine parlamentarische Tätigkeit in Weimar und Berlin abgehalten wurde. Konrad Beyerle, der von der oberrheinischen und Bodensee-Forschung herkam, aber auch niederrheinische, vor allem kölnische Forschungen von bedeutendem Ausmaß hinter sich hatte, ist es gewesen, der die künftige Münchener rechtshistorische Forschungsrichtung auf kontinentale, gesamtdeutsche Probleme unter starker Beschäftigung mit den bisher vernachlässigten Fragen der bayerischen Rechtsgeschichte hingelenkt und zu diesem Zweck das „Institut für bayerische und deutsche Rechtsgeschichte" gegründet hat, für das er die Amirasche Bibliothek, die auch die Maurersche enthielt, erwerben konnte. Sein großes, mit Recht vielbewundertes Reichenau-Werk (1925/26) ist in München entstanden, wozu noch die Arbeiten zum bayerischen Volksrecht kamen. Der Akademie als solcher hat er nicht angehört, wohl aber der neugegründeten Kommission für bayerische Landesgeschichte. Mitten aus seiner großen, erfolgreichen Arbeit, die noch immer neben Bayern auch Köln und die Bodenseelande umfaßte, ist

der 61jährige, ein großer Forscher und aufrechter Christ, am 26. April 1933 einem schweren Leiden erlegen. Ulrich Stutz hat ihm in der Savigny-Zeitschrift (GermAbt. 54, 1934) einen schönen Nachruf gewidmet.

Nach einem kurzen Intermezzo (Heinrich Mitteis S. 243) hat dann der Nachfolger die nordisch-gemeingermanische Tradition der Rechtsgeschichte in München wiederaufgenommen, ohne darum die von Konrad Beyerle gewiesenen neuen Ziele aufzugeben: CLAUDIUS FRH. VON SCHWERIN*. Er darf, mit Vorrang vor den beiden Österreichern Paul Puntschart und Emil Goldmann, als der wissenschaftlich bedeutendste Schüler Amiras gelten. Seinem Lehrer hat er ein besonders schönes Denkmal gesetzt in seinem warmherzigen Nachruf (SavZ. 51, 1931), welcher, wie Johannes Heckel richtig bemerkt hat (Jahrbuch 1944/1948 S. 117), „im Hintergrund . . ., freilich in ungewisserem Licht und mit zarteren Linien, ein jenem Ideal nicht unähnliches Selbstporträt des Verfassers, wie es der sonst so zurückhaltende Mann weder vorher noch nachher je entworfen hat", erkennen läßt. Strenge Anforderungen an sich selbst und andere, vor allem auch an seine Schüler, kritisches Wesen und Zurückhaltung nach außen, Verstandesschärfe und Nüchternheit im Urteil, dabei innerlich ein warmes Herz für Freunde und Schüler, volle Hingabe an die Forschung und ihre Probleme – das waren Meister und Schüler gemeinsame Züge, ganz abgesehen von den sachlich verwandten Arbeitsgebieten, den nordischen und kontinental-germanischen Rechten, mit stets aufs Ganze gerichtetem Blick. Aber während Amira das Ausreifen, wenn auch nicht die letzte Vollendung der Lebensarbeit gegönnt war, ist Schwerin, noch mehr als Konrad Beyerle, aus dem vollen Schaffen jäh herausgerissen worden, als am 13. Juni 1944 bei einem Luftangriff auf München eine schwere Bombe den Luftschutzkeller vollständig zertrümmerte, in den er sich mit seiner Gattin pflichtgemäß begeben hatte, während sein benachbartes Heim unversehrt blieb. Man weiß nicht allzuviel über sein persönliches Leben. Von seinen beiden Söhnen ist im Weltkrieg der eine gefallen, der andere verschollen. Er hat wenig persönliche Freunde und Schüler gehabt. Als Bernhard Rehfeldt im Jahre 1950 den Nachruf in der Savigny-Zeitschrift für ihn schrieb, hatte er Mühe, mehr als die amtlichen Daten zu ermitteln. Desto lebhafter spricht sein Werk für den stillen, bescheidenen, nach außen wenig hervortretenden Gelehrten, der von je auch ein Meister der Voltaireschen „ars ignorandi" war, aber gleichwohl, besonders in jüngeren Jahren, eine scharfe kritische, sogar angriffslustige Feder zu führen verstand, bis mit zunehmendem Alter eine Milderung und Duldsamkeit des Urteils anderern Meinungen gegenüber eintrat.

Am 2. September 1880 als Sohn eines bayerischen Richters zu Passau geboren, studierte er 1898 bis 1902 in München, vor allem bei Amira, und pro-

movierte 1904 daselbst magna cum laude mit der Arbeit „Die Treuklausel im Treugelöbnis" (SavZ. Germ Abt. 25). 1905 legte er den Staatskonkurs ab und habilitierte sich 1907 mit dem Buch „Die altgermanische Hundertschaft", das mit Recht die Grundlage seines Ruhmes als Rechtshistoriker geworden ist, trotzdem die Forschung es alsbald (S. Rietschel) angegriffen hat und heute die Lösung des Problems in anderer Richtung sucht (Dannenbauer, Th. Mayer u. a.). Sieben Jahre blieb Schwerin Privatdozent in München, bis er 1914 als Extraordinarius nach Berlin berufen wurde und, als erster in Deutschland, einen Lehrauftrag für skandinavisches Recht und Rechtsgeschichte erhielt. 1917 wurde er Ordinarius in Straßburg, mußte aber mit Kriegsausgang nach Freiburg i. Br. weichen, wo er im Dezember 1918 die Nachfolge von Alfred Schultze antrat. Dort hat er siebzehn Jahre, die glücklichsten seines Lebens, gewirkt, bis er 1935 den Lehrstuhl seines großen Lehrers Amira in München übernahm, den er bis zu seinem Tode, also vor allem in den schweren Kriegsjahren, verwaltete. 1942 wurde er als ord. Mitglied in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Auch die Heidelberger und die Sächsische Akademie sowie die schwedische Gesellschaft der Wissenschaften ehrten ihn durch ihre Mitgliedschaft.

In der Richtung seiner Forschung und Arbeit ist Schwerin weitgehend von seinem Lehrer Amira bestimmt worden. Schon seine „Treuklausel" und seine „Altgermanische Hundertschaft" legen davon Zeugnis ab. Ebenso auch die späteren Arbeiten speziell zum nordischen Recht: „Zur altschwedischen Eideshilfe" (Heidelberger Akademie 1919) und: „Zum westgotischen Prozeß" (Festschrift A. Schultze 1934), aber auch seine Übersetzungen altschwedischer (1935) und altdänischer Rechte (1938, in den „Germanenrechten"). Amira freilich hatte Übersetzungen nordischer Rechtsquellen stets abgelehnt und von den „Germanisten" sich nennenden Rechtshistorikern an den Universitäten die Kenntnis der nordischen Sprachen verlangt, wie übrigens Schwerin auch, der von je eine gründliche philologische Schulung besaß. Sie kam ihm bei der Behandlung der lateinischen „Rituale für Gottesurteile" (Heidelb. Akademie 1932/33) zugute, die insofern den Einfluß Amiras zeigt, als er dessen These von der nichtgermanischen Herkunft der Ordale wenigstens teilweise zu halten suchte. Ein Meisterwerk rechtsvergleichender Methode, das, über Amiras Arbeitsbereich hinausgehend, bis in die indogermanischen Wurzeln des Rechtes und in den Bereich des Magisch-Sakralen vorzudringen sucht, war seine Studie „Die Formen der Haussuchung in indogermanischen Rechten" (1924). Als hervorragende editorische Leistung darf die Ausgabe der Leges Saxonum und der Lex Thuringorum in den Fontes der Monumenta (1918) gelten. Dazu treten, für Übungen bestimmt, zwei

Hefte „Quellen zur Geschichte der Eheschließung", kontinentales und nordisches Recht erfassend.

Weit stärker als Amira hat sich Schwerin jedoch als Dogmatiker des geltenden Rechts betätigt. Davon legten, außer der kleinen Schrift „Schuld und Haftung im geltenden Recht" (1911), vor allem seine Grundrisse des Rechts der Wertpapiere (1924) und des Wechsel- und Scheckrechts (1934) Zeugnis ab, welche die schwierigen Materien mit großem juristischen Scharfsinn meistern. Auch die zusammenfassenden enzyklopädischen Artikel und die größere Gebiete darstellenden Werke treten bei ihm weit stärker hervor. Die rechtshistorischen Artikel in Hoop's Reallexikon der germanischen Altertumskunde (1911–1919) stammen in knapper, Wort für Wort sorgfältig ausgewogener Form vielfach aus seiner Feder. Besonderen Wert legte er auf Studienbehelfe, die den Anfänger in die rechtshistorische Arbeit einführen und ihm den Stoff in wissenschaftlich zuverlässiger Form übersichtlich darbieten sollten. Seit 1912 hat er verschiedene derartige Arbeiten veröffentlicht, insbesondere 1934 eine „Germanische Rechtsgeschichte", das einzige mit Amiras berühmtem Grundriß vergleichbare Werk, das sich allerdings stärker auf den Kontinent konzentriert. 1930 hatte er bereits die bekannten Brunnerschen „Grundzüge" in 8., ergänzter Auflage herausgebracht. 1934 erschienen, zwar auf der Brunnerschen Grundlage, aber in vielfach erweiterter und der neueren Forschung Raum gebender Form, seine eigenen „Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte", die bis heute wohl als bestes Studentenlehrbuch gelten dürfen (1950 wurde die 4. Auflage mit geringen Änderungen von Hans Thieme herausgebracht). Schwerins größte Leistung auf darstellendem Gebiet ist jedoch die 2. Auflage des zweiten Bandes der Brunnerschen Deutschen Rechtsgeschichte in Bindings Handbuch (1928, 1. A. 1892), der er etwa fünf Jahre seine Arbeitskraft gewidmet hat. Es war eine schwierige und entsagungsvolle Arbeit, die Pietät gegenüber dem wohldurchdachten Standpunkt des Meisters zu wahren und doch der neueren Forschung Eingang zu verschaffen und das Werk in seiner Brauchbarkeit als grundlegendes Handbuch zu erhalten.

Nicht unerwähnt dürfen zwei für einen weiteren Leserkreis bestimmte Schriften bleiben, die noch vor der Entfaltung des „Dritten Reiches" Schwerins Bekenntnis zum Geist des germanischen Rechts und Staates enthalten: In Nollaus „Germanischer Wiedererstehung" (1926) die Gesamtdarstellung: „Der Geist des germanischen Rechts, das Eindringen fremder Rechte und die neuerliche Wiedererstarkung germanischer Rechtsgrundsätze", und, in einer Freiburger Vorlesungsreihe „Der Einzelne und der Staat", der Vortrag (am 23. November 1932) „Freiheit und Gebundenheit im germanischen Staat". Sie zeigen, in welchem Maß für Schwerin das Germanische Wert

schlechthin war und wieweit der an sich skeptische Gelehrte fähig gewesen ist, an diese Werte zu glauben. Dabei war er durchaus bereit, das römische Recht in seiner historischen Größe und Bedeutung für die europäische Rechtsgemeinschaft voll anzuerkennen. Von hier aus begreift sich auch, daß Schwerin dem Programm und den Proklamationen Hitlers aufgeschlossen gegenüberstand und daß ihm, dem reinen Gelehrten, vielleicht nie der Widerspruch zwischen germanischem Geist und deutscher Gegenwart voll zum Bewußtsein gekommen ist, wo er doch den autokratischen Herrscher als ungermanisch ablehnte und nur den frei gewählten „Führer" gelten ließ. Vielleicht hat der nach außen verschlossene, im Grund aristokratisch gesinnte Konservative schwer mit den Problemen der deutschen Gegenwart gerungen, unter ihnen gelitten und hat nach dem Tod der Söhne auch das eigene Ende herbeigewünscht. Jedenfalls hat ihm der Tod viel eigenes Leid erspart. Sein letztes Werk, in dem er voll zu seinen Ursprüngen und zur Arbeit seines Lehrers zurückkehrte, ist die oben (S. 238) bereits erwähnte „Einführung in die Rechtsarchäologie" (1943).

Literatur

Nekrolog von Johannes Heckel im Jb. 1944/48 S. 117 ff.
Ausführliche Würdigung von Bernhard Rehfeldt in der Z. d. SavSt. f. RG. 67 GermAbt. 1950 S. 492 ff.
Hans Thieme aaO. (oben nach Amira) S. 143 ff. (mit Bild).

Heinrich Mitteis

Schon 1934/35 hat Heinrich Mitteis* in München, als Nachfolger von Konrad Beyerle berufen, ein Jahr lang gelehrt. Dann mußte er den Anfeindungen der NSDAP weichen und ist erst 1948, nach weiten Umwegen, nach München zurückgekehrt, wo er, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, bis zu seinem jähen Tode am 23. Juli 1952 gewirkt hat. Er hat in München nicht die ältere nordische Tradition fortgesetzt, eher die kontinentale Schau deutschen und germanischen Rechts seines mittelbaren Vorgängers Konrad Beyerle fortgeführt und München noch einmal zur ersten Pflegstätte deutscher Rechtsgermanistik erhoben. Schon 1949 wurde er Mitglied der Akademie und ist vom 1. Februar 1950 bis zu seinem Tode ihr Präsident gewesen. Eine wahrhaft geniale Forscherpersönlichkeit, von ungewöhnlichem Ideenreichtum und geschichtlichem Einfühlungsvermögen, ein begeisterter und Begeisterung erweckender akademischer Lehrer, ein Jurist, dem die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit als Leitstern über allem geschichtlichen Forschen und gegenwärtigen Gestalten stand, war er zu großen wissenschaftlichen Leistungen, aber auch zu repräsentativem Wirken berufen. In seiner

Laufbahn von den Stürmen der Zeit immer wieder erfaßt und dabei stets die höchsten Anforderungen an sich selbst stellend, hat er wohl Geist und Körper schließlich überfordert und ist vorzeitig seinem noch nicht vollendeten Lebenswerk entrissen worden.

Freier Entschluß und unermüdliche jahrelange Arbeit haben den vielseitig, besonders auch künstlerisch, auf musikalischem Gebiet Begabten zum großen Rechtshistoriker gemacht, der bis an sein Ende zu lernen und sich in neue Gebiete einzuarbeiten nicht aufgehört hat. Freilich legte das Elternhaus den Beruf als akademischer Jurist und Historiker nahe: Sein Vater war der berühmte Romanist Ludwig Mitteis, dessen Werk „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs" (1891) bis heute grundlegend geblieben ist. Als ihm am 26. November 1889 der Sohn Heinrich geboren wurde, war er Professor an der deutschen Universität Prag. Die Voreltern des Vaters waren Sudetendeutsche, die der Mutter stammten überwiegend aus der Steiermark. Schon die Jugendjahre Heinrichs waren bewegt und wechselreich und lehrten ihn noch das alte kaiserliche Österreich wie auch die Spätjahre des Bismarckschen Kaiserreichs kennen. Der Weg des Vaters führte über die Universität Wien, wo der Sohn die Volksschule besuchte, nach Leipzig (1899), der damals, neben Berlin, berühmtesten deutschen Juristenfakultät. Daselbst hat der Sohn seine gymnasiale (an der bekannten Thomasschule) und akademische Ausbildung erfahren (1908–1912), vor allem bei Binding, Otto Mayer, L. Mitteis, Sohm und Wach. Nur das Wintersemester 1909/10 verbrachte er in Berlin und hörte dort vor allem bei Brunner, Gierke und Karl Hellwig. In Leipzig bestand er 1912 das Referendarexamen und wurde am 13. Februar 1913 summa cum laude zum Dr. iur. promoviert. Seine Referendartätigkeit wurde in den Jahren 1913 und 1914 zugunsten einer tieferen rechtshistorischen Ausbildung in Bonn bei Ulrich Stutz und Hans Schreuer unterbrochen. Damals war der Entschluß zur Rechtsgeschichte als Lebensarbeit bereits gefaßt und wurde durch die Kriegsteilnahme 1915 bis 1918 nur aufgeschoben.

Schon im April 1919 konnte sich Mitteis auf Anregung von Hans Fehr, der damals von Halle nach Heidelberg ging, in Halle für deutsches Recht habilitieren. Noch im selben Jahr schloß er den Ehebund mit Liddy Abt, Tochter eines bayerischen Generals, die ihm zeitlebens in Freud und Leid eine treue Gefährtin und Helferin gewesen ist. Nun erfolgte ein rascher akademischer Aufstieg, der ihn über Köln (1920) nach Heidelberg (1924, als Nachfolger von Hans Fehr) führte, woselbst er die zehn ruhigsten und glücklichsten Jahre verbracht und den Grund zu seinem Lebenswerk gelegt hat. Über die weiteren Schicksale berichtet er kurz folgendes (Jahrbuch der Akademie 1952 S. 4 f.):

„Nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus begannen die Schwierigkeiten. Weil ich mich gegen den Umsturz der Universitätsverfassung und die Diskriminierung von Kollegen wandte, wurde ich im November 1933 als Dekan abgesetzt. Trotzdem erhielt ich einen Ruf an die Universität München auf April 1934. Doch wurden mir dort erneut Schwierigkeiten bereitet, so daß ich mich entschloß, einen schon längere Zeit schwebenden Ruf auf die rechtsgeschichtliche Professur v. Voltelinis an der Universität Wien anzunehmen. In Wien lehrte ich von April 1934 bis März 1938. Sofort nach dem Eindringen der Nationalsozialisten in Österreich wurde ich von allen akademischen Ämtern suspendiert und in völliger Ungewißheit über mein Schicksal gelassen. Die über meine Frau und mich bereits verhängte Schutzhaft wurde aus mir unbekannten Gründen nicht vollstreckt. Ich wurde dann auf die kleinste deutsche Universität, nach Rostock, berufen, was einer Strafversetzung gleichkam. Dort lehrte ich von 1940 bis 1946. Nach dem Einmarsch der Russen verlor ich einen erheblichen Teil meiner Bibliothek. Im Jahre 1946 wurde ich zunächst an die Universität Berlin und von da zum 1. April 1948 an die Universität München berufen."

Die anstrengende Tätigkeit des Wiederaufbaues in München als akademischer Lehrer und als Präsident der Akademie, mit zahlreichen andern ehrenvollen Aufgaben verbunden, dazu eine sich weiter steigernde wissenschaftliche Produktion haben in ihm wohl die Einsicht geweckt, daß es nach den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren an der Zeit sei, in ruhigere Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu kommen. So war er im Begriff, einem Ruf nach Zürich Folge zu leisten, als ihn das Schicksal ereilte. In unermüdlicher Pflichterfüllung im Juli 1952 noch einmal nach München zurückgekehrt, ist er aus voller Arbeit heraus am 23. Juli einem Herzanfall erlegen.

Mit Heinrich Mitteis ist der unbestritten erste Forscher der deutschen Rechtsgeschichte unserer Generation – der vierten, wenn wir mit Konrad von Maurer beginnen – dahingegangen, der es noch einmal vermocht hatte, die deutsche Rechtsgermanistik wie um die Jahrhundertwende, in den Zeiten von Brunner und Gierke, Amira und Stutz, auf eine international anerkannte Höhe zu heben. Nach Frankreich und Italien, nach England und Spanien reichte sein Forschungsgebiet, aber auch sein wissenschaftliches Ansehen und seine persönlichen Verbindungen, in alle die Länder, deren Staatsaufbau einstens vom Lehnrecht getragen war, wie es sich in spätfränkischer Zeit entwickelt hatte. Seine beiden großen Werke: „Lehnrecht und Staatsgewalt. Untersuchungen zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte" (1933), und: „Der Staat des hohen Mittelalters. Grundlinien einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnszeitalters" (1940, 4. Auflage, nach seinem Tode erschienen, 1953), haben internationales Ansehen und werden wohl auf absehbare Zeit für die Fragen des Lehnrechts grundlegend bleiben. Wenn man letzteres Buch z. B. mit dem „Deutschen Staat des Mittelalters" von Georg von Below (1914) vergleicht, so springt der Fortschritt in der Methode wie im Ergebnis in die Augen. Mit dem Lehnrecht, dessen Entstehung, Ausbildung und System das erstgen. Werk auf gesamteuropäische Basis gestellt hatte, war der grundlegende Gesichtspunkt für eine vergleichende Darstel-

lung der Staatenwelt des hohen Mittelalters gewonnen, die sich vom Zentrum des Abendlandes, Deutschland und Frankreich, über Italien, Spanien und England bis nach Skandinavien und bis in die Normannen- und Kreuzfahrerstaaten des Mittelmeeres erstrecken konnte. Beide Bücher bedeuteten eine Art „Ehrenrettung des Lehnrechtes" (Bader), das aus dem Bereich überwiegend privatrechtlicher Betrachtung nun in seinen öffentlich-rechtlichen, nicht nur den zersetzenden, sondern vor allem den staatsbildenden und aufbauenden Funktionen erkannt wurde. Dabei erwies sich sein oft getadelter „zentrifugaler Charakter" als eine Eigenart der staatlichen Entwicklung in Deutschland und Italien, denen eine „westliche Gruppe", vor allem Frankreich und England, mit andersartigen Wirkungen gegenübersteht.

Der Universalität des Geistes und der Forschung von H. Mitteis waren gewiß auch Schranken gesetzt. Die eigentlich germanische und damit auch die nordische Welt, für die München bisher an der Spitze der Forschung gestanden hat, sind ihm im wesentlichen fremd geblieben; ebenso die mittelalterliche Welt der Kirche, deren enger Zusammenhang mit dem Staate nicht nur von historischer Seite längst anerkannt und betont, sondern auch von Juristen, besonders Ulrich Stutz und seiner Schule, aufs umfassendste unter neuen Gesichtspunkten wissenschaftlich erforscht worden war. Darin liegt eine gewisse Einseitigkeit der Mitteis'schen Gesamtdarstellung der Staatenwelt des Hochmittelalters, daß sie wesentlich unter lehnrechtlichen Gesichtspunkten und damit von oben her ordnenden Rechtsideen steht und die unteren Schichten des Bürger- und Bauerntums nicht kennt, „ein Staat der oberen Tausend", „ein Staat ohne Bauern" (Bader). Die lehnrechtliche Sicht war es wohl auch, die Mitteis kein rechtes Interesse mehr am späteren Mittelalter und den neueren Jahrhunderten finden ließ, in denen das Lehnrecht zwar zurücktritt, aber sein Abbau noch immer eine beträchtliche Rolle spielt. Mit diesen Einschränkungen, zu denen noch manche Einwendungen im einzelnen hinzuträten, darf seine Darstellung des Lehnrechtszeitalters als „klassisch" bezeichnet werden. Klassisch freilich nicht im Sinn der überwiegend in statischen Rechtszuständen denkenden älteren Schule. Deren Betrachtungsweise wird vielmehr durch eine neue, dynamisch-funktionelle ersetzt. „Nicht auf die Substanz, sondern auf die Funktion der Rechtssätze kommt es an. An Stelle der statischen Betrachtungen der Staatseinrichtungen in der Ruhelage ist die dynamische Betrachtung des Zusammenspieles, ihres wirklichen Wertes für die staatliche Machtbehauptung getreten" (H. Mitteis). Die Frage, ob sich bei solcher funktionellen Betrachtungsweise die festen Rechtsbegriffe und damit eine wesentliche Eigenart des Rechtes auch in der rechtsgeschichtlichen Betrachtung aufrechterhalten lassen, hat Mitteis

unbedingt bejaht: „Die Rechtsgeschichte kann der Begriffsbildung nicht entraten." Diese Überzeugung und ihre Anwendung, die aus allen Arbeiten des Juristen Mitteis hervorleuchtet, unterscheidet ihn vom historischen Soziologen wie Otto Brunner, dessen „Land und Herrschaft" (1939) alles als soziologische Erscheinungen ohne rechtliche Wertung zu erklären sucht.

Zu dieser Meisterschaft der Überschau und der Darstellung ist Mitteis freilich erst in langer zäher Einzelarbeit an den Quellen gelangt. Nur zwei „Nebenfrüchte" seiner umfassenden Lebensarbeit am Recht des Hochmittelalters sollen hier genannt werden: Die Aufsehen erregende Arbeit (1927) über „Politische Prozesse des früheren Mittelalters in Deutschland und Frankreich", welche vor allem die Verfahren gegen Heinrich den Löwen einerseits, gegen Johann ohne Land anderseits behandelte, leitete bereits zum Zentralthema: Lehnrecht und Staatsgewalt in vergleichender Darstellung über. Vor allem ist zu nennen sein Buch „Die deutsche Königswahl. Ihre Rechtsgrundlagen bis zur Goldenen Bulle" 1938, das 1944 eine zweite, verbesserte Auflage erlebte. Es ist seit langem der erste Versuch einer rechtlich ordnenden Gesamtdarstellung ihrer Geschichte unter Verwertung der Ergebnisse der neueren historischen Einzelforschung, voll eigener, echt Mitteis'scher Rechtsideen, alsbald von Historikern (Fritz Rörig 1945) angegriffen, von Mitteis verteidigt und ergänzt in dem Sitzungsbericht „Die Krise des deutschen Königswahlrechtes" (1950). Das letzte Wort über diese Fragen ist gewiß noch nicht gesprochen. Die kanonistische Forschung ist m. E. nicht genügend verwertet und ist selbst seitdem ein Stück weitergekommen. Letzteres gilt vor allem von der neueren Symbolforschung P. E. Schramms und anderer. Gleichwohl wird und muß der rechtliche Ideengehalt des Buches weiterwirken, wenn einst eine abschließende Geschichte der deutschen Königswahl geschrieben werden soll.

Daß es einen Forscher wie Mitteis, der je länger je mehr „den Siegeszug der Rechtsidee zum Leitstern aller seiner Arbeiten machte" (Bader), zur Zusammenfassung seiner Gedanken im historischen wie im geltenden Recht drängte, leuchtet ein. Wir verdanken ihm nicht nur einen anregend geschriebenen Grundriß des Familienrechts (seit 1923 in vier Auflagen), sondern vor allem zwei geschichtliche „Kurzlehrbücher", die noch heute zu den am meisten benutzten Hilfsmitteln zählen: eine „Deutsche Rechtsgeschichte" (1949, 5. A., bearbeitet von H. Lieberich, 1958) und ein „Deutsches Privatrecht" (1950), beide in knappster Form den gegenwärtigen Forschungsstand in eigenen Gedankengängen zusammenfassend. Aber auch in rechts- und geschichtsphilosophischer Gestalt hat Mitteis über die Grundfragen und Leitgedanken seiner wissenschaftlichen Forschung Rechenschaft zu geben versucht. Und das besonders in den schweren Jahren des völligen Zu-

sammenbruchs, die angesichts der trostlosen deutschen Gegenwart zur Selbstbesinnung riefen. Den „Lebenswert der Rechtsgeschichte" trotz aller Einwände schließlich dennoch zu bejahen, war die Aufgabe eines Büchleins aus den schwersten Krisenjahren deutscher Geschichte (1947). Im selben Jahr faßte er seine Gedanken über „Die Rechtsgeschichte und das Problem der historischen Kontinuität", im folgenden „Über das Naturrecht" zusammen (Abh. der Berliner Akademie 1947, 1948). Immer wieder wird die Notwendigkeit engsten Zusammenwirkens der Rechtsgeschichte mit den anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft betont, damit sie wahrhaft Geistesgeschichte werde. Aber stets bleibt sie untertan der ewigen, zeitlosen Idee des Rechts und der Gerechtigkeit, deren fortschreitender Aufdeckung und Verwirklichung im Gang der Geschichte die Rechtswissenschaft zu dienen hat – trotz aller Rückschläge, die gerade seine Generation erleben und geistig bewältigen mußte. Darum erschien Mitteis das Naturrecht, in dem er das Gerechtigkeitsideal als Richtnorm verkörpert sah, so unendlich viel wichtiger als alles positive Recht. Freilich führten solche Gedanken weit ab von der klassischen historischen Schule, aus der Mitteis selbst kam. Aber im Einreißen alter Lehrgebäude erblickte er „ein tragisches Zeichen unserer Zeit", das gleichwohl um der wissenschaftlichen Wahrheit und Lebensnähe willen hingenommen werden müsse.

In diesem umfassenden Sinne hatte Mitteis schon 1927 in Heidelberg zusammen mit Leopold Wenger* den Deutschen Rechtshistorikertag begründet und hat er dann nach dem Zusammenbruch, seit 1947, die Germanistische Abteilung der Savigny-Zeitschrift neu gestaltet und bis zu seinem Tod geleitet, nachdem er der Gesamtzeitschrift über schwere Krisenjahre in persönlichem Einsatz hinweggeholfen hatte.

Mag Heinrich Mitteis' Werk im einzelnen längeren oder kürzeren Bestand haben als das seiner großen Vorgänger und Lehrer – als eine der ausgeprägtesten und im eigentlichen Sinne geistvollsten Gestalten wird er in die Geschichte unserer Wissenschaft eingehen und in die unserer Akademie, deren Präsident er war.

Nachrufe

Otto von Zwiedineck Südenhorst, Jb. der Akademie 1952 S. 150–162 (mit Bild).
Karl S. Bader, Z. d. SavSt. f. RG. 70, GermAbt. 1958 S. VIII–XXXII (mit Bild). Der Nachruf ist abgedruckt in: Die Rechtsidee in der Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge von Heinrich Mitteis, Weimar 1957, S. XIII–XXIX; daselbst S. 724 ff. das Schriftenverzeichnis H. Mitteis (61 Einzelschriften, 118 Besprechungen) von Josef Hemmerle.
Hans Fehr, Jb. d. dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin, 1952/53.
Hans Thieme in: Studia et Documenta Historiae et Iuris 18, Romae 1952, p. 377–380.
Siegfried Reicke in Ruperto-Carola 7/8, Dez. 1952, S. 37 f.
Pier Silverio Leicht in: Rivista di Storia del Diritto Italiano 25, 1952, p. 253–256.

RÖMISCHES RECHT UND ANTIKE RECHTSGESCHICHTE

Von Wolfgang Kunkel

Alois von Brinz

Als Alois v. Brinz* im Jahre 1883 zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, war das römische Recht, das er an der Münchener Universität lehrte, in einem großen Teil Deutschlands und insbesondere auch in Bayern noch geltendes Recht. Die Wissenschaft vom römischen Recht fußte zwar auf der Rechtsüberlieferung des römischen Altertums und bemühte sich um das historische Verständnis dieser Überlieferung – nannte man doch die von Savigny begründete Richtung dieser Wissenschaft, von der auch Brinz seinen Ausgang nahm, die „historische" Schule. In Wahrheit überwog jedoch schon bei Savigny selbst und nicht minder bei seinen Schülern und Nachfolgern das rechtsdogmatische Interesse. Aus den Quellen des römischen Rechts wurde ein System des Zivilrechts abgeleitet, das mehr sein wollte als eine Deutung des historischen römischen Rechts. Es war zugleich das System des geltenden Rechts, und es beanspruchte darüber hinaus – wenngleich dies nicht ausgesprochen wurde – kaum minder als das Naturrecht des 18. Jahrhunderts eine allgemeine und zeitlose Gültigkeit. Dogmatische Konstruktion galt als Erkenntnis juristischer Wahrheit, als Entdeckung des „Wesens" der rechtlichen Erscheinungen. Der Einfluß dieser Pandektendogmatik des 19. Jahrhunderts wirkt durch das Bürgerliche Gesetzbuch bis in die deutsche Zivilrechtswissenschaft der Gegenwart, die sich nur langsam davon lösen kann. Er hat aber auch in mehr oder minder starkem Grade das Ausland erreicht. Niemals hat die deutsche Rechtswissenschaft in gleichem Maße eine internationale Bedeutung besessen wie zur Zeit der späten Pandektisten, die kurz vor der Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuchs die römischrechtliche Systematik zu ihrer höchsten Vollendung entwickelten. Alois v. Brinz gehört in die Reihe dieser Gelehrten; nicht als der erfolgreichste, aber als einer der tiefsten, vielleicht als der originellste Denker unter ihnen.

Alois Brinz – den persönlichen Adel erhielt er erst 1872 mit der Verleihung des Verdienstordens der Bayerischen Krone – wurde am 25. Februar 1820

in Weiler im Allgäu geboren. Er stammte aus einem Tiroler Bauerngeschlecht. Sein Vater, den er mit fünfzehn Jahren verlor, war Jurist, Protokollist am Kreis- und Stadtgericht in Kempten, wo der Sohn aufwuchs und die Schule besuchte. Als er 1837 in München beginnen wollte, Jura zu studieren, stießen ihn die Vorlesungen dermaßen ab, daß er zunächst zur Altphilologie hinüberwechselte. Aber nach dem Abschluß des philologischen Studiums wandte er sich unter dem Einfluß seines Freundes Konrad Maurer, des späteren Germanisten, wieder der Rechtswissenschaft zu. Diesmal fand er, vor allem als er 1842/43 in Berlin bei Puchta und Rudorff studierte, den Zugang zur Jurisprudenz und speziell zum römischen Recht; seltsamerweise schloß sich Brinz, dessen eigentliche Begabung auf dem Gebiet der Dogmatik lag, mehr dem Historiker Rudorff als dem Dogmatiker Puchta an. Seine römischrechtlichen Studien, die er zuerst nur als Vorarbeit für eine spätere Beschäftigung mit dem deutschen Recht betreiben wollte, führte er auch nach der Rückkehr nach München und nach dem Abschluß seiner Ausbildung fort. 1849 wurde er in Erlangen in absentia zum Doktor promoviert, 1850 erhielt er die venia legendi in München. Schon zwei Jahre später erreichten ihn Rufe nach Basel und Erlangen. Er ging als Extraordinarius nach Erlangen und wurde 1854 hier Ordinarius. Eine Berufung nach München scheiterte an der Weigerung der bayerischen Regierung. 1857 erhielt er eine Professur für römisches Recht in Prag.

Hier geriet Brinz in die Politik. Er wurde zunächst in den Böhmischen Landtag gewählt, von diesem in den Reichstag abgeordnet. Ein überzeugter Liberaler und Großdeutscher, wirkte er stark durch seine packende Beredsamkeit, gewann aber anscheinend keinen wesentlichen Einfluß auf den praktischen Gang der Politik, wohl darum, weil seine eigenwillige Gelehrtennatur weder bereit war, sich eng an eine Partei anzuschließen, noch überhaupt irgendein sacrificium intellectus zu erbringen. Eine gewisse Ernüchterung und Enttäuschung blieb nicht aus. Die von der Wiener Fakultät vorgeschlagene Berufung in die österreichische Hauptstadt unterblieb. So ging Brinz, um von seinen politischen Bindungen frei zu werden, 1866 nach Tübingen. In Prag erlebte er noch den Krieg, der seine großdeutschen Hoffnungen vernichtete. Er hat seine politischen Ideale übrigens auch späterhin nicht preisgegeben. Seine Anhänglichkeit an Österreich, seine Sorge um die Stellung des Deutschtums in der Donaumonarchie hat er bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder zum Ausdruck gebracht.

1871 übernahm Brinz den Lehrstuhl des römischen Rechts in München. Hier wirkte er als ein gefeierter Lehrer bis zu seinem Tode am 13. September 1887. Berufungen nach Wien und Berlin lehnte er ab. Zweimal hat er als Prorektor an der Spitze der Universität gestanden. Für die Akademie der

Wissenschaften hat er schon vor seiner Aufnahme in die historische Klasse eine Preisaufgabe gestellt, die in der Geschichte seiner Wissenschaft Epoche machen sollte: Im Jahre 1880 fiel der Bayerischen Akademie die Bestimmung über die Verwendung der Mittel der Savigny-Stiftung zu. Brinz schlug die Ausschreibung einer Preisaufgabe vor und als deren Thema die Rekonstruktion der Formeln des prätorischen Edikts aus den Fragmenten der Ediktskommentare, die in den Pandekten Justinians überliefert sind. Schon Rudorff hatte sich an dieser überaus schwierigen Aufgabe versucht. Brinz sah die methodischen Schwächen seiner Arbeit, deren Resultate oftmals keinerlei Stütze in den Quellen hatten. Die von ihm angeregte Preisaufgabe fand in dem jungen Leipziger Privatdozenten Otto Lenel einen meisterhaften Bearbeiter. Lenels „Edictum perpetuum" und seine in engem Zusammenhang damit entstandene „Palingenesia iuris civilis" wurden Fundamente für eine wahrhaft historische Erforschung des römischen Rechts.

Daß von den damaligen Vertretern des römischen Rechts gerade Brinz die Notwendigkeit und die Bedeutung einer neuen Ediktsrekonstruktion erkannte, ist gewiß kein Zufall. Er besaß nicht nur, dank seinem Doppelstudium, eine solide philologische Schulung, sondern hatte auch einen ausgeprägteren historischen Sinn als die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Seine dogmatische Konstruktion pflegt unmittelbar aus der Exegese der römischen Quellen und aus ihrer geschichtlichen Deutung zu erwachsen. Das eigentümliche und eigenwillige System seines großen Pandektenlehrbuchs ruht letztlich auf der Gliederung der Gajusinstitutionen: Auch die Systematik erwuchs ihm also aus der Überlieferung des römischen Rechts und nicht aus dem ungeschichtlichen Schematismus der Naturrechtsepoche, der in dem Aufbau der anderen Pandektenwerke weiterwirkte.

Dennoch gehört Brinz zu den Pandektendogmatikern. Die „Konstruktion" der Rechtsinstitute ist das Ziel, dem er stets zustrebt. Ein konstruktiv schwach durchgebildetes Recht kann er sich wohl überhaupt nicht vorstellen. Einen geschichtlichen Wandel der juristischen Begriffswelt gibt es für ihn eigentlich nicht, weil in seinen Augen jedes Rechtsinstitut eine ganz bestimmte Struktur hat, die von Anfang an vorhanden sein muß und sich in ihrem Wesen nicht verändern kann. Seine Dogmatik ist stets in hohem Maße originell und oft sehr anregend. Er entwickelt sie zumeist in kritischer Auseinandersetzung mit den Thesen anderer Autoren, einer Auseinandersetzung, die er meisterlich in mancherlei Spielarten von der vernichtenden Ironie bis zu verständnisvollem Eingehen zu gestalten wußte.

Seine zahlreichen monographischen Arbeiten näher zu betrachten, ist hier nicht der Ort. Ausdrücklich genannt und charakterisiert werden muß aber sein großes Pandektenwerk, das recht eigentlich die Summe seiner wissen-

schaftlichen Arbeit darstellt. Schon in der Erlanger Zeit begonnen, erschien das Werk in Teilstücken zwischen 1857 und 1871. Die zweite Bearbeitung, die von 1873 an publiziert wurde, hat Brinz nur etwa zu zwei Dritteln fertigstellen können; sie wurde nach seinem Tode von seinem Schüler Philipp Lotmar kongenial vollendet. Von einer dritten Auflage ist nur ein Stück des ersten Bandes zustande gekommen. Unter den repräsentativen Werken des späten Pandektismus ist dieses ohne Zweifel das eigenartigste und tiefste. Neben ihm wirkt auch das weit erfolgreichere Lehrbuch Bernhard Windscheids dürr und trocken. Freilich bietet Brinz nicht in gleichem Maße eine umfassende Verarbeitung des Schrifttums, von der Judikatur ganz zu schweigen, die Windscheid als erster in ein solches Lehrbuch einbezog. Auch liest sich die Darstellung nicht leicht. Dem Leser werden nicht fertige Resultate mitgeteilt, er muß sie sich mit dem Autor zusammen erarbeiten. Die Polemik ist nicht selten in die Darstellung selbst einbezogen – die erste Auflage brachte sogar den Anmerkungsapparat im Text – und sie ist so geführt, daß die Kenntnis des gegnerischen Standpunkts mehr oder minder vorausgesetzt wird. So war das Werk kein Lehrbuch für den Anfänger, noch weniger in seiner grüblerischen Eigenwilligkeit ein Handbuch für den Praktiker, aber seine Intensität und seine Gedankenfülle bewähren noch heute ihre anregende Kraft.

Zwei dogmatische Thesen, die Brinz in besonderem Maße am Herzen lagen und mit denen er in der Tat bedeutenden Einfluß gewonnen hat, seien zum Schluß noch erwähnt: Seine Deutung der „juristischen Person" als „Zweckvermögen" hat sich zwar im ganzen nicht durchgesetzt, doch entscheidend zum Verständnis der Rechtsnatur der Stiftung beigetragen. Seine Unterscheidung zwischen „Haftung" und „Schuld" ist nicht nur ein dauernder Bestandteil der deutschen Zivilrechtsdogmatik geworden, sondern hat vor allem auch die rechtshistorische Forschung in außerordentlichem Maße angeregt. Brinz' Freund Konrad Maurer und dessen Schüler Karl v. Amira haben sie in die germanistische Forschung eingeführt, in der sie sich überaus fruchtbar erwies. Von hier aus wirkte sie weiter in die antikrechtliche Wissenschaft hinein. Ludwig Mitteis hat sie für die Deutung der römischen Stipulation verwendet, seine Schüler Josef Partsch und Paul Koschaker erforschten mit ihrer Hilfe das griechische und babylonische Bürgschaftsrecht.

Biographien und Würdigungen

Ph. Lotmar, Allg. dtsche Biogr. 47, 241 ff. (mit eingehender Besprechung der wissenschaftlichen Publikationen u. weiteren Nachweisungen).

v. Giesebrecht, Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-philolog. u. hist. Kl. 1888, 268 ff. (mit weiteren Nachweisungen).

E. Landsberg, Gesch. d. dtschen Rechtswiss. III 2, 842 ff.
E. I. Bekker, Z. Sav. St., Rom. Abt. 28, 135 ff.
G. Wesenberg, Neue dtsche Biogr. II 617.
F. Wieacker, Privatrechtsgesch. d. Neuzeit 262.

August Ritter von Bechmann

Brinz' Nachfolger in Universität und Akademie wurde August Bechmann. Er war der Sohn eines Nürnberger Kaufmanns aus alter, ursprünglich thüringischer Pfarrersfamilie, durch seine Großmutter väterlicherseits ein Nachkomme von Christian Thomasius. Am 16. August 1834 in Nürnberg geboren, erhielt er dort seine Schulbildung und fand 1852 als einer der ersten Aufnahme in das eben gegründete Maximilianeum. Er studierte in München und Berlin, bestand 1859 den „Staatskonkurs" und erwarb im nächsten Jahre in Erlangen den juristischen Doktorgrad mit einer Abhandlung über die Usucapio ex causa iudicati. Wiederum ein Jahr später, 1861, begann er mit der Habilitation in Würzburg seine akademische Laufbahn, die ihn bereits 1862 als ordentlichen Professor nach Basel, 1864 nach Marburg und noch im selben Jahre nach Kiel führte. In Kiel blieb er sechs Jahre; 1868 gelangte er als Vertreter seiner Universität in das preußische Herrenhaus. 1870 folgte er einem Ruf in seine fränkische Heimat nach Erlangen; 1880 ging er nach Bonn, 1888 nach München. Hier wurde er sofort Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1891 Reichsrat der Krone Bayerns, 1900 Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft, 1906 erhielt er das Prädikat Exzellenz. Das Rektorat hat er im Jahre 1876 in Erlangen und 1894/95 in München bekleidet. Einen Ruf nach Leipzig als Nachfolger von Bernhard Windscheid (1892) hat Bechmann abgelehnt. Am 11. Juli 1907 ist er in München verstorben.

Bechmann war offenbar ein hervorragender akademischer Lehrer. Seinem Vortrag wird große Klarheit nachgerühmt – die man in seinen Schriften wiederfindet – und eine feurig-lebendige Sprechweise, der „etwas Brausendes", der Ausdruck eines „Freiheitsdranges", innewohnte. Im Umgang mit den Studenten hielt er auf Distanz, es lag ihm nicht, sich ihnen persönlich zu erschließen. Seine akademischen Ämter, seine Mitgliedschaft im preußischen Herrenhaus und – als Reichsrat der Krone – in der Bayerischen Ersten Kammer beweisen seine besondere Begabung zu legislatorisch-administrativer Tätigkeit. In der Ersten Kammer des Bayerischen Landtags hat er vor allem die Bedürfnisse der Universitäten wirksam vertreten, aber auch an wichtigen Gesetzesentwürfen maßgebend mitgearbeitet. In der Akademie der Wissenschaften ist er anscheinend nicht sehr stark hervorgetreten.

In die Geschichte der Rechtswissenschaft ist Bechmann eingegangen als Verfasser zweier umfangreicher Monographien über das römische Dotalrecht (1. Abt. 1863, 2. Abt. 1867) und den Kauf nach gemeinem Recht (I 1876, II 1884, III 1905 u. 1908), von denen namentlich die letztgenannte zum Besten gehört, was die gemeinrechtliche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Der erste Band dieses Werkes, das die Geschichte des Kaufs im antiken römischen Recht behandelt, ist auch heute noch von fundamentaler Bedeutung für die rechtsgeschichtliche Forschung. Mit außerordentlicher Gründlichkeit, großem juristischen Scharfsinn und Spürsinn hat Bechmann fast alle Möglichkeiten historischer Deutung erfaßt und kritisch erwogen, derart, daß die spätere Forschung in seiner Darstellung immer wieder Anregungen und Bestätigungen gefunden hat und nur selten über den Kreis der von ihm erkannten und erörterten Probleme hinausgelangt ist. Auch einige seiner kleineren Monographien, wie z. B. die Abhandlung über das „Ius postliminii und die lex Cornelia" (1872) und die „Studie im Gebiet der legisactio sacramento in rem" (Festschrift zu Windscheids 50. Doktorjubiläum 1889), sind rein rechtshistorischer Natur.

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit Bechmanns lag jedoch in der Rechtsdogmatik. Der weitaus größere Teil seines großen Werks über den Kauf ist dem gemeinen Recht gewidmet und entwickelt das System des Kaufrechts fort, das die Pandektenjurisprudenz aus den römischen Quellen abgeleitet hatte. Daß er diesem System eine von der Gesetzesgeltung des römischen Rechts unabhängige Bedeutung beimaß, zeigt namentlich sein Entschluß, das unvollendete Werk noch unter der Herrschaft des bürgerlichen Rechts fortzuführen und zum Abschluß zu bringen. Auch in dem dritten Bande, dessen zweiter Teil erst nach Bechmanns Tod und acht Jahre nach der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs erschien, ist nur „gemeines" Recht dargestellt; auf das nunmehr geltende Recht weisen lediglich einige Paragraphenzitate in den Anmerkungen hin. Die Rechtsprechung, ganz gleich ob sie sich nun auf das gemeine oder auf das bürgerliche Recht bezog, bleibt so gut wie unberücksichtigt, und vergebens wird man nach rechtspolitischen oder rechtssoziologischen Betrachtungen suchen. Bechmanns Kauf-Monographie trägt also in ihrem dogmatischen Gehalt durchaus noch die Züge der reinen Begriffsjurisprudenz des späten Pandektenrechts, des „Wissenschaftspositivismus", der im Begriffe war, dem „Gesetzespositivismus" auf der weit engeren und ärmeren Grundlage des neuen Reichsgesetzbuchs das Feld zu räumen. Aber auch als spätes Produkt einer versinkenden Periode der deutschen Rechtswissenschaft ist das Buch eine bedeutende, ja monumentale Leistung, die nicht nur in ihrem historischen Teil wirksam blieb. Ohne Zweifel hat es die Dogmatik des bürgerlichen

Rechts vielfältig beeinflußt. Als ein wichtiges Beispiel sei nur sein Beitrag zur Systematik der gegenseitigen Verträge, die Lehre vom „genetischen" und „funktionellen Synallagma" genannt, die über Heinrich Sibers grundlegenden Kommentar zum allgemeinen Teil des Schuldrechts bis in die Lehrbuchliteratur der Gegenwart weitergewirkt hat.

Würdigungen

E. von der Goltz, Biogr. Jahrb. u. dtscher Nekrolog 12, 191 ff. (mit Schriftenverzeichnis).
H. Liermann, Neue dtsche Biographie I 692 f.
Sitz. Ber. d. Bayer. Akad. d. W., Philos.-philol. u. hist. Kl. 1908, 16* f.
Landsberg, Gesch. d. dtschen Rechtswissensch. III 2, 853 f.

Leopold Wenger

Mit Bechmanns Nachfolger Leopold Wenger*, geboren am 4. September 1874 im Schloß Trabuschgen zu Obervellach (Kärnten), gestorben ebenda am 21. September 1953, gelangte auf dem Münchener Lehrstuhl des römischen Rechts eine neue Forschungsrichtung zur Geltung, die über den traditionellen Quellenkreis der Pandektenwissenschaft weit hinausgriff und die Urkundenfunde zunächst Ägyptens und späterhin auch Vorderasiens zum Zentrum ihrer Arbeit machte.

Ihr Begründer war Ludwig Mitteis, ihr Anfang das Buch über „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs", das Mitteis im Jahre 1891 als junger Prager Professor erscheinen ließ. In diesem Werk wurden zum erstenmal die urkundlichen Zeugnisse des Rechtslebens im Osten des Römischen Reichs mit den Quellen des offiziellen römischen Rechts konfrontiert, wobei sich als aufsehenerregendes Resultat der Fortbestand einer ungebrochenen hellenistischen Tradition ergab. Unter den Dokumenten, die Mitteis diesen Studien zugrunde legte, spielten bereits die ägyptischen Papyri eine erhebliche Rolle, die eben damals in immer größeren Mengen ausgegraben und publiziert wurden. Indem er diesem neuen Quellenschatz fortan sein besonderes Interesse schenkte, wurde er der Begründer der juristischen Papyrologie. Als er nach kurzem Wirken in Wien 1899 nach Leipzig berufen worden war, entstand dort die Pflanzschule der neuen Forschungsrichtung, die das römische Recht in den breiten Rahmen der gesamten antiken Rechtsüberlieferung stellte. Besonders aus Mitteis' österreichischer Heimat kamen die Besten des rechtshistorisch interessierten akademischen Nachwuchses mit einem Reisestipendium ihrer Regierung nach Leipzig, mehr noch aus Graz als aus Wien, weil es der (selbst wenig

produktive) Grazer Romanist Gustav Hanausek in besonderem Maße verstand, wissenschaftliche Begabungen zu entdecken und für die rechtshistorische Forschung zu interessieren.

Der erste dieser Grazer Stipendiaten war Leopold Wenger. Nach seiner Promotion in Graz am 20. Dezember 1897 ging er 1899 nach Leipzig. Seine Erstlingsarbeit über die actio iudicati, mit der er sich bereits 1901 in Graz habilitierte, gehörte noch dem engeren Bereich des römischen Rechts, und zwar dem römischen Zivilprozeßrecht an, das er auch späterhin stets und weit mehr als das materielle römische Recht gepflegt hat. Aber ihn, dem die dogmatische Reflexion weniger lag als die Anschaulichkeit historischer und kulturhistorischer Aspekte, zog es in besonderem Maße zu den Papyri, die immer wieder neue, unverhoffte Einblicke in die antike Rechtswirklichkeit erschlossen. So entwickelte sich Wenger, während die meisten Mitteisschüler (und Mitteis selber in seinen späteren Jahren) sich mehr oder weniger entschieden zum römischen Recht zurückwandten, zum eigentlichen Träger der papyrologischen Tradition. Als er nach ungewöhnlich erfolgreichen Anfängen seiner akademischen Laufbahn – 1902 a. o. Professor in Graz, 1904 Ordinarius in Wien, 1908 in Heidelberg – zu Beginn des Jahres 1909 nach München kam, begründete er ein Institut nicht etwa für römisches Recht, sondern für Papyrusforschung; die Abhandlungsreihe, die er sechs Jahre später vor allem für den wachsenden Schülerkreis dieses Instituts schuf, nannte er „Münchener Beiträge zur Papyrusforschung". In die Leitung sowohl des Institutes wie der Beiträge teilte er sich mit dem Historiker Walter Otto. Seine monographischen Arbeiten bis etwa zum Beginn der zwanziger Jahre waren, mit Ausnahme einiger Untersuchungen zum römischen Zivilprozeß, fast alle den Papyri gewidmet, und das gleiche gilt von der Mehrzahl der Erstlingsschriften seiner Schüler. Was wir heute über die Rechtsgeschichte des hellenistischen und römischen Ägypten wissen, verdanken wir zu einem sehr beträchtlichen Teil den Forschungen Wengers und seiner Schüler.

Dennoch ist Wenger nie ein papyrologischer Spezialist geworden. Dazu war er zu sehr Humanist, zu vielseitig interessiert, zu sehr auf die Erfassung großer historischer Zusammenhänge bedacht. Seine Belesenheit war staunenswert. Seine mächtige Privatbibliothek, die vor zwei Jahren für das von ihm gegründete, im Kriege vernichtete Institut erworben werden konnte, umfaßt alle Zweige der klassischen Altertumswissenschaft mit Ausnahme des speziell philologischen Bereichs. Sie enthält insbesondere sehr viel Geschichte, Religionsgeschichte und Philosophiegeschichte; sie enthält auch alle Gebiete des römischen Rechts, und es finden sich darin nur wenige Bücher, in denen nicht Randbemerkungen und Literaturhinweise von Wen-

gers Lektüre zeugen. Seinem Streben zu weiter Überschau entsprach es, daß Wenger sich wiederholt in zusammenfassenden Darstellungen sehr verschiedener Art versucht hat. So schrieb er für P. Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" (II 2, 1, 1911) Darstellungen der „Verfassung und Verwaltung" sowohl des orientalischen wie des europäischen Altertums. Seine Sammelreferate über juristische Papyrologie, die in der Kritischen Vierteljahrschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft und später im Archiv für Papyrusforschung erschienen sind, greifen weit aus und bevorzugen die allgemeinen Zusammenhänge sichtlich vor den Spezialfragen. Ein charakteristisches Werk seiner Belesenheit und seines Strebens nach Synthese ist auch das kleine, aus einer Wiener Antrittsvorlesung erwachsene Buch „Der heutige Stand der römischen Rechtswissenschaft" mit dem Untertitel „Erreichtes und Erstrebtes" (1927). Von dem seit seinen Jugendjahren gehegten Plane einer umfassenden und ausführlichen Darstellung des gesamten römischen Rechts sind zwei Teilstücke verwirklicht worden: das eine sind die 1925 erschienenen „Institutionen des römischen Zivilprozeßrechts", die das damalige und in der Hauptsache auch noch bis in die jüngste Vergangenheit gültige Bild des römischen Verfahrensrechts vor allem auf Grund der Forschungen Moriz Wlassaks, aber doch mit wesentlichen eigenen Beiträgen zeichnen, ein Buch von internationaler Geltung, das auch ins Italienische und Englische übersetzt worden ist. Das andere ist das riesige Alterswerk über „Die Quellen des römischen Rechts", 1953, wenige Wochen vor Wengers Tode erschienen, in dem sein umfassendes Wissen so eindrucksvoll hervortritt wie in keinem anderen seiner Bücher, freilich auch die Grenzen seiner mehr überschauenden als analysierenden Betrachtungsweise deutlich werden.

Wengers Streben nach umfassender Überschau und seine Distanz gegenüber der eigentlichen Dogmengeschichte des Rechts spielen ohne Zweifel auch bei der Konzeption des Programmes einer „antiken Rechtsgeschichte" eine wesentliche Rolle, das er schon 1904 in seiner ersten Wiener Antrittsvorlesung formuliert und dann gegenüber aller Anfechtung stets verteidigt hat. Seit 1922 erscheint die „antike Rechtsgeschichte" auch im Titel der „Münchener Beiträge", seit der Mitte der zwanziger Jahre im Namen des von Wenger gegründeten Instituts. Wenger sah in diesem Begriff mehr als eine bloße Zusammenfassung der verschiedenen rechtshistorischen Forschungsgebiete, die sich seit Mitteis im Bereich der Antike entwickelt hatten. Überzeugt von der inneren Einheit der antiken Kultur, wollte er auch in der Rechtsgeschichte des Altertums einen durchlaufenden Entwicklungsgang erkennen, dessen Endpunkt die justinianische Gesetzgebung als Synthese des klassischen Rechts mit volksrechtlichen und christlichen Elementen aus

der östlichen Reichshälfte bilde. Mitteis selbst hat sich gegen diese Zuspitzung des von ihm angeregten Forschungsprogramms ebensosehr gewehrt wie Paul Koschaker, der Begründer der altorientalischen Rechtsgeschichte, und man betrachtet heute sowohl die hellenistisch-volksrechtlichen wie auch die christlichen Einflüsse auf die justinianische Kodifikation zumeist mit größerer Skepsis, als es Wenger tat. Das eine wird aber von Wengers Programm in jedem Fall bestehen bleiben: man wird fortan das römische Recht nicht mehr isoliert betrachten können; sowohl die unmittelbaren Interferenzen zwischen griechischer und römischer Rechtsentwicklung und die Einwirkungen griechischer Philosophie und Rhetorik auf das römische Recht, wie auch die dogmengeschichtliche Vergleichung mit den anderen antiken Rechten gehören heute zu den Fragestellungen, mit denen sich jeder romanistische Rechtshistoriker auseinandersetzen muß.

Die Münchener Jahre Leopold Wengers (1909–1935), unterbrochen durch eine kurze Lehrtätigkeit in Wien (1926–1927), bildeten den Höhepunkt seines akademischen Wirkens. Ein großer Kreis deutscher und ausländischer Schüler sammelte sich um ihn. 1924/25 bekleidete er das Rektorat der Universität. Er erhielt den philosophischen Ehrendoktor von München und Graz (später auch den juristischen der Harvard-Universität); er wurde Mitglied ausländischer Akademien und wissenschaftlicher Gesellschaften.

Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat Wenger seit 1912 als außerordentliches, seit 1914 als ordentliches Mitglied angehört. 1922 wurde er Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse; in den schwierigen Jahren von 1932 bis 1935 war er Präsident der Akademie. Unter seinen Beiträgen zu den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Akademie ragen hervor eine größere Monographie über „Prätor und Formel" (Sitz.-Ber. 1926, Nr. 3) und der mit Johannes Stroux* gemeinsam verfaßte Kommentar zur Augustusinschrift von Kyrene (Abh. 34, 2, 1928). Als noch unvollendete Aufgabe hat Wenger der Akademie den Index zu den justinianischen Novellen hinterlassen, über den er 1928 ausführlich berichtete, indem er durch eine Untersuchung über „Κάνων in den Rechtsquellen" zugleich ein Beispiel für den Nutzen dieses Unternehmens gab (Sitz.-Ber. 1928, Nr. 4).

Wenger hat München 1936 verlassen, weil er das nationalsozialistische Regime aus innerster Überzeugung ablehnte. Gläubiger Katholik, Humanist und ein ganz und gar konservativ gestimmter Geist, mußte er das, was ihm nun als „Weltanschauung" aufgenötigt werden sollte, als Greuel, den Gewissenszwang und die Zurücksetzung, die er und seine Wissenschaft erfuhren, als unerträglich empfinden. Die Übersiedlung nach Wien, wo er nun seine dritte Professur antrat, sollte ihn freilich nicht für lange Zeit von diesem Druck befreien. 1938, wenige Monate nach der Einverleibung Öster-

reichs in das nationalsozialistische Reich, wurde er in Wien vorzeitig emeritiert und zog sich in sein Heim nach Obervellach zurück. Hier hat er bis zu seinem Tode der Forschungsarbeit gelebt.

Eine reine und starke, weil sehr unmittelbare Leidenschaft für seine Wissenschaft, ein unerschöpflicher Erkenntnisdrang, die Gabe flüssiger und gewinnender Darstellung in Wort und Schrift und nicht zuletzt ein ungewöhnliches Maß von Güte und menschlicher Wärme zeichneten Leopold Wenger aus. Polemische Schärfe war nicht seine Sache. Ohne je seine Überzeugung preiszugeben, neigte er stets zum Ausgleich und zur Vermittlung. Sein außerordentliches Ansehen, das in gleichem Maße auf seinem wissenschaftlichen Werk und auf der Wirkung seiner liebenswerten Persönlichkeit beruhte, ließ München zu einem Zentrum rechtshistorischer Forschung werden, dessen Einfluß weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichte.

Selbstbiographie

Österr. Geschichtswissensch. d. Gegenwart in Selbstdarstellungen I (Schlern-Schr. 68, Innsbr. 1950), 136 ff.

Nachrufe und Würdigungen

M. Kaser, Z. Sav. St., Rom. Abt., 71, XIII ff.
H. Kreller, JVRA (Riv. intern. di dir. rom. e antico) 5, 636 ff.
E. Seidl, Studia et documenta historiae et iuris 19, 452 ff. (mit Schriftenverzeichnis).
A. Steinwenter, Jahrb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1955, 157 ff.
H. Kreller, Almanach d. Österr. Akad. d. W. 1953, 320 ff. (mit Schriftenverzeichnis).

Mariano San Nicolò

Leopold Wengers Nachfolge auf dem Münchener Lehrstuhl des römischen Rechts und damit zugleich die Fortführung der von ihm begründeten Tradition antikrechtlicher Forschung wurde einem seiner ältesten und angesehensten Schüler anvertraut. Mariano San Nicolò*, als Sohn eines österreichischen Richters italienischer Nationalität am 20. August 1887 in Rovereto geboren und am Gymnasium seiner Heimatstadt vorgebildet, hatte schon zu Beginn seines Studiums in Graz Wengers Vorlesungen gehört und unter ihrem Einfluß den Entschluß gefaßt, Rechtshistoriker zu werden. Wiederum war es der Grazer Romanist Hanausek, der die Begabung des jungen Gelehrten erkannte und ihn im Anschluß an die Promotion (1911) nach Deutschland schickte, aber nicht nach Leipzig, sondern nach München, zu Wenger.

Hier begann San Nicolò sein Werk über das „Ägyptische Vereinswesen zur Zeit der Ptolemäer und Römer", eine der umfänglichsten und gründ-

lichsten Monographien, die auf dem Gebiet der juristischen Papyrologie überhaupt erschienen sind. Mit dem ersten, 1913 erschienenen Band, in dem die verschiedenen Erscheinungsformen des gräko-ägyptischen Vereinswesens und ihre sozialen und wirtschaftlichen Funktionen dargestellt werden, habilitierte sich San Nicolò 1913 in Graz. Vom zweiten Band, der den Beitrag der Papyri zur Dogmengeschichte der juristischen Person erbringen sollte, kam nur die erste Hälfte zur Vollendung (1915), da San Nicolò durch den Kriegsdienst aus seiner Arbeit herausgerissen und danach alsbald von neuen Interessen und Aufgaben in Anspruch genommen wurde. Mitten im Kriege, als Straßenkommandant in Albanien, hatte er, von Paul Koschaker angeregt, begonnen, sich in Schrift und Sprache der babylonischen Rechtsquellen einzuarbeiten. Damit hatte er das Feld betreten, das das Zentrum seiner Forschungsarbeit werden sollte und auf dem er neben Koschaker rasch zu international anerkannter Autorität emporwachsen sollte.

Aus dem Kriege kehrte er nicht nach Graz zurück; 1917 war ihm die Prager Professur verliehen worden, die zuvor Paul Koschaker innegehabt hatte. Fast zwei Jahrzehnte blieb San Nicolò in Prag, obwohl ihn Rufe nach Freiburg i. Br., Zürich und Wien erreichten. Während zweier Jahre (1931 bis 1933) leitete er unter schwierigsten Verhältnissen als Rektor die Geschicke seiner Hochschule. 1935 kam er nach München.

Inzwischen hatte sich seine Forschungsarbeit mehr und mehr auf die keilschriftlichen Rechtsquellen konzentriert. Als erste Frucht seiner Studien auf diesem Gebiet erschien 1922 das Buch über die Schlußklauseln der altbabylonischen Kauf- und Tauschverträge, eine von Koschaker angeregte und geförderte Untersuchung, die sich durch breite rechtsvergleichende Fundierung auszeichnet und für das Verständnis des babylonischen Kaufrechts grundlegend geblieben ist. Im Anschluß an diese Arbeit faßte San Nicolò den großen Plan einer Sammlung und Kommentierung der neubabylonischen Urkunden, der ihn von da ab durch sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hat. Leider waren die äußeren Umstände diesem Unternehmen, das ohnehin die Kräfte eines einzelnen übersteigt, wenig günstig. Immer wieder wurde San Nicolò durch akademische Verwaltungsgeschäfte in Anspruch genommen. Nach den beiden Prager Rektoratsjahren bekleidete er zweimal das Amt eines Klassensekretärs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der er seit 1935 als ordentliches Mitglied angehörte, 1944/45 war er Akademiepräsident, 1952/53 Rektor der Universität München. Alle diese Ämter verwaltete er unter besonders schwierigen Umständen. Die Zurückdrängung des römischen Rechts unter dem Nationalsozialismus beschränkte die Möglichkeit, einen Schülerkreis zu gewinnen und für seine Forschungsziele zu interessieren. Der Bombenkrieg beraubte ihn seines

Heimes und eines großen Teils seiner Bibliothek und seiner Manuskripte. Nach 1945 verlor er für zwei Jahre sein Lehramt. So konnte er die zusammen mit Artur Ungnad 1928–1935 mit den „Rechts- und Wirtschaftsurkunden des Berliner Museums" begonnene Arbeit erst 1951 mit den „Babylonischen Rechtsurkunden des ausgehenden 8. und 7. Jahrhunderts" fortsetzen. Eine weitere Sammlung von Urkunden des 6. Jahrhunderts fand sich, noch nicht völlig publikationsreif, in seinem Nachlaß; sie wird, von Herbert Petschow bearbeitet, in Kürze erscheinen. Die Aufgabe der auf seinen Antrag geschaffenen Kommission zur Erschließung von Keilschrifttexten in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wird es sein, diese Publikationsreihe fortzuführen und damit in seinem Sinne ein Quellenwerk zu schaffen, das dem Orientalisten die in den Originalpublikationen weit zerstreuten Texte bequem zugänglich macht und juristisch erläutert, dem sprachlich nicht oder nicht voll vorgebildeten Rechtshistoriker aber ihr Studium überhaupt erst ermöglicht.

Durch seine jahrzehntelange, eindringliche Beschäftigung mit den babylonischen Urkunden wurde San Nicolò ein Meister nicht nur in der juristischen Deutung dieses Quellenkreises. Er beherrschte auch die Sprache seiner Urkunden wie kaum ein Philologe und konnte deswegen in zahlreichen monographischen Arbeiten, die großenteils unter dem Sammeltitel Parerga Babylonica in orientalischen Fachzeitschriften erschienen, Rechtsgeschichte und Semitistik in gleichem Maße fördern. Der Schwerpunkt seiner Arbeit lag jedoch immer im Juristischen. In einem weit entschiedeneren Sinn als sein Lehrer Leopold Wenger war er Jurist, und zwar ein Jurist von großer Gedankenschärfe und Klarheit, der zu allen Zeiten ein weites rechtshistorisches Feld beherrschte. Dogmengeschichtliche Spezialuntersuchungen auf dem Gebiet des römischen Rechts hat er allerdings niemals angestellt. Aber seine vorzügliche Bearbeitung des römischrechtlichen Lehrbuchs von Czyhlarz (1924) beweist, daß er die Entwicklung der Forschung auch auf diesem Gebiete in vollem Umfang übersah und kritisch zu würdigen wußte. Die juristische Papyrologie hat er noch bis gegen Ende der zwanziger Jahre in monographischen Arbeiten und Rezensionen gepflegt; papyrologische Seminare hielt er bis zu seinem Tode. Ein starkes Interesse hegte er für die Rechtsgeschichte der späten römischen Kaiserzeit und des byzantinischen Zeitalters, weil er hier erhebliche Einflüsse nicht nur des griechischen, sondern auch des orientalischen Rechtsdenkens vermutete. Wie Wenger glaubte er an den inneren Zusammenhang einer „antiken Rechtsgeschichte"; doch sah er die Problematik dieses Zusammenhangs schärfer als Wenger und betonte ausdrücklich, daß zunächst eine sorgfältige Erforschung der einzelnen Rechtskreise geboten sei, wenn auch immer mit dem Blick auf die

anderen, d. h. mit rechtsvergleichender Methode, wie er selbst sie meisterlich anwendete.

Als seinen eigenen Beitrag zu diesem antikrechtlichen Forschungsprogramm betrachtete San Nicolò die Erschließung des vorderasiatischen Rechtskreises und insbesondere des babylonischen Rechts. Wenn er seine wissenschaftliche Produktion seit Ausgang der zwanziger Jahre in der Hauptsache auf diesen Quellenbereich beschränkte, so beruhte dies nicht auf einem Hang zu engem Spezialistentum, sondern auf dem Bewußtsein einer ihm persönlich gestellten Aufgabe, ihrer Größe und der daraus erwachsenden Verantwortung. Die Bedeutung des altorientalischen Rechts für die antikrechtliche Forschung überhaupt, den Stand seiner Erforschung und den Umfang der noch ungelösten Fragen hat er mehrfach in wissenschaftlichen Vorträgen dem breiteren Kreis der romanistischen Fachkollegen dargelegt. Aus einer Anzahl solcher Vorträge, die er 1930 im Instituttet for sammenlignende kulturforskning in Oslo gehalten hatte, erwuchs ein Buch mit dem bescheidenen Titel „Beiträge zur Rechtsgeschichte im Bereich der keilschriftlichen Rechtsquellen" (1931); es enthält eine gründliche Überschau über den damaligen Forschungsstand, eine genau charakterisierende Betrachtung der einzelnen Keilschriftrechte und in alledem ein Forschungsprogramm. Unvollendet blieb leider die zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Keilschriftrechts in dem von ihm redigierten Handbuch der Rechtsgeschichte des Altertums.

Zur Nachfolge Leopold Wengers war San Nicolò als Forscher wie als Persönlichkeit in besonderem Maße berufen. Die von Wenger begründete papyrologische und romanistische Tradition rechtshistorischer Lehre und Forschung hat er nach der Seite des altorientalischen Rechts erweitert. Wenn es ihm nicht ganz in dem gleichen Maße wie Wenger gelang, einen Schülerkreis zu gewinnen, so lag dies zum Teil wohl an den sprachlichen Schwierigkeiten, die der Anfänger zu bewältigen hatte, wenn er ihm auf sein eigentliches Arbeitsgebiet folgen wollte – Schwierigkeiten, die besonders schwer zu überwinden waren, weil in München keine Gelegenheit mehr bestand, die altsemitischen Sprachen unter der Leitung eines philologischen Fachmannes zu studieren. Vor allem aber waren es die ungünstigen Verhältnisse unter dem Nationalsozialismus, die der Gewinnung rechtshistorischen Nachwuchses nicht nur in München enge Schranken setzten. Als der Krieg zu Ende war und San Nicolò nach seiner Rückkehr ins Lehramt an einen neuen Beginn denken konnte, war die Institutsbibliothek vernichtet. Die Mittel zu einem großzügigen Wiederaufbau blieben ihm in der allgemeinen Notlage der Universität versagt. Er selbst mußte seine ungebrochene Tatkraft für die Behebung dringlicherer, für die Existenz der gesamten Hochschule

lebenswichtiger Bedürfnisse einsetzen. Dennoch fanden sich tüchtige Schüler.

Aus rastloser Arbeit wurde Mariano San Nicolò in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1955 durch einen Herzinfarkt abberufen. Sein Lebenswerk verpflichtet Universität und Akademie in gleichem Maße, der Pflege des Keilschriftrechts in München eine dauernde Stätte zu schaffen, damit dieser von Paul Koschaker und Mariano San Nicolò begründete Zweig der deutschen rechtsgeschichtlichen Forschung nicht verdorrt.

Ausführlichere Nachrufe und Würdigungen

A. Steinwenter u. A. Falkenstein, Z. Sav. St., Rom. Abt., 72, 492 ff.
E. Seidl, Z. d. Dtsch. Morgenl. Ges. 106, 6 ff.
Ders., Studia et documenta iuris et historiae 21, 478 ff. (mit Schriftenverzeichnis).
E. Berneker, JVRA (Riv. intern. di dir. rom. e antico) 7, 617 ff.
J. Heckel, Jahrb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1955, 187 ff.
A. Steinwenter, Almanach d. österr. Akad. d. Wiss. 1955, 377 ff.

Paul Koschaker

Leopold Wenger ist nicht der einzige unter Ludwig Mitteis' österreichischen Schülern, dessen Name mit München verbunden ist. Zehn Jahre hindurch, von 1916 bis 1926, hat neben ihm Ernst Rabel an der Ludwig-Maximilians-Universität gelehrt, einer der bedeutendsten Rechtshistoriker seiner an glänzenden Begabungen so reichen Generation und, wie heute wohl weithin anerkannt ist, der genialste Zivilrechtsdogmatiker, den Deutschland seit den großen Juristen des 19. Jahrhunderts besessen hat. Rabel hat der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nicht angehört und auch in der rechtshistorischen Tradition der Universität keine dauernden Spuren seiner Persönlichkeit und seines Forschungsstiles hinterlassen. Was er in München begründet hat, ist die Pflege der Rechtsvergleichung auf dem Gebiet des modernen Zivilrechts.

Dagegen war Paul Koschaker*, obwohl er niemals einen Münchener Lehrstuhl innegehabt hat, in seinen letzten Lebensjahren ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein Lebensbild darf deshalb in diesem Werke, das die Geschichte dieser Körperschaft in den Gestalten ihrer bedeutendsten Mitglieder schildert, mit Fug und Recht einen Platz beanspruchen.

Der am 19. April 1879 in Klagenfurt geborene Gelehrte war gleich dem fünf Jahre älteren Leopold Wenger und dem acht Jahre jüngeren Mariano San

Nicolò ein Schüler des Grazer Romanisten Gustav Hanausek. Wie Wenger erhielt er das österreichische Reisestipendium für einen Aufenthalt in Leipzig, wo er sich unter der Leitung des Rechtshistorikers Ludwig Mitteis und des Zivilrechtsdogmatikers Emil Strohal, der ebenfalls ein gebürtiger Österreicher war, fortbildete. Das starke, von Strohal geförderte rechtsdogmatischs Interesse ist für Koschaker stets charakteristisch geblieben, obwohl er, anders als etwa Rabel, niemals sein rechtsgeschichtliches Arbeitsfeld mit dem Gebiet der neueren Zivilrechtsdogmatik vertauscht hat.

1905 habilitierte sich Koschaker in Graz, 1908 wurde er außerordentlicher Professor in Innsbruck, 1909 Ordinarius in Prag, 1914 in Frankfurt, im selben Jahre als Nachfolger seines Lehrers Emil Strohal in Leipzig. Hier wirkte er einundzwanzig Jahre, erst neben Ludwig Mitteis, dann neben Heinrich Siber, als Lehrer des römischen und bürgerlichen Rechts. 1936 ging er nach Berlin, 1941 nach Tübingen. Nach der Emeritierung 1946 zog er sich auf sein Landhaus am Walchensee zurück und vertrat von hier aus 1946–1947 die romanistische Professur in München. 1949 und 1950 las er römisches Recht in Ankara. Am 1. Juni 1951 erlag er auf einer Vortragsreise in Basel einem Herzschlag.

Gleich Wenger begann Koschaker seine wissenschaftliche Arbeit mit einer Studie zum römischen Zivilprozeß. Es ist bezeichnend für ihn, daß er die ihm von Mitteis gestellte Aufgabe einer Untersuchung der augusteischen Prozeßgesetze verwarf, weil sie ihm „zu historisch", d. h. zu wenig juristisch war, und stattdessen eine prozeßgeschichtliche Abhandlung mit dogmatischer Fragestellung schrieb, das Buch über die Translatio iudicii (1905). Es folgte, ähnlich wie bei Wenger, eine papyrologische Monographie über den alexandrinischen Archidikastes (Savigny-Zeitschrift 28, 254 ff.; 291ff.).

Während seiner Privatdozentenjahre in Graz vollzog sich dann Koschakers Hinwendung zur altorientalischen Rechtsgeschichte. Der Entschluß, in diesen Quellenbereich einzudringen, lag für einen Schüler Ludwig Mitteis' nahe. Mitteis hatte das griechische Recht und die ägyptischen Papyri in den Bereich der romanistischen Forschung einbezogen; es war nur folgerecht, wenn nun der nächste Schritt dorthin führte, wo die älteste Kultur der Antike geblüht hatte und die Ausgrabungen der Archäologen, ganz ebenso wie in Ägypten, reiche Schätze von Rechtsurkunden zutage brachten. Koschaker ließ sich von dem Grazer Orientalisten Rhodokanakis in das Akkadische, die Sprache der babylonischen Rechtsbücher und Urkunden, einführen. Er nahm zunächst eine Darstellung der wichtigsten Rechtsinstitute des altbabylonischen Privatrechts in Angriff, entschloß sich aber dann, fürs erste nur ein einzelnes Rechtsinstitut durch die ganze Entwicklung des babylonischen Rechts hindurch zu verfolgen. So entstand sein babylonisch-assyri-

sches Bürgschaftsrecht (1911). Die Wahl dieses Themas wurde Koschaker durch die germanistischen Forschungen Amiras, Puntscharts und Otto v. Gierkes über das Verhältnis von Schuld und Haftung nahegelegt, die soeben von einem anderen Mitteisschüler, Josef Partsch, mit glänzendem Erfolg für die Deutung des altgriechischen Bürgschaftsrechts verwendet worden waren. Auch für Koschaker bildeten sie den Schlüssel zum Verständnis der Grundvorstellungen des babylonischen Bürgschaftsrechts und ihrer Entwicklung.

Ergab sich somit die Problemstellung seines orientalistischen Erstlingswerks fast von selbst aus der allgemeinen Richtung der damaligen rechtshistorischen Forschung, so bedeutete dieses Buch dennoch mehr oder weniger die Begründung einer neuen rechtshistorischen Disziplin. Für den juristischen Polyhistor Josef Kohler, der sich vor Koschaker bereits mit dem Codex Hammurabi und mit babylonischen Geschäftsurkunden befaßt hatte, war das Keilschriftrecht nur eines seiner zahllosen Interessengebiete. Es bedeutete für ihn kaum mehr als einen kleinen Baustein zum Gebäude einer Universalrechtsgeschichte, das er eilfertig zu errichten suchte. Weit gewichtiger war der Beitrag des Franzosen Edouard Cuq, der ebenfalls noch vor Koschaker begonnen hatte, Untersuchungen zum Keilschriftrecht zu publizieren. Koschaker selbst hat Cuqs zahlreiche Arbeiten hochgeschätzt. Aber es kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß der eigentliche Begründer der altorientalischen Rechtsgeschichte nicht Cuq, sondern Koschaker war. Die Energie, mit der Koschaker in seinem Bürgschaftsrecht allen philologischen und juristischen Fragen zu Leibe ging, der weite Horizont seiner Rechtsvergleichung und sein starkes dogmatisches Talent schufen erst das sichere Fundament für die rechtshistorische Deutung des zum Teil sehr spröden Quellenmaterials.

Zur vollen Entfaltung kam Koschakers Forschungsarbeit auf dem Gebiet des Keilschriftrechts in seiner Leipziger Zeit. Was später San Nicolò in München versagt blieb, die enge Zusammenarbeit mit hervorragenden Philologen, wurde ihm hier in reichem Maße zuteil. Leipzig war damals ein internationales Zentrum der altorientalischen Philologie. H. Zimmern, B. Landsberger und J. Friedrich berieten Koschaker und halfen ihm, den Zustrom der neugefundenen Urkunden zu bewältigen, durch die sich der Bereich der neuen Disziplin weit über das babylonische Recht hinaus erweiterte. Als Früchte dieser Zusammenarbeit entstanden in Leipzig Koschakers „Rechtshistorische Studien zur Gesetzgebung Hammurabis" (1917), seine „Quellenkritischen Untersuchungen zu altassyrischen Gesetzen" (1921), seine Abhandlung über „Neue keilschriftliche Rechtsurkunden aus der El-Amarna-Zeit" (1928) und eine Reihe kleinerer orientalistischer Arbeiten. In

einer Untersuchung „Über einige griechische Rechtsurkunden aus den östlichen Randgebieten des Hellenismus" (1931) fand er Gelegenheit, auch die Papyrologie wieder in seine Forschungsarbeit einzubeziehen. Koschaker fand Schüler, die bereit waren, gleich ihm die für ein gründliches Studium des Keilschriftrechts erforderlichen Sprachkenntnisse zu erwerben.

Unter der Herrschaft des Nationalsozialismus ging die glänzende Leipziger Periode bald zu Ende. Sein Schüler Martin David mußte emigrieren. Vergebens hoffte er, Benno Landsberger sich und der deutschen Wissenschaft zu erhalten, indem er ihn gelegentlich seiner eigenen Übersiedlung nach Berlin in die ruhigere Atmosphäre der Berliner Museen verpflanzte. Er selbst sah sich zum Kampf um die Pflege des römischen Rechts in Lehre und Forschung aufgerufen.

Das römische Recht war für Koschaker stets die wissenschaftliche Heimat geblieben. Trotz seiner intensiven Forschungsarbeit am Keilschriftrecht pflegte er es nicht nur im akademischen Unterricht mit der Hingabe eines begnadeten Lehrers, sondern trug auch durch glänzende Abhandlungen (z. B. Zur Geschichte der arrha sponsalicia, 1911; Bedingte Novation und pactum, 1925; Adoptio in fratrem, 1936; L'alienazione della cosa legata, 1939) und zahlreiche, oft sehr tiefgreifende Rezensionen Bedeutendes zu seiner Erforschung bei. Den Bildungswert des römischen Rechts für den gesamten juristischen Nachwuchs schätzte er überaus hoch ein. Wengers Forschungsziel einer „antiken Rechtsgeschichte" lehnte er nicht nur darum ab, weil er nicht an eine entwicklungsgeschichtliche Einheit der antiken Rechtswelt glaubte, sondern vor allem, weil er darin eine Gefahr für den akademischen Unterricht im römischen Recht sah. Er wollte das römische Recht nicht in einer juristischen Altertumswissenschaft aufgehen lassen, die als rein historische Disziplin die Beziehungen zur Gegenwart und darum jedes Interesse für die Masse der Studierenden verlieren mußte.

Nun sah er sich der Tatsache gegenüber, daß die nationalsozialistische Studienordnung des Jahres 1935 statt der römischrechtlichen Vorlesungen nur noch eine „antike Rechtsgeschichte" gestattete. Wengers Konzeption war dabei mißbraucht, vielleicht in der guten Absicht, das römische Recht vor dem Verdikt des Parteiprogramms zu tarnen. In jedem Fall aber bedeutete die Reduktion der romanistischen Ausbildung auf diese eine Vorlesung nicht sehr viel weniger als seine Abschaffung. In einem Vortrag vor der Akademie für deutsches Recht, der in erweiterter Form als Buch erschien (1938), behandelte daraufhin Koschaker die „Krise des römischen Rechts und die romanistische Rechtswissenschaft". Obwohl er nur den Teil seiner Anklage aussprechen konnte, der sich gegen die Entwicklung der romanistischen Rechtswissenschaft zu einem gegenwartsfremden Stück der Altertumswis-

senschaft richtete, war dieses Buch schon als offenes und leidenschaftliches Bekenntnis zum römischen Recht, dem Fundament der modernen Rechtskultur, ein mutiges Wagnis.

Aus dieser Schrift entstand in den ersten Jahren nach dem Krieg das weit umfang- und inhaltreichere Werk „Europa und das römische Recht" (1947). Aus der aktuellen Streitschrift wurde darin eine überaus lebendig geschriebene, in vielen Punkten originelle und anregende Darstellung der Geschichte des römischen Rechts in Mittelalter und Neuzeit und seiner Bedeutung für die Entwicklung der europäischen Kultur. Das Buch ist mit einer staunenswerten Kenntnis der Probleme dieses weitläufigen rechtshistorischen Bereiches geschrieben, über den Koschaker vor seiner Krisenschrift niemals etwas veröffentlicht hatte.

Ein eindrucksvoller Beweis für die Weite seines wissenschaftlichen Überblicks ist auch die letzte seiner größeren Arbeiten, die wenige Tage vor seinem Tode in der Festschrift für den tschechischen Orientalisten Hrožny erschienene umfangreiche Abhandlung über „Eheschließung und Kauf nach alten Rechten". Am Muster der „Kaufehe" hat er in dieser Studie noch einmal in weitem Rahmen die vergleichende Methode demonstriert, die schon Ernst Rabel gefordert und die er selbst in musterhafter Weise entwickelt hatte. Sie beruhte auf der Einsicht, daß auf bestimmten Stufen der Kultur- und Rechtsentwicklung jeweils eine nur begrenzte Zahl juristischer Lösungen bestimmter Probleme und Konflikte in Erscheinung tritt, wobei die gleiche Lösung in verschiedenen Rechtskreisen ganz unabhängig voneinander gefunden sein kann. Aus dieser Einsicht ergab sich einerseits seine Zurückhaltung gegenüber der Annahme von entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen (und daher auch gegen Wengers Forderung einer „antiken Rechtsgeschichte"), andererseits sein ständiges Streben, die Vorstellungswelt seiner Quellen von außen her, d. h. mit Hilfe der Ergebnisse anderer rechtshistorischer Forschungsbereiche zu erleuchten.

Paul Koschaker war ohne Zweifel eine der bedeutendsten Forscherpersönlichkeiten seines Zeitalters. Zwar mag der ganze Umfang seiner wissenschaftlichen Leistung infolge der Entlegenheit des orientalischen Arbeitsfeldes selbst manchem seiner rechtshistorischen Kollegen nicht immer deutlich geworden sein. Dem Eindruck seiner Persönlichkeit mit ihrer Vitalität und Frische und ihrer schlichten Herzlichkeit konnte sich auch der Fernerstehende schwerlich entziehen. Äußere Anerkennung ist ihm in Fülle zuteil geworden: er war juristischer Ehrendoktor von Athen, Freiburg i. Br. und Oxford, Dr. phil. h. c. von Graz und Leipzig. Neun deutsche und ausländische Akademien zählten ihn zu ihren ordentlichen oder korrespondierenden Mitgliedern. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften darf es sich zur

Ehre anrechnen, daß sie ihn alsbald nach seiner endgültigen Übersiedlung nach Bayern in ihren Kreis aufgenommen hat.

Selbstbiographie

Österr. Geschichtswissensch. d. Gegenwart in Selbstdarstellungen II (Schlern-Schr. 69, Innsbr. 1951) 105 ff.

Nachrufe und Würdigungen

K. H. Below u. A. Falkenstein, Z. Sav. St., Rom. Abt., 68, IX ff.
K. H.-Below, Z. Dtsch. Morgenl. Ges. 104, 1 ff. (mit Schriftenverzeichnis).
L. Wenger, JVRA (Riv. intern. di dir. rom. e antico) 3, 491 ff.
W. Kunkel, L'Europa e il dir. rom. (Studi in mem. di P. Koschaker) I, V ff.
J. Klíma, ebd. II 597 ff.
M. San Nicolò, Jahrb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1952, 163 ff.
Ders., Almanach d. österr. Akad. d. Wiss. 1953, 361 ff.

EDUARD EICHMANN

Von Klaus Mörsdorf

EDUARD EICHMANN* ist am 14.2.1870 in Hagenbach a. Rh. geboren und am 26. 4. 1946 auf Schloß Fürstenried gestorben, wo die nach dem zweiten Weltkrieg wiedererstandene Theologische Fakultät eine vorläufige Unterkunft gefunden hatte. Es war ihm eine letzte große Freude, auf Bitten der Fakultät noch einmal den Lehrstuhl zu besteigen, dessen Wiederbesetzung den Anlaß zur Schließung der Fakultät im Jahre 1939 gegeben hatte. Die Bitternis, sieben Jahre lang aus der Körperschaft der Universität ausgestoßen zu sein, war überwunden. An sein Wirken erinnert nunmehr ein im Zuge des Wiederaufbaues der Münchener Universität an der Stirnseite des Flügels an der Adalbertstraße angebrachtes Medaillon, mit dem der Akademische Senat die Verdienste Eichmanns ehrte. Die Anordnung des Medaillons ist so gewählt, daß Eichmann zu seinem Freunde und wissenschaftlichen Weggefährten Martin Grabmann schaut, dem die gleiche Ehrung zuteil geworden ist. Beide, die man ob des Gleichlautes der zweiten Namenssilbe die „Männer" der Theologischen Fakultät nannte, haben es vermocht, Schulen zu bilden und dadurch den Grund für die Errichtung zweier Institute zu legen, des Kanonistischen Institutes (1947) und des Grabmann-Institutes zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie (1953), in denen ihre Forschungsarbeit weitergeführt wird.

Nach der Absolvierung des Gymnasiums in Speyer (1888) widmete sich Eichmann dem Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft in Würzburg (1888–1890), Trier (1890–1891), Straßburg (1891–1892), Würzburg (1892–1895) und wurde am 1. 8. 1895 in Würzburg zum Priester geweiht. Hermann Schell war sein Primizprediger. Nach fast dreijähriger Tätigkeit als Kaplan in Rottendorf und am Julius-Spital in Würzburg weilte er mit kurzer Unterbrechung (Kurprediger in Bad Kissingen im Sommer 1900) von 1898 bis 1901 zu juristischen Studien in München und wurde darauf wieder Kaplan am Julius-Spital (1901–1905). Ein Jahr nach seiner Promotion zum Dr. iur. utr. in München (16. Juli 1904) wurde er zum a. o. Professor des Kirchenrechts an der deutschen Universität in Prag ernannt (2. Juli 1905) und stieg dort zum Rang eines o. Professors auf (6. Juni 1909). Von Prag aus promovierte er in Freiburg i. Br. zum Dr. theol. (27. Januar

1909). Am 1. April 1913 folgte Eichmann einem Ruf an die Universität Wien und am 1. April 1918 einem Ruf an die Universität München, wo er zum 31. März 1936 emeritiert wurde. Am 24. Dezember 1925 wurde ihm der Titel eines Geheimen Regierungsrates verliehen. Im Studienjahr 1929/30 war er Rektor der Münchener Universität. Seit 1927 gehörte Eichmann als ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Philosophisch-historische Klasse) an.

Das gelehrte Schaffen Eichmanns ist geprägt durch die Verbindung von rechtsgeschichtlicher und rechtsdogmatischer Forschung. Es waren vor allem die beiden Schwerter, das geistliche und das weltliche, die den jungen Gelehrten in ihren Bann zogen und den gereiften Forscher nicht mehr losließen. Seine ersten Arbeiten über den Recursus ab abusu nach deutschem Recht (1903) und über Acht und Bann im Reichsrecht des Mittelalters (1909) sind für die Erforschung des Verhältnisses von Kirche und Staat von bleibendem Wert. In der gleichen Blickrichtung untersuchte er die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und beleuchtete in mehreren Abhandlungen die innigen Wechselbeziehungen beider Gewalten. Besondere Aufmerksamkeit hat Eichmann den Fragen der abendländischen Herrscherweihe gewidmet. In einer wegweisenden Akademieabhandlung über Königs- und Bischofsweihe (1928) hat er die biblischen, liturgischen und rechtlichen Grundlagen der abendländischen Herrscherweihe aufgezeigt, insbesondere den auf der Vorstellung vom Königspriestertum des weltlichen Herrschers beruhenden Parallelismus zur Bischofsweihe, und sich so den Boden zu einer umfassenden Erforschung der abendländischen Kaiserkrönung bereitet, deren Problematik er in vielen Einzeluntersuchungen nachgegangen ist. Dabei beschäftigten ihn einerseits die Frage der Quellen und deren zeitliche Einordnung, anderseits bemühte er sich um die Hebung des in den Krönungsordines geborgenen Gedankengutes, das die universale Stellung und Sendung des mittelalterlichen Kaisertums lichtvoll in die Erscheinung treten läßt. Unablässig mit diesen Fragen beschäftigt, konnte Eichmann als Siebzigjähriger in zwei prachtvollen Bänden eine Darstellung der Kaiserkrönung im Abendland (1942) geben, die er selbst als seine Lebensarbeit bezeichnet hat. Eine im Satz bereits vollendete zweite Auflage konnte aus politischen Gründen nicht erscheinen. An dem ihm verbliebenen Handexemplar hat Eichmann in seinen letzten Lebensjahren eifrig gearbeitet und ein bis zum letzten druckfertig gemachtes Manuskript hinterlassen. Die wirtschaftliche Not der Nachkriegszeit hinderte bisher das Erscheinen. Als Gegenstück zur Kaiserkrönung hatte Eichmann eine Darstellung der Papstkrönung vorgesehen, die nach seinem Tode als letzte Frucht seiner reichen Forschungsarbeit veröffentlicht worden ist (1951).

Angeregt durch die Kodifikation des kanonischen Rechtes wandte sich Eichmann der rechtsdogmatischen Forschung zu. Mit genialem Blick erkannte er die große Stunde, die für die kirchenrechtliche Systematik gekommen war. Er brach mit der früheren Methode des kirchenrechtlichen Unterrichts, die Rechtsgeschichte und Rechtsdogmatik ineinandermengte, trennte die beiden Disziplinen und trug fortan neben den systematischen Vorlesungen über den Codex Iuris Canonici die kirchliche Rechts- und Verfassungsgeschichte in einer eigenen Vorlesung vor. In monographischer Darstellung behandelte Eichmann das Strafrecht (1920) und das Prozeßrecht (1921) und ließ bald darauf sein Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des CIC erscheinen (1923), das ständig erweitert und vertieft, zum Standardwerk des katholischen Kirchenrechtes im deutschen Sprachgebiet geworden ist. Das kirchliche Gesetzbuch hat in Eichmann einen meisterhaften Interpreten gefunden. Aller Begriffsjurisprudenz abhold, war Eichmann bemüht, Geist und Sinn der Rechtssätze zu heben und für das kirchliche Rechtsleben fruchtbar zu machen. Er hat bewußt auf eine eigene Systematik verzichtet und ist der des Gesetzes gefolgt, was sich für den akademischen Unterricht als äußerst wertvoll erwiesen hat. Eichmann wollte seine Hörer an das Gesetzbuch selbst heranführen, sie sollten in diesem und nicht in einem Lehrbuch die „Quelle" sehen. Auf dem Gebiet des Staatskirchenrechtes waren es vornehmlich die nach dem ersten Weltkrieg drängenden Fragen des Verhältnisses von Kirche und Staat, denen er mehrfach nachgegangen ist und über die er als Rector Magnificus 1929 seine Antrittsrede gehalten hat. In der Behandlung kanonistischer wie staatskirchenrechtlicher Fragen zeigte Eichmann seine Verbundenheit mit den Problemen der Zeit, denen er als Professor nicht ausweichen wollte.

Eine umfangreiche gutachtliche Tätigkeit und Beratung in Rechtsfragen hielten den gelehrten Forscher in ständiger Verbindung mit dem praktischen Rechtsleben, dem er ohne jeden Rigorismus, aber mit unbeirrbarer Liebe zur Gerechtigkeit zu dienen bereit stand: Nec laudibus nec timore!

Diese der Eichmannschen Art eigene Lebensnähe gab seiner akademischen Lehrtätigkeit das Gepräge. Aus der Erkenntnis heraus, daß man nur das liebt, was man kennt, ging es ihm darum, den inneren Sinn der Rechtssätze und deren Bedeutsamkeit für das kirchliche Leben einsichtig zu machen. Er sprach in einer freien Art, gewürzt mit Humor, nicht minder mit mahnendem Ernst, und immer so, daß man sich von einem Manne angesprochen fühlte, der mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter seinen Worten stand. Zu seinen Schülern hatte Eichmann ein enges Verhältnis; er wußte sich dafür verantwortlich, jungen Menschen nicht allein Wissen mitzuteilen, sondern sie auch charakterlich zu formen und ihnen die Leges geistlicher

Urbanitas einzuprägen. In den seminaristischen Übungen, die in gleicher Weise der Pflege des geltenden Rechtes wie der Rechtsgeschichte galten, erzog er seine Schüler zu exakter wissenschaftlicher Arbeit und hielt dabei auch nicht mit einem öffentlichen Tadel zurück, wenn es ihm angezeigt erschien. In väterlicher Weise nahm er sich seiner Doktoranden an, lud sie ein zu Spaziergängen und in sein gastliches Haus in Nymphenburg. Im trauten Verkehr mit dem Lehrer und Meister reiften die Arbeiten der Schüler heran, und er ließ diese teilhaben an den Problemen der eigenen Forschung.

In der Görresgesellschaft war Eichmann tätig als Vizepräsident, Vorsitzender der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft und Mitherausgeber der von dieser Sektion veranstalteten Schriftenreihe, in der seine eigene theologische Dissertation und viele Arbeiten seiner Schüler erschienen sind. Die Sektion ehrte ihn mit einer von M. Grabmann und K. Hofmann herausgegebenen Festschrift zu seinem 70. Geburtstag. Eichmann war korrespondierendes Mitglied der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft und der deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Prag.

In dem einen Monat vor seinem Tode geschriebenen Vorwort zur zweiten Auflage der Kaiserkrönung hat Eichmann ernste Worte gefunden, die man als sein wissenschaftliches Testament ansprechen darf. Er setzt sich mit Germanisierungstendenzen eines Teiles der jungen deutschen Historiker auseinander und stellt dazu fest: „Weder der Wahrheit noch dem Deutschtum ist mit solchen gelehrten Überspitzungen und Phantasien ein Dienst erwiesen. Wir deutschen Historiker wollen vielmehr darauf bedacht sein, der Wahrheit, nicht dem Nutzen zu dienen, nicht romanisch und nicht germanisch, nicht päpstlich und nicht kaiserlich, aus offenen Quellen und Tatsachen, nicht aus sogenannten verborgenen Tiefen". Nach dem Hinweis darauf, daß „das deutsche Reich und Volk nach einem von frevlerischer Hand heraufbeschworenen, in seinen Zielen und Mitteln verwerflichen und darum verlorenen Krieg zu Boden geworfen ist", schließt Eichmann mit den Worten: „Aber wer sich vor diesem Gottesgericht beugt, wird auch die Zuversicht haben dürfen, daß ein Volk, das in seiner Vergangenheit der Welt so viel Gutes und Hochwertiges auf allen Gebieten der menschlichen Kultur gegeben hat, sich wieder emporrichten wird, wenn es im Aufblick zum Gott der Geschichte und ehrlichen Willens sich der Friedensarbeit zuwendet. Zu diesem Werk reiche uns die Vorsehung ihre gütige, führende und segnende Hand!"

Werke

Verzeichnis der Schriften in der Eichmann-Festschrift, Paderborn 1940, 685 ff.; dazu:
Der Kaiserordo von Apamea, Hist. Jahrbuch 60 (1940) 453–477.
Studies in Imperial Coronation, Research and Progress 6 (1940) 157–160;

Die Kaiserkrönung im Abendland, 2 Bde, Würzburg 1942;
Zur Symbolik der Herrscherkrone im Mittelalter: Festschrift Anton Notter 1941, 180–207.
Weihe und Krönung des Papstes im Mittelalter, herausgegeben von K. Mörsdorf, MThSt., kan. Abt. Bd. 1, München 1951.
Das Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici wurde nach dem Tode Eichmanns neu bearbeitet, auf 3 Bde erweitert und zuletzt in 9. Aufl. (Paderborn 1959) von K. Mörsdorf herausgegeben.

Literatur

Michael Schmaus, Gedächtnisansprache für Eduard Eichmann in der Universitätskirche in München: Beilage zum Klerusblatt 1946.
Nikolaus Hilling, Eduard Eichmann: Archiv f. kath. KR 123 (1948) 109–113.
Klaus Mörsdorf, Eduard Eichmann zum Gedächtnis: Aus der Theologie der Zeit, herausgegeben im Auftrag der Theologischen Fakultät München von G. Söhngen, Regensburg 1948, 137–143.

KLASSISCHE ARCHÄOLOGEN

Heinrich Brunn

Heinrich Brunn* war es beschieden, in den plastischen Bildwerken der Griechen, dann überhaupt in der bildenden Kunst eine eigene innere Gesetzmäßigkeit zu erblicken, diese Sprache der bildenden Kunst gegen die Aussage der schriftlichen Überlieferung abzusetzen und sie einer ihr gemäßen wissenschaftlichen Betrachtung, der kunstwissenschaftlichen Betrachtung, zuzuführen. Er lebte vom 23. Januar 1822 bis zum 23. Juli 1894; den entscheidenden Durchbruch hat er schon früh vollzogen.

Große Sterne leuchteten ihm voran, dichterische Seher der antiken Kunst wie Winkelmann und Goethe, dessen letztes Lebensjahrzehnt mit seinem ersten zusammenfiel. Ihr Feuer glühte weiter in beschwingten Forschern und Lehrern wie Welcker, einem der Bonner Lehrer Brunns, der Bildkunst und Dichtkunst in eins schaute, die Bildkunst aus den Ideen der Dichtung erläuterte. Brunn, von Ritschl in Bonn zum strengen, kritischen Philologen erzogen, brannte nach Methode. Eine der Doktorthesen des Einundzwanzigjährigen war: „In critica arte malo errare via et ratione, quam sine ratione verum invenire", und noch der Siebzigjährige bekennt, daß die Bewährung seiner einzelnen Ergebnisse ihm weniger wichtig scheine als die Auffindung ihres Grundsätzlichen, die Steckung des Ziels.

Die Forderung der „gründlichen Analyse der Form" hatte schon der Vierundzwanzigjährige, umgeben von der Kunstwelt Roms, vor den erstaunten Zuhörern erhoben und erfüllt, sie bildete in fünfzig Jahren seinen Lebensinhalt. Von heute aus gesehen, fällt sie in manchem mit der von ihm ererbten Anschauung zusammen. So wie Brunns Nazarenerlocken ihm bis an sein Ende auf die Schultern fielen, der kindlich-reine Hochflug der Gedanken ihm bis in das zwiegesichtige Spätjahrhundert gewahrt blieb, so hatte seine Methode zeitlebens etwas von der Ideenhaftigkeit und spröden Formstrenge, von dem Wunderglauben und der Götternähe seiner geistigen Väter; sie verband persönlichste Versenkung mit lehrbarem Schema. Wenn sich Brunn auch später mit den neuen Reichen der Denkmälerfülle und der Geschichtlichkeit, der individuellen Kraft und der charakteristischen Schärfe berührte, blieb er doch im Grunde der Jüngling seines römischen Vortrags von

1846. Trotzdem besteht der Durchbruch dieses Jahres bis heute, es ist das Geburtsjahr der systematischen Formergründung, der lehrbaren Kunstwissenschaft überhaupt. Das Gewaltige, das die jüngeren Zeitgenossen und die Nachfahren in den folgenden 110 Jahren, mit oder ohne Anschluß an Brunns Schule, hinzufügten, tut dieser Tatsache keinen Abbruch.

So hoch Brunn seine Wissenschaft über die nur gegenständliche „antiquarische" Archäologie hinaushob, so eng bewahrte er den Zusammenhang. Er hat in allen Hilfswissenschaften, hat als Materialsammler, Textinterpret, Mythograph, in Katalogen, Corpora, Serienpublikationen, als Institutsorganisator, als Leiter und Schöpfer von Museen seinem und dem kommenden Zeitalter gedient; hat noch am Ende seines Lebens das alte Wort Ritschls anerkannt „sine philologiae lumine caecutire archaeologiam", aber er hat auch immer gewußt, daß die Archäologie ihren höchsten Tatbeständen nur durch eine ihr eigene Methode, durch eine strenge Sehschule, durch eine bewußte Erfassung tiefster Gesetzmäßigkeit der Form näherkommen kann. Mit Willkür, mit bloßem „natürlichem Kunstsinn", mit irgendeiner Art persönlicher Schwärmerei hat die Methode der Kunstwissenschaft für Brunn nichts zu tun; sie ist so streng wie die philologische, wenn auch völlig anderer Art; sie bedarf der Weiterbildung, ist aber unabdinglich. Wer seine Analysen zu „subjektiven Phantasien" stempelte, fand scharfen Widerspruch; „durch ein solches Urteil betrügt man mich um den Lohn ehrlicher Arbeit", sagte der Siebzigjährige. Welche Einsichten in Idee und Gestalt, Form und Stoff, Kern und Entfaltung, Stil und Manier, Original und Kopie, in das tektonische Prinzip hat er gezeitigt; wie wahr, daß ein Sagenbild nur aus der Tradition der bildenden Kunst gedeutet werden darf; wie beglückend die Erkenntnis, daß der Gehalt der nachantiken Landschaftsmalerei von den Griechen im Menschenbild abgegolten worden ist! Der Einspruch der Antiquare hat weder Brunns Lehre noch die Entfaltung der Kunstwissenschaft aufhalten können.

Eine „völlige Neugestaltung der griechischen Kunstgeschichte" ergab sich als Forderung, zumal als Grabungen und Forschungen den Stoff ins Ungemessene und Ungeahnte steigerten. Die Grundlage mußten die antiken Nachrichten bilden. Was zu ihrer Belebung geschehen konnte, vollzog die zweibändige monumentale „Künstlergeschichte", ein fast gespenstisches Werk, in dem kaum ein erhaltenes Beispiel erscheint. Ihr steht eine gewaltige Fülle von Einzeluntersuchungen erhaltener Denkmäler gegenüber, die den Grundstock zur „Kunstgeschichte" lieferte. Was davon erscheinen konnte, ist ein bedeutendes, abgeklärtes, aber lückenhaftes Bild: die Fülle der Stoffmassen, die neuen Methoden der Charakterisierung waren über das Maß des greisen Forschers hinausgewachsen.

Fünfzig Jahre nach Brunns Tod ist das von ihm gegründete Münchener Abgußmuseum ein Raub der Flammen geworden, nachdem es in vielfältigster Weise vergleichenden, herstellenden, veranschaulichenden Aufgaben gedient hatte, die von den Originalmuseen nicht geleistet werden können. Möge sein Wiedererstehen eine große Überlieferung krönen, die die Stadt Ludwigs I. Heinrich Brunn verdankt!

Ernst Buschor

Adolf Furtwängler

Der Berichterstatter der Akademie muß hier seine „Befangenheit" erklären. Er war in den drei letzten Lebensjahren Furtwänglers sein Schüler mit einer Zuwendung, die sein ganzes Leben bestimmte und durchglühte. Er wurde am Großjährigkeitstag, auf der Straße, vom Lehrer reifgesprochen; wenige Monate später, am Morgen des Großen Staatsexamens, erhielt er die Todesnachricht. Ein halbes Jahr später trat er am Abgußmuseum, vor drei Jahrzehnten auf der Kanzel in des Lehrers Spuren, ständig des Erbes und der Zugehörigkeit bewußt. Er kann nur als ganz und gar Abhängiger sprechen.

Adolf Furtwängler* wurde am 30. Juni 1853, ein knappes Menschenalter nach Heinrich Brunn, geboren, starb aber schon 13 Jahre nach ihm (am 11. Oktober 1907); waren dem Lehrer nach der Promotion noch 51 Jahre gegönnt, so dem Schüler nur 33. Die „Kürze des Lebens", von der der 54jährige Lebensstarke kurz vor seinem Tode schrieb, stand wohl insgeheim hinter seinem ganzen Leben und seiner Rastlosigkeit.

Wie kein anderer hat er seine Zeit genutzt. So hat er in einem bis dahin unerhörten Umfang in Museen und Privatsammlungen des In- und Auslandes Werke der antiken Kleinkunst und Großkunst gesammelt, geordnet, nach ihrer Thematik und geschichtlichen Bedeutung erläutert, mit einer Treffsicherheit, um die wir ihn alle heute noch beneiden. Zu diesen Ausgrabungen in den Sammlungen kamen die des Bodens, die Tätigkeit in Olympia, auf Ägina, unterbrochene Grabungspläne. Reisen, Austausch, ständige Fühlung mit den Überraschungen des Kunsthandels schufen neue Horizonte; Photographie und Großzeichnung wurden wirkungsvoll eingesetzt; das Abgußmuseum, mächtig erweitert, wurde ein ungeahntes Instrument der Forschung, seine Photo-, Negativ-, Abdrucksammlung führend. Der Forschung wurde ein völlig neuer Boden geschaffen und zur Ernte vorbereitet. Wo wären wir ohne die „Bronzen von Olympia", ohne die Gemmen- und Vasenkataloge, ohne Gemmenwerk und „Furtwängler-Reichhold", ohne Glyp-

thekskatalog und Äginawerk, vor allem ohne die „Meisterwerke" und die Akademievorträge zur Plastik?

Furtwängler hat zum Staunen, oft auch zum Neid der „Antiquare" gearbeitet. Aber höher als die Sachbeschaffung und Sachausdeutung stand ihm doch das oberste Reich der Archäologie, die neue Einsicht in die große bildende Kunst. Hier war er ein echter Schüler und Traditionsträger seines verehrten Lehrers und Münchner Vorgängers Brunn, soweit ihn seine Methode und seine Ideen auch über den „Spätnazarener" hinausführten.

Über diese Methoden und Ideen zu berichten, fällt schwer, da sich Furtwängler ihrer kaum bewußt war, ja im Ruf steht, weder die einen noch die andern gehabt zu haben. Die Forderung, die Brunn durchs ganze Leben begleitete, war ihm fremd; ja er hat, im Vorwort zu den „Meisterwerken", erklärt, er habe das Reden über Methode nie für etwas Nützliches halten können: „die Regeln werden der Fülle der Möglichkeiten nicht entfernt nahekommen; nur durch Anwendung läßt sich Methode zeigen". So lehrte er tatsächlich mit jedem Satz ein umfassendes Denkmälerbewußtsein, ein umfassendes Geschichtsbewußtsein, die Kunst einer neuen Charakteristik von Persönlichkeiten, Örtern und Zeiten; er zwang die Lernenden geradezu, alles zu wissen, alles lebendig zu gliedern, alles für fruchtbare Vergleiche parat zu haben, vor allem das Fruchtbare vom Unfruchtbaren zu scheiden und damit der Wahrheit zu dienen. Deskriptive Methoden wie die Morelli'sche lagen ihm nahe und führten zu seiner überraschenden Meisterscheidung und zu seiner gefeierten Kopienkritik. Dem neuen Realismus seines Zeitalters diente er durch schlichte und echte, begriffskarge und wortkarge, immer neu von den Gegenständen inspirierte und variierende Beschreibung gleichsam von Augenblick zu Augenblick. Vor allem: er war unser größter Augenmensch und gründete echte Sehschulen.

Waren ihm die neu aufkommenden Möglichkeiten der Kunstwissenschaft so fremd wie die abstrakten Gedankengänge der Philosophie, so strömte seine Leidenschaft doch über von Ideen. Sie hatten weder mit der Ideenhaftigkeit der älteren noch der neueren Generation zu tun. Sie nisteten nicht im Denken, sondern im umfassenden Enthusiasmus seiner Person. Die Natur war so sehr sein Element wie die Kunst, Dichtung und Musik so sehr wie die bildenden Künste, Renaissance und Gotik so sehr wie die Antike. Auf allen Gebieten war er spontan, kindlich-naiv, täglich neuer Entdecker. Alles Volkstümlich-Starke fiel ihm mit den Früchten des hohen Geistes zusammen. So erwuchs ihm, in Leben und Forschung, die immer wache Idee von der wurzelhaften Stärke und Naturhaftigkeit der hohen Kunst, auch dies ein Beitrag zum Zeitalter der Naturwissenschaft. Es erwuchs, auf Goethes Spuren, die Idee von der einmaligen Naturnotwendigkeit der griechischen Plastik; die über den

spät-romantischen Klassizismus hinausreichende Idee von der Erfüllung dieses Wachstums in den großen klassischen Meistern. Diese Ideen bewahrten sein so kurzes Leben vor Stückhaftigkeit. Der umfassende Enthusiasmus, aus dem sie stammten, war das Geheimnis seiner Methode, seiner Erfolge, seiner großen Person und ihrer überragenden Objektivität.

Ernst Buschor

DIE KUNSTGELEHRTEN

Von Hans Jantzen

SCHELLING

In der Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften tritt das Jahr 1807 in einer besonderen Weise hervor. Es erscheint bedeutungsvoll, daß zu dieser Zeit, als die Universität Landshut noch nicht in die bayerische Hauptstadt übergeführt war, die „neu konstituierte" Akademie der Wissenschaften ihre geistige Rangstellung dadurch betonte, daß einer der größten deutschen Philosophen, FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING,* am Namenstage des Königs in einer öffentlichen Versammlung der Akademie die Festrede hielt. Und es erscheint nicht minder bedeutungsvoll, daß das Thema dieser weit über den Rahmen der Akademie hinauswirkenden Rede nicht ein im engeren Sinne philosophisches Problem behandelte, sondern eine kunstwissenschaftliche Frage betraf: „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur."

Schellings Akademierede gehört in den umfassenderen Bereich seiner Grundanschauungen über Kunst, wobei unter Kunst das Gesamtgebiet der Künste, Dichtung, bildende Kunst und Musik zu verstehen ist. Die Architektur rechnete Schelling zur Plastik und hat sie nur gelegentlich gestreift. Wenn die Fragestellung der Akademierede enger auf die „bildende" Kunst begrenzt ist, so kann die Rede doch erst im Hinblick auf das Ganze der Schellingschen Anschauungen über Kunst gewürdigt werden, wie sie in seinen 1802/03 in Jena, 1804 und 1805 in Würzburg gehaltenen Vorlesungen über „Philosophie der Kunst" vorliegen.[1]

Was Schelling unter „Wissenschaft der Kunst" oder „Philosophie der Kunst" versteht, darf nicht mit einer Ästetik oder Theorie der schönen Künste im Sinne jener Zeit verwechselt werden – Schelling selbst weist darauf hin –, sondern Schellings Anschauungen über Kunst gehören seiner Transzendentalphilosophie an. „Der Zusatz Kunst in Philosophie der Kunst beschränkt bloß den allgemeinen Begriff der Philosophie, aber hebt ihn nicht auf." Der Weg, den Schelling zurücklegt, um zum Wesen der Kunst vorzudringen, geht also nicht vom Empirischen aus, sondern entspricht der Denkweise des spekulativen Idealismus. Was Kunst ist, wird von obersten

Prinzipien her aus dem reinen Denken in der Form von Lehrsätzen abgeleitet. Der Empiriker, dem die Fülle der Kunst in der Welt als ein konkret Gegebenes vor Augen steht, wird vielleicht von vornherein Scheu tragen, sich auf solche Denkweise einzulassen und sich dabei der Warnung eines Konrad Fiedler erinnern, der, selbst an Kant geschult und ständig um theoretische Einsicht in das Eigentliche der Kunst bemüht, einmal schreibt: „Wer zur künstlerischen Erkenntnis geschickt sein will, darf seinen Geist nicht in die Banden philosophischer Spekulation gefangen geben; die höchsten Erkenntniskräfte, so lange sie philosophisch tätig sind, sind untauglich, wo es sich um die Erkenntnis des innersten Wesens der Kunst handelt." (Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst, 1876, S. 26). Solche Einwendungen verfangen indessen nicht angesichts des umfassenden Gedankenbaus Schellings und der durchdringenden Kühnheit seines Geistes, jene letzten Fragen nach dem innersten Wesen der Kunst zu stellen und zu beantworten: Was ist Kunst? Aus welchen Urquellen stammt die Kunst?

Die Kraft Schellingschen Denkens bewährt sich sowohl in Ansehung der Bedeutung der Kunst im ganzen wie in der Geschlossenheit seiner Thesen über das Wesen der Kunst wie ferner in vielen Schlußfolgerungen. Dabei überrascht wiederum, wie in jener Epoche des deutschen Idealismus bei aller Verschiedenheit der ursprünglichen Denkweisen sich Spekulation und Empirie, Idee, vertreten in diesem Falle durch Schelling, und Erfahrung, vertreten durch Goethe, auch in Dingen der Kunst in entscheidenden Grundfragen begegnen.

Die Begriffe, die Schelling hinsichtlich des Phänomens der Kunst entwickelt, gründen in seiner Identitätsphilosophie, deren Erfassung und Beurteilung dem Philosophen zusteht. Doch muß hier der Weg gezeigt werden, der bei Schelling zu den besonderen Bestimmungen dessen, was Kunst ist, führt.

Aus dem spekulativen Denken Schellings heraus wird der Kunst im Verhältnis zum Ganzen von Natur und Geist ein so hoher Rang zugewiesen wie nie zuvor. Sie steht als „Darstellung des Unendlichen auf der gleichen Höhe mit der Philosophie",[2] denn Kunst ist für Schelling eine notwendige, „aus dem Absoluten unmittelbar ausfließende Erscheinung". Da das Unendliche als das unbedingte Prinzip der Kunst dargetan wird, entsteht die Frage, wie das philosophische Denken zu den Besonderungen des Unendlichen, insofern es Kunst ist, gelangen kann. Das geschieht mit Hilfe des Begriffes der Potenzen. Da das Absolute, worunter die innere Identität aller Dinge zu verstehen ist, von unteilbarem Wesen ist, so ist die „Verschiedenheit der Dinge überhaupt nur möglich, insofern es als das Ganze und Ungeteilte unter verschiedenen Bestimmungen gefaßt wird". Diese ideellen Bestimmungen nennt Schelling Potenzen.[3]

„Wie für die Philosophie das Absolute das Urbild der Wahrheit – so für die Kunst das Urbild der Schönheit". Wahrheit und Schönheit sind nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen des Einen Absoluten. Schönheit ist ein zentraler Begriff der Ästhetik jener Zeit. Bei Schelling wird Schönheit nach der zuvor gegebenen Unterscheidung, daß das ideale All die Einheiten des Realen und Idealen in sich begreift, als die „Ineinsbildung des Realen und Idealen" erklärt. Es gelingt dem Philosophen sodann, unter Darlegung der Lehre von den Ideen oder Urbildern durch eine reine Denkoperation zu entwickeln, wie aus dem allgemeinen und absoluten Schönen einzelne besondere schöne Dinge hervorgehen können, wie ein „wirkliches" Kunstwerk entsteht, ja, wie man schließlich noch zu der Bestimmung der Kunst durch Bedingungen der Zeit gelangen kann, wobei sogleich ein wichtiges Gesetz aufgestellt wird: „Wie die Kunst an sich ewig und notwendig ist, so ist auch in ihrer Zeiterscheinung keine Zufälligkeit, sondern absolute Notwendigkeit",[4] ein Gesetz, unter dem die Kunstgeschichtswissenschaft heute noch arbeitet.

Da Schelling das Absolute als oberstes Prinzip der Kunst setzt, kommt er in seinen Deduktionen zu allgemeinen thesenhaften Wahrheiten über die Kunst, die mit den Äußerungen bedeutendster Meister des künstlerischen Schaffens übereinstimmen. „Die unmittelbare Ursache aller Kunst ist Gott",[5] sagt Schelling, eine Anschauung, die wir bereits bei Albrecht Dürer ausgesprochen finden mit den Worten: Gott ist es, „der alle Kunst beschaffen hat". Von Schelling wird dies philosophisch mit dem Satz begründet: „Das Universum ist in Gott als absolutes Kunstwerk und in ewiger Schönheit gebildet", wobei die antike, auf Plato zurückgehende Vorstellung vom göttlichen Demiurgen, dessen Schöpfung ein vollkommenes schönes Kunstwerk ist, mitschwingt. Entsprechende Gedanken sind zu Schellings Zeit auch bei schaffenden Künstlern der Romantik zu finden. 1802 schreibt Philipp Otto Runge aus Dresden einem Freunde: „Das höchst vollendete Kunstwerk ist immer, es möge sonst sein was es will, das Bild von der tiefsten Ahnung Gottes in dem Mann, der es hervorgebracht. Das ist: In jedem vollendeten Kunstwerk fühlen wir durchaus unseren innigsten Zusammenhang mit dem Universum". (Runge, Hinterlassene Schriften, 1841 II, 124).

Eine der tiefsten und weitreichendsten Einsichten von Schellings Philosophie der Kunst liegt in der Erkenntnis, daß die Kunst eine ebenso in sich geschlossene und in sich vollendete Welt bedeutet, als es die Natur ist. „Der ist noch sehr weit zurück, dem die Kunst nicht als ein geschlossenes, organisches und ebenso in allen seinen Teilen notwendiges Ganzes erschienen ist, als es die Natur ist. Fühlen wir uns unaufhaltsam gedrungen, das innere Wesen der Natur zu schauen, und jenen fruchtbaren Quell zu ergründen, der so viele große Erscheinungen mit ewiger Gleichförmigkeit und Gesetzmäßig-

keit aus sich herausschüttet, wie viel mehr muß es uns interessieren, den Organismus der Kunst zu durchdringen, in der aus der absoluten Freiheit sich die höchste Einheit und Gesetzmäßigkeit herstellt, die uns die Wunder unseres eignen Geistes weit unmittelbarer als die Natur erkennen läßt. Interessiert es uns, den Bau, die innere Anlage, die Beziehungen und Verwickelungen eines Gewächses oder eines organischen Wesens überhaupt so weit wie möglich zu verfolgen, wie viel mehr müßte es uns reizen, dieselben Verwickelungen und Beziehungen in den noch viel höher organisierten und in sich selbst verschlungeneren Gewächsen zu erkennen, die man Kunstwerke nennt" (Werke III, 377). Es gibt keine eindringlichere Rechtfertigung für alle kunstwissenschaftlichen Bemühungen, keine klarere von höchster Bewunderung getragene Kennzeichnung des Phänomens der Kunst als diese Sätze Schellings aus seiner Einleitung in die „Philosophie der Kunst". Bei so großer Bewunderung für die Gegenstände der Kunst stellt Schelling seinerseits hohe Anforderungen an den Kunstbetrachter. Er hält denjenigen für roh und ungebildet, der sich mit den sinnlichen Rührungen und Affekten begnügt und diese für Wirkungen der Kunst hält. Solche Betrachtung nehme alle Wirkungen der Kunst als bloße Naturwirkungen und habe die Kunst als Kunst wahrhaft nie erfahren und erkannt. Es genüge auch nicht, sich von einzelnen Schönheiten des Kunstwerks bewegen zu lassen. „In dem wahren Kunstwerk gibt es keine einzelne Schönheit, nur das Ganze ist schön. Wer sich also nicht zur Idee des Ganzen erhebt, ist gänzlich unfähig ein Werk zu beurteilen".[6] Das sind hohe Anforderungen, die Schelling hier stellt, Gedanken, die noch in Stifters „Nachsommer" in jenem bedeutenden Gespräch des Erzählers mit dem Gastfreunde über die Wirkungen der Kunst nachklingen und die ihre Geltung behalten.

Schellings hohe Auffassung vom Wesen der Kunst bezeugt ferner die Art, wie er das Schöpferische aller Kunst als eine besondere Kraft der Ineinsbildung von Idealem und Realem erklärt. „Das treffliche deutsche Wort Einbildungskraft bedeutet eigentlich die Kraft der Ineinsbildung, auf welche in der Tat alle Schöpfung beruht. Sie ist die Kunst, wodurch ein Ideales zugleich auch ein Reales, die Seele Leib ist, die Kraft der Individuation, welche die eigentlich schöpferische ist".[7] In der Betonung des Schöpferischen und der Eigengesetzlichkeit der Kunst begegnen sich Goethe und Schelling in ihren Anschauungen, und in diesem Punkte treffen wir schnell auf die Frage von Geltung oder Verwerfung der Nachahmungstheorie. Goethe spricht in seinen kritischen Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei davon, daß „dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt", und er sucht mit allen Kräften hier Klarheit zu schaffen. Es gibt Urteile bei ihm, die noch für die Kunst des 20. Jahr-

hunderts geprägt scheinen: „Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein. Durch die treuste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen."[8]

Dem Vermischen von Natur und Kunst entgegenzuwirken, bleibt nun auch ein Anliegen von Schellings kunstphilosophischen Darlegungen jenseits der spekulativen Konstruktion des Stoffs in der Kunst („Mythologie ist die notwendige Bedingung und der erste Stoff aller Kunst"). Die eindringliche Vorstellung vom Schöpferischen des Künstlers und von der Eigenständigkeit der Kunst im Verhältnis zum Ganzen von Natur und Geist geben den Grundton an, der Schellings Akademierede von 1807 in München beherrscht. Man muß diese Rede über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur[9] als wichtige Ergänzung von Schellings Philosophie der Kunst auffassen, insofern hier ein Thema genauer erörtert wird, zu dessen Darstellung Schelling in der beabsichtigten Konstruktion der historischen Kunst nicht gekommen ist.

Wie Schelling das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur auffaßt, kann nach seinem in der Philosophie der Kunst gegebenen Ansatz über den Zusammenhang des ganzen Gebäudes der Kunst nicht zweifelhaft sein. In der Akademierede nimmt er indessen eine andere Ausgangsstellung für seine Überlegungen. Er analysiert die in seiner Zeit vom 18. Jahrhundert her verbreitete Theorie, die Kunst solle Nachahmerin der Natur sein. Dabei weist er sogleich als mit einem ersten Einwand auf die Vieldeutigkeit des Begriffs der Natur hin, die jedem etwas anderes bedeuten kann. Auch die Lehre des von ihm hochgeschätzten Winckelmann, daß Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabener Natur samt dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sei, führe nicht weiter. Sie verändere zwar den Gegenstand der Nachahmung, aber die „Nachahmung" bleibe. „An die Stelle der Natur treten die hohen Werke des Altertums". Schelling verwirft ebenso die Vorstellung, es handle sich in der Kunst um ein sogenanntes „Idealisieren der Natur", und weist – wiederum ganz in Übereinstimmung mit Goethe – als unsinnig nach, die Natur nachahmen oder „übertreffen" zu wollen. Denn, sagt Schelling, gibt die Kunst etwa ihren Werken das sinnlich-wirkliche Leben? „Diese Bildsäule atmet nicht, wird von keinem Pulsschlag bewegt, von keinem Blut erwärmt". „Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannt Wirklichen als im höchsten Grade unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift, ja ihn erst in die echte wirkliche Welt versetzt? . . .". „Nachahmung"

der Natur kann nur bedeuten, daß es der schaffende Geist ist, der als gleiches Prinzip in Natur und Kunst waltet.

Dies vorausgesetzt gibt es für Schelling eine Parallele zwischen Natur und Kunst hinsichtlich ihrer Entfaltungen. Die Natur, sagt er, geht anfangs auf Härte und Verschlossenheit des Lebens, selbst dort noch, wo sie bereits auf organische Gestalt sinnt. Das Leben der Pflanze ist in genauen und strengen Umriß eingeschlossen. Auch im Tierreich birgt die Natur ihre ersten Werke in harten Schalen, aber „endlich" tritt sie freier hervor, und es zeigen sich „tätige, lebendige Charaktere". Die Kunst zwar, meint Schelling, kann nicht so tief anfangen wie die Natur. Sie verlangt eine gewisse Fülle der Schönheit. „Sie greift darum am liebsten unmittelbar nach dem Höchsten und Entfaltetsten, der menschlichen Gestalt". Sie ist „aufgefordert, die gesamte Natur nur im Menschen zu sehen". Die hellenische Kunst, die Schelling nun beschwört, entfaltet sich von dem „starren, verschloßnen Ernst der Bildungen früher Zeiten" bis zu den „Werken überfließender sinnlicher Anmut". Schelling zitiert hier Winckelmann, dessen Unterscheidungen und Bezeichnungen der Epochen griechischer Plastik er folgt.

Man begreift leicht, daß bei solchem Bemühen, entwicklungsgeschichtlich Parallelen zwischen Natur und Kunst aufzuweisen, der Spekulation Grenzen gesetzt sind, da hier die Erfahrung ins Spiel kommt. Um die Gleichrichtung der Entwicklung von Natur und Kunst zu verdeutlichen, beschreibt Schelling, losgeslöst von allem Zeitlichen und Örtlichen, das Wirken des schaffenden Naturgeistes an einem allgemeinen Wandel der Gestalt. Er muß dabei zu dem trügerischen Mittel greifen, auf zwei in der Substanz völlig verschiedene Vorgänge die gleichen sehr allgemeinen Worte und Begriffe anzuwenden, um eben durch die Gleichheit der Worte eine Gemeinsamkeit und Übereinstimmung zu erweisen. Zur Erkenntnis der Kunst ließ sich auf dieser Wegstrecke um so weniger gewinnen, als hier dem Philosophen der Zeit Grenzen der Erfahrung von den Tatsachen der Kunst entgegenstanden. Schelling selbst hat um diese Grenzen gewußt. Doch darf man nicht etwa vermuten, daß Schelling bei dem spekulativen Grundzug seiner Einsicht in das Wesen der Kunst die Bedeutung des anschaulich Erlebbaren und der Kenntnis der Kunstdenkmäler unterschätzt habe. In der 14. seiner Vorlesungen über die „Methode des akademischen Studiums" weist er gleich zu Beginn darauf hin, daß Wissenschaft der Kunst, wenn sie historische Konstruktion derselben bedeuten soll, „als äußere Bedingung notwendig unmittelbare Anschauung der vorhandenen Denkmäler" erfordere.[10] Da diese Anschauung auf den Universitäten für die bildenden Künste nicht mögsei – Schelling betont dies für seine Zeit zu Recht –, so bleibe nur die spekulative Kunstgeschichte übrig. In der Einleitung zur Philosophie der Kunst

macht er sodann auf die für ihn persönlich geltenden Begrenzungen aufmerksam. „Ich erkenne zu gut, wie schwierig es ist, in diesem unendlichsten aller Gebiete auch nur die allgemeinsten Kenntnisse über jeden Teil desselben sich zu erwerben, geschweige denn es über alle seine Teile bis zur bestimmtesten und genauesten Kenntnis zu bringen. Was ich allein für mich anführen kann, ist, daß ich das Studium der alten und neueren Werke der Poesie eine lange Zeit mit Ernst betrieben und es zu meinem angelegentlichen Geschäft gemacht habe, daß ich einige Anschauungen von Werken der bildenden Kunst gehabt habe, daß ich im Umgang mit ausübenden Künstlern zum Teil zwar nur ihre eigne Uneinigkeit und ihr Nichtverstehen der Sache kennen gelernt, zum Teil aber auch im Umgang mit solchen, die außer der glücklichen Ausübung der Kunst auch noch über sie philosophisch gedacht haben, mir einen Teil derjenigen historischen Ansichten der Kunst erworben habe, die ich zu meinem Zwecke notwendig glaube."[11]

Schelling konnte sich hinsichtlich kunstgeschichtlicher Kenntnisse weder mit Goethe noch mit den Brüdern Schlegel vergleichen. Seine wichtigsten Erfahrungen („einige Anschauung von Werken der bildenden Kunst") entstammten wohl dem Besuche der Dresdener Sammlungen, die er 1798, kurz bevor er seine Professur in Jena übernahm, kennenlernte und die nicht nur dem jungen Goethe so viel Anregungen gebracht hatten, sondern auch den führenden Köpfen der Romantik von höchster Bedeutung blieben. Schelling studierte diese Sammlungen, besonders die Gemäldegalerie, im Kreise der Brüder Schlegel, Novalis, Fichte, Gries. August Wilhelm Schlegels Gemäldegespräche zeigen wohl am deutlichsten die Art der Unterhaltungen in jenem Kreise. Begrenzung und Auswahl der hier beachteten oder bevorzugten Meister galt auch für den Umfang der Kenntnisse Schellings zu jener Zeit.

Aber solche Begrenzung im Empirischen entscheidet nichts über Schellings Begreifen der Kunst. Er verfügte über einen Reichtum innerer Erfahrung in der Begegnung mit der Kunst, die ihn zu wesenhaften Erkenntnissen befähigten.

Die Entschlossenheit seines Geistes, das Wesen der Kunst durch Zurückgehen auf ihren Ursprung zu bestimmen, das Absolute, Gott, das Unendliche als oberstes Prinzip der Kunst zu setzen, die Autonomie der Kunst unter allen Umständen gegen jede Theorie zu verteidigen, die die schöpferische Eigenständigkeit des Kunstwerks beeinträchtigen könnte, die ewige Bedeutung hoher Kunst ins Bewußtsein zu erheben, gehört zu den unvergänglichen Zeugnissen des deutschen Idealismus, die mit dem Namen Schellings verbunden bleiben.

Anmerkungen

[1] Schellings Werke. Münchner Jubiläumsdruck, 1927, III S. 375 ff.
[2] Werke III, 389.
[3] III, 385. [4] III, 391. [5] III, 406. [6] III, 379. [7] III, 406.
[8] Goethes Werke. Vollständige neugeordnete Ausgabe. Bd. 29 (1854) S. 413.
[9] Zitiert nach F. W. J. Schellings philosophischen Schriften. I. Bd. 1809, S. 341–396.
[10] Werke III, 366.
[11] III, 383.

Klenze

Unter den Mitgliedern der Bayerischen Akademie, die zur Zeit Ludwigs I. das Gebiet der Kunst vertraten, stand an hervorragender Stelle Leo v. Klenze* (1784–1844). Näherte sich Schelling von der Idee her der Kunst, so Klenze vom eigenen künstlerischen Schaffen als Architekt. Er war der Baumeister des Kronprinzen Ludwig, und er ist derjenige, dessen baumeisterliche Tätigkeit das Antlitz Münchens über die ehemalige mittelalterliche Begrenzung hinaus nach Norden zu geformt hat. Die Anlage der Ludwigstraße, sowenig Planung, Ausführung, geistige wie materielle Förderung von der Persönlichkeit des königlichen Bauherrn getrennt werden können, wird, von der baukünstlerischen Seite her gesehen, stets mit dem Namen Klenzes verbunden bleiben.[1] Die Fülle der Bauaufgaben, die Klenze als kgl. bayerischer Hofbau-Intendant besonders im ersten Jahrzehnt seiner Tätigkeit in München zu bewältigen hatte – sie begann damit, daß er das Bauprogramm Ludwigs für die Glyptothek zu bearbeiten und auszuführen hatte –, kann hier nicht verfolgt werden. Sie ließ ihm „bey einem ausgebreiteten praktischen Wirkungskreise", wie er selbst sagt, kaum die Muße, sich wissenschaftlich zu äußern. Doch zeugt es für seine ungewöhnliche Arbeitskraft, daß es an Forschungen, theoretischen Überlegungen, Berichten in gedruckten Abhandlungen, auch im Rahmen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, keineswegs fehlt. Sie liegen ganz im Bereiche seiner künstlerischen Bestrebungen.

Mit Klenze, der in Berlin bei Gilly gelernt hatte, in Paris auf dem Polytechnikum bei Percier studierte, auf Reisen in Italien sich bildete – nach Athen kam er erst 1834 –, nahm die Münchener Architektur eine entschiedene Wendung zum Klassizismus. Die griechische Sakralarchitektur galt ihm als die schlechthin vorbildliche Kunst, wenn er auch daneben für bestimmte Bauaufgaben sich an die Klassizität der italienischen Hochrenaissance hielt. Er blieb stets bemüht, sich die Kenntnis antiker Denkmäler anzueignen und eigene Forschungen beizutragen. So sei es durchaus nötig, meinte er, die „architektonischen Paradigmen ächt griechischer Zeit

aufzusuchen, zu erläutern und bekannt zu machen". Aus diesem Bestreben heraus hat er beispielsweise den Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent „nach den neusten Ausgrabungen" dargestellt. Die Veröffentlichung erschien 1821. Im gleichen Jahre wurde Klenze zum ord. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt, wo er am 3. März 1821 in der philos.-phil. Klasse einen bemerkenswerten Forschungsbeitrag zur Kenntnis der antiken Architektur vorlegte unter dem Titel: „Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels nach historischen und technischen Analogien." Er erweist sich dabei auch philologisch gut bewandert. Nach einer eingehenden Erörterung über die noch heute in dieser oder jener Form diskutierten Thesen von der Herkunft der Etrusker – unter „toskanischem" Tempel bei Klenze ist der etruskische zu verstehen – bringt er eine wissenschaftlich sorgfältige kritische Interpretation der Beschreibung des etruskischen Sakralbaus bei Vitruv und führt seine Ergebnisse in zeichnerischer Darstellung auf zwei Kupfertafeln vor. Seine Kenntnis bautechnischer Dinge kommt ihm dabei zustatten, ohne daß er, wie er betont, ihr zugunsten „eine gewagte und gezwungene Auslegung des Textes" sich erlaubt habe. „Wo aber einmal in Gegenständen der Art offenbare und unläugbare Widersprüche statthaben, ist es wohl ratsamer, sie nach den Regeln der Technik und historischen Analogie aufzulösen, als sich in etymologische und grammatische Spitzfindigkeiten einzulassen" (aaO. S. 71).

Aber auch in der öffentlichen Sitzung der Akademie, die am 31. März des gleichen Jahres stattfand, ergriff Klenze das Wort. Der Gegenstand, den er behandelte, gehörte diesmal nicht der Architektur an, der er sonst alle Betrachtungen widmete, sondern galt einem Vorgang, der die Hinwendung der Zeit zur griechischen Antike bedeutungsvoll unterstrich und für den Klenze um so mehr Aufmerksamkeit erwarten konnte, als er den Bestand der Münchener Antikensammlungen des Kronprinzen berührte: „Über das Hinwegführen plastischer Kunstwerke aus Griechenland und die neuesten Unternehmungen dieser Art."

Klenze gab in diesem Vortrag eine Übersicht über die Bemühungen jener Kunstfreunde verschiedener Nationen, die die kostbaren Überreste der griechischen Antike zu bergen suchten, zumal die Zerstörung der Denkmäler täglich tiefer einriß. Das sei kein „Raub", sondern jene Werke, sagte Klenze, gehören zunächst dem, „der sie durch Studium und Anerkennung und Liebe wieder zu erwerben und zu gewinnen weiß". Klenze nannte an erster Stelle die Tätigkeit von Lord Elgin, der er hohe Anerkennung zollte. „Riesenhaft muß man den Erfolg von Lord Elgins Unternehmungen nennen, wenn man die Verzeichnisse alles dessen liest, was er fand und nahm, und wir dürfen diese glückliche Exploration eine neue Epoche der Kunstge-

schichte und der neuen Kunst selbst nennen . . ., denn hier wird dem gebildeten Europa eigentlich griechische Kunst und Art zuerst anschaulich und bekannt gemacht." Klenze gedachte dann der archäologischen Reisegesellschaft, die sich 1807 in Rom mit v. Haller, v. Stackelberg und anderen bildete und sowohl Phigalia wie Aegina aufsuchte. Das für München wichtigste Ergebnis dieser Erkundungen war der Ankauf der Giebelskulpturen des Tempels von Ägina 1812 durch den Kronprinzen Ludwig. Die Bildwerke wurden zunächst nach Rom gebracht, dort zusammengesetzt und von Thorwaldsen „auf eine Art ergänzt, welche archäologische Rigoristen, wegen zu großer Täuschung, frevelhaft schön genannt haben", wie Klenze in seiner Akademierede bemerkte.[3] Zum Schluß dieses Vortrags wies er darauf hin, daß ein „verdienter teutscher Archäologe", Dr. Sickler aus Hildburghausen, Olympia als den Ort bezeichnet habe – wie übrigens früher schon Winckelmann –, wo wir reiche Schätze der Plastik heben könnten, eine Erwartung, die sich erst ein halbes Jahrhundert später erfüllen sollte.

Es wäre verlockend, das kunstgeschichtliche Weltbild Klenzes als das eines reinen Klassizisten nachzuzeichnen. Es ist einseitig und unduldsam wie nur je die Theorie eines schaffenden Künstlers, läßt auch nur eine einzige Lösung dessen, was wir „Bauen" nennen, zu. Am deutlichsten tritt es in seiner 1833 erschienenen „Anweisung zur Architektur des christlichen Kultus" hervor, einer Sammlung von Entwürfen als „zweckmäßigen Mustern" für Dorfkirchen, verschiedenartigen Stadtkirchen und Friedhofsanlagen, sämtlich in klassizistischer Formensprache. Vorweg gibt Klenze hier eine Übersicht über die Geschichte des Kultbaus bei den verschiedenen Völkern und sucht eigentümlicherweise nachzuweisen, daß „das Prinzip, welches die Basis der antiken Baukunst bildet, an und für sich der Anwendung für die Zwecke des christlichen Gottesdienstes Genüge leisten kann" (S. 7). Die gesamte Geschichte der Baukunst wird derart interpretiert, daß im Ergebnis „die griechische Architektur nicht etwa nur die vollkommenste, beste und schönste ist, sondern die einzigwahre und wesentliche, unter welche sich alles Frühere als Anfang, unvollkommener Versuch, alles Spätere als temporär, lokal, einseitig und abschweifend subsummieren läßt" (S. 8). Alle spätere Architektur fließt aus der griechischen „durch Umgestaltung, Übertreibung oder Verstümmelung" heraus. Trotz seiner Verachtung der Gotik macht er einmal überraschenderweise einen Ansatz, dieser „geheimnisvollen Bauart" gerecht zu werden (S. 15), kommt aber schon ein paar Seiten weiter zu dem Schluß, wie nicht anders zu erwarten, daß „Willkür bei nur scheinbaren Gesetzen der Hauptcharakter dieser Bauwerke" ist. Aber auch den Bau von St. Peter in Rom und seine Folgeerscheinungen im Barock lehnt Klenze gemäß seiner strengen klassizistischen Haltung ab und läßt nur

noch den französischen Klassizismus gelten, dem er selbst in seinem Bauschaffen tief verpflichtet blieb.

Anmerkungen

[1] Das Verhältnis Ludwigs I. als Bauherrn zu seinem Baumeister Klenze ist kürzlich von Max Spindler: „König Ludwig I. als Bauherr", München 1958, dargestellt.

[2] Denkschriften der Königlichen Akademie d. Wissenschaften zu München für die Jahre 1821 und 1822. Bd. VIII. München 1824.

[3] Um die Bildwerke aus Aegina dem Kronprinzen und den Münchener Kunstfreunden vorläufig bekannt zu machen, verfaßte Joh. Martin Wagner, der Bildhauer und Kunstagent Ludwigs, eine 1817 veröffentlichte genaue Beschreibung der Skulpturen. Es ist für die Zeit bezeichnend, daß kein Geringerer als Schelling, ohne die Originale zu kennen und obwohl keine Zeichnungen von den Figuren bis dahin bekannt waren, es sich nicht nehmen ließ, nur auf Grund der Beschreibungen wie auf Grund seiner Kenntnisse der antiken Literatur ausführliche kunstgeschichtliche Anmerkungen hinzuzufügen. (Kunstgesch. Anmerkungen zu Johann Martin Wagners Bericht über die Aeginetischen Bildwerke 1817. Schellings sämtliche Werke. Erste Abt. Bd. 9 [1861] S. 111 ff.)

Sulpiz Boisserée

Als Sulpiz Boisserée* im Jahre 1830 in die Bayerische Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen wurde, hatte er sich bereits in Deutschland wie in Frankreich einen allgemein geachteten Namen als Kunstforscher erworben und war aus den kunstgeschichtlichen Bemühungen jener Zeit nicht wegzudenken. Den Anlaß zu seiner Übersiedlung nach München bot der Ankauf der Boisseréeschen Gemäldesammlung durch König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1827. Sulpiz Boisserée und sein um drei Jahre jüngerer Bruder Melchior, aus einer begüterten Kölner Kaufmannsfamilie stammend, hatten – in engster Verbindung mit ihrem Freunde Johann Baptist Bertram – ein bedeutsames Stück Erforschung unbekannter oder bis dahin mißachteter Kunstbereiche der altdeutschen und altniederländischen Malerei geleistet, indem sie deren Zeugnisse sammelten und Verständnis für diese alte Kunst zu wecken suchten. Ihre Bestrebungen fielen in jene Zeit, als infolge des Kunstraubs der napoleonischen Heere und der Säkularisierung von Klöstern, Kirchen und geistlichen Stiften der europäische Kunstbesitz in eine vorher nie für möglich gehaltene Bewegung geriet. Als die Brüder Boisserée in ihren Studienjahren – zusammen mit Bertram – 1803 nach Paris fuhren, fanden sie im Louvre eine Vereinigung wertvollster europäischer Kunstschätze, verwaltet von Denon, vor. Man vergißt leicht, daß Denon, der mit Kennerblick aus den eroberten Ländern das Wichtigste für den Louvre auszuwählen verstand, zum ersten Male versuchte, die Kunstwerke chronologisch und nach Schulen zu ordnen und auf-

zustellen. Welche Anregungen für eine kunstgeschichtliche Betrachtungsweise!

In Paris trafen die Boisserée zudem, vorbereitet durch Bertram, auf Friedrich Schlegel, der sie in weite Gebiete der Literatur einführte. Sie schlossen sich ihm und seinem Kreis an, und diese Verbindung blieb ein Leben lang bestehen. Zuvor schon waren sie als junge Menschen auf dem Wege über die Literatur mit dem Gedankenbereich der Romantik vertraut geworden. Ein neues Verständnis für die künstlerischen Äußerungen des Mittelalters wuchs ihnen durch ihre Bewunderung für den Kölner Domchor und andere gotische Bauten zu.

Als Kenner und Forscher waren die Boisserée Autodidakten, auch auf dem Gebiete der Malerei. Durch Sammeln, Beobachten und Vergleichen wußten sie sich den Zugang in einen Bereich unbekannter Denkmäler zu verschaffen. Der Erfolg blieb nicht aus.

Die Gemäldesammlung, die sie in Köln zusammenbrachten, mit der sie 1810 nach Heidelberg, 1819 nach Stuttgart übersiedelten, erweckte die Anteilnahme aller Kunstfreunde und der geistig führenden Schicht der Romantik, ein in jeder Hinsicht bemerkenswertes Beispiel, daß durch eine Sammlung von Bildern (rund 200) eine geistig neue Welt aus der vaterländischen Vergangenheit hervortrat. Eine Fülle von Anregungen ging von ihr aus. Franz Kugler, der Lehrer Jakob Burckhardts, schrieb 1833, daß das Haus der Boisserée lange Zeit „ein Wallfahrtsort für alle war, denen deutsche Kunst und deutsche Geschichte am Herzen lag, und in den Jahren der Unterdrückung hat manch einer aus dem Bilderschatz, den sie vom Untergange gerettet, Trost und Kraft zum Widerstande gesogen“ (Kleine Schriften I, 237).

So eng und dauernd die Lebensgemeinschaft und geistige Verbundenheit der Gebrüder Boisserée und des Freundes Bertram währten, so kam doch Sulpiz als dem vielseitigsten und regsamsten Geist unter diesen rheinischen Kunstfreunden eine besondere Stellung zu. Er war es, der es mit seiner liebenswürdigen und lebendigen Art verstand, sich die Freundschaft und das Wohlwollen des alten Goethe, vermittelt durch Reinhard, zu erwerben und ihn zu einem Besuch der Boisseréeschen Sammlung in Heidelberg zu bewegen. Im Herbst 1814 wohnte Goethe zwei Wochen lang bei den Boisserées in dem Hause, wo die Sammlung untergebracht war, und empfing starke Eindrücke von dieser ihm so fernliegenden Kunstwelt. Es mag für den geistigen Rang von Sulpiz Boisserée zeugen, daß der Briefwechsel zwischen Goethe und ihm bis zu Goethes Tode andauerte.

Sulpiz Boisserée war es ferner, der über den Bereich der alten Malerei hinaus sich um die Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst bemühte und

in den Mittelpunkt dieser Bestrebungen die Erforschung und Kenntnis des Kölner Doms stellte. Die Eindrücke, die er schon als Kind von der Architektursprache des Kölner Doms empfing, erwiesen sich als nachhaltig für einen großen Teil seiner Lebensarbeit. Sulpiz Boisserée verdanken wir letzten Endes den Ausbau des Kölner Doms im 19. Jahrhundert. Er war schon von früh an bemüht, den Dom aufzumessen und in Zeichnungen darzustellen. Daraus entstand die erste baugeschichtliche Behandlung des Kölner Doms: „Geschichte und Beschreibung des Domes zu Köln", ein Werk, das in Lieferungen erschien (1824–1831), zweite veränderte Auflage 1842, eine „auch heute noch bewunderungswürdige Schrift" (H. Kauffmann). Bemerkenswert erscheint, daß die französische Regierung schon 1821 das von Sulpiz Boisserée geplante Kölner Domwerk durch Subskriptiom auf 30 Exemplare unterstützte, während auf Preußen noch gewartet werden mußte. Sulpiz Boisserée weilte mehrfach in Paris und wurde von Künstlern und Gelehrten wie Gérard, Humboldt, Percier, Cuvier und überaus freundlich und mit Hochschätzung aufgenommen. Schon im Oktober 1820 hatte QUATREMÈRE ihn der Akademie des Beaux Arts vorgestellt, „wo dann das Domwerk mit dem ausgezeichnetsten Beifall aufgenommen wurde" (Brief an Goethe, S.B. II, 296). 1823/24 blieb er zehn Monate in Paris und hielt auch einen Vortrag über gotische Baukunst in der Akademie der Schönen Künste.

Boisserées Absichten auf die Erforschung von mittelalterlicher Baukunst gingen indessen über den Kölner Dom hinaus und richteten sich auch auf die niederrheinischen Bauten der voraufgehenden Jahrhunderte. Er sammelte auf vielen Reisen das Material, ließ zeichnen, und gab schließlich die „Denkmale der Baukunst vom 7. bis 13. Jahrhundert am Niederrhein" heraus (Stuttgart 1831–1833). Um seine Leistung zu würdigen, muß man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die einer Behandlung mittelalterlicher Baukunst zu Beginn des 19. Jahrhunderts entgegenstanden. Es gab noch keine wissenschaftlich begründete Chronologie der Bauten, keine ausgebildeten Methoden, die Bauformen zu erfassen und zu vergleichen, keine Anhaltspunkte, überlieferte Baudaten mit Sicherheit auf bestehende Bauten oder Bauteile zu beziehen. Nicht einmal die Terminologie zur Bezeichnung der gotischen und vorgotischen Baukunst stand eindeutig fest. Freilich wurden Boisserées Anfänge bald überholt. Franz Kugler sah bereits schärfer und wies in einer Rezension 1833 bei aller Hervorhebung der Verdienste Boisserées auf entscheidende chronologische Irrtümer des Verfassers hin.

Boisserées Übersiedlung nach München führte ihn sofort in das geistig und künstlerisch reiche Leben, das in der bayerischen Hauptstadt unter Ludwig I. herrschte. Goethe schrieb damals an Sulpiz: „In Ihrem neuen Wohnort nehmen Sie Theil an den größtbewegten Zuständen, die sich in Deutsch-

land hervorthun, alles andere hat schon einen gemesseneren Gang, Bayern ist wie alle Jugend nicht zu berechnen" (S.B. II, 468). In der Tat kam Boisserée nach München, als sich durch die großartigen Bauvorhaben des Königs die moderne Stadt formte und ein neues Gesicht erhielt, als die Glyptothek eingerichtet wurde, als die Pinakothek im Bau begriffen war (die Boisseréesche Sammlung wurde zuerst in Schleißheim untergebracht). Boisserée berichtete ausführlich an Goethe über alle Unternehmungen des Königs für Kunst und Wissenschaft. Die Reorganisation der Universität und der Akademie spielte darin eine wichtige Rolle, wobei Boisserée das Vertrauen, das der König in Schellings Persönlichkeit setzte, hervorhebt. Schelling war gerade als General-Konservator aller wissenschaftlichen Sammlungen der Hauptstadt berufen und von der Akademie der Wissenschaften selbst zum Vorstand gewählt worden. Zugleich las Schelling an der Universität Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel. Wie sehr Sulpiz Boisserée an allem Geistigen Anteil nahm, zeigte sich schon darin, daß er sich sogleich als Hörer einstellte und Goethe gegenüber die „Klarheit, Sicherheit, Mannigfaltigkeit und Kunst seiner (Schellings) Darstellung" rühmte.

Nach Boisserées Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften ist man gespannt, mit welchem Thema er als bereits weithin bekannter Kunstforscher sich zuerst mitteilen würde. Man sollte erwarten, daß er einen Beitrag etwa zur Geschichte der Malerei oder eine Untersuchung zur Baukunst des romanischen Stils lieferte. Statt dessen wählte er als Gegenstand der Betrachtung eine nie gebaute Architektur, das Traumgebäude eines Dichters, ein Thema aus dem Grenzgebiet zwischen Germanistik und Architekturgeschichte: „Über die Beschreibung des Tempels des hl. Grales in dem Heldengedicht: Titurel Kap. III." Ein fesselndes Thema, denn es handelte sich um die bedeutendste dichterische Architekturschilderung des deutschen 13. Jahrhunderts. Das Thema hatte Sulpiz Biosserée schon seit langer Zeit, seit 1810, beschäftigt. Die deutsche Literatur des 13. Jahrhunderts kannte er durch den Umgang mit den Schlegels, und er hatte mit ihnen offenbar auch über den Titurel gesprochen. A. W. v. Schlegel hatte sich sogar 1822 erboten, die in Frage kommenden Handschriften aus Heidelberg sich schikken zu lassen und im voraus die ganze Beschreibung des Graltempels philologisch zu bearbeiten. Aber er fand keine Zeit dafür. Sulpiz Biosserée ist der erste, der eine Veranschaulichung der dichterischen Beschreibung mit einer zeichnerischen Rekonstruktion des Graltempels nach Grundriß und Aufriß versuchte. Sie ist in den Abhandlungen der Akademie 1835 veröffentlicht und enthält eine Übersicht über die in Frage kommenden Handschriften, einen Hinweis auf den Dichter des Jüngeren Titurel Albrecht von Scharfen-

berg, eine kurze Darlegung der Vorstellungen vom Gral und vom Gralstempel, schließlich den Abdruck der Beschreibung des Dichters. Im Anhang ist auf drei lithographierten Tafeln die Rekonstruktion nach Grundriß, Aufriß des Äußeren und Längsschnitt durch das Innere wiedergegeben. Nach der Handschrift, die Boisserée für seine Rekonstruktion zugrunde legte, stellt er sich den Graltempel als einen Rundbau mit 72 Chören (Außenkapellen) vor. Auf je zweien von ihnen stand ein Turm, so daß der Rundbau von 36 Türmen umstellt war. „Die standen rundherum, alle gleich, jeder hatte acht Wände, und so manche Ecke, als eben nach dem Chor sich ergab, dabei sechs Stockwerke, in jedem drei Fenster und inwändig eine außen sichtbare Spindeltreppe. In der Mitte von diesem allem erhob sich ein Thurm an Weite und Höhe doppelt so groß als die übrigen. Sämmtliche Thürme waren von edelm Gestein und Gold, die Dächer derselben waren, wie das Dach des Tempels, von rothem Golde mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Im Inneren des Gebäudes stand in der Mitte, unter dem großen Thurm ein noch weit prächtigeres Werk, welches den Tempel im kleinen vorstellte und zur Aufbewahrung des heiligen Grales diente." Boisserée nimmt nun an, daß der Dichter des Titurel Werke aus der „Blütezeit der deutschen Baukunst" gesehen haben müsse, ohne übrigens an einen bestimmten Bau als Vorbild zu denken, und daß er für die Schilderung der phantastischen Pracht der Ausstattung durch die apokalyptische Beschreibung des himmlischen Jerusalem angeregt sei. Als bauliche Formensprache nahm Boisserée die hochgotische Architektur des Kölner Doms an, denn sie bedeutete für ihn die „Blütezeit deutscher Baukunst".

Die dichterische Schilderung des Graltempels im Titurel hat seither die Literatur- und Kunstgeschichte bis auf unsere Zeit immer wieder beschäftigt, teils mit dem Hinweis darauf, daß der Versuch einer Rekonstruktion gegenstandslos sei, da es sich um subjektiv bedingte, dichterische Ausdruckmittel handle (J. Schwietering), teils mit dem kunstgeschichtlichen Bemühen, die Dichtung auf die zugrunde liegende Architekturanschauung im einzelnen zu prüfen. Die Berechtigung und Möglichkeit für solche Untersuchung liegt schon in der veranschaulichenden Kraft der Titurel-Dichtung. Ohne sie hätte Sulpiz Boisserée nicht an eine zeichnerische Rekonstruktion des Graltempels gehen können. Auch J. Schwietering gibt zu, daß der Titurel-Dichter „deutlich etwas von einem Architekten in sich fühlt".[1] Übereinstimmung herrscht zumeist darin, daß der Gralstempel des jüngeren Titurel das gotische Architektur- und Raumerlebnis widerspiegelt. Zuletzt hat noch Hans Sedlmayr in seiner „Entstehung der Kathedrale" (1950) dem Titurel ein ganzes Kapitel gewidmet und betont, daß fast jedes der von ihm herausgearbeiteten Phänomene der gotischen Kathedrale in der Beschrei-

bung des Graltempels wiederkehre. Während bei der Frage eines möglichen Vorbilds oder nach einem innerhalb der wirklich gebauten Architektur entsprechenden Sakralbau die Interpretationen des 19. Jahrhunderts (San Marte, Droysen, Otte) auf die Liebfrauenkirche in Trier verweisen, fühlt Sedlmayr sich an einen „zum vollen Vieleck ergänzten, ins Phantastische übertriebenen Chor einer gotischen Kathedrale" erinnert und an die Formenwelt einer entwickelten gotischen Architektur, ohne dabei übrigens ein bestimmtes Vorbild zu fordern. Für die angenommene Grundrißbildung des Graltempels hält auch er sich an die Boisseréesche Rekonstruktion.[2]

Eine architekturgeschichtliche Fragestellung im engeren Sinne hätte zu bedenken, ob in der dichterischen Schilderung des Wunderbaus, die besonders den Lichtcharakter der Rotunde betont, auch Anzeichen für den Stilcharakter der baulichen Form enthalten seien, d. h., ob der Graltempel des Titurel einer bestimmten Stilphase der Gotik entspreche. Boisserée, der in baulichen Einzelformen dachte, da er ja sie zu zeichnen unternahm, hatte sich solche Fragen überlegt und nahm den hochgotischen Stil des Kölner Doms in Anspruch. Indessen gibt es Einwendungen. Blanca Röthlisberger („Die Architektur des Graltempels im Jüngeren Titurel", Bern 1917) widerspricht der Boisseréeschen Rekonstruktion, vor allem und mit Recht für die Aufrißbildung im Inneren, insofern sie einen hallenmäßigen Bau im sogenannten „Übergangsstil" annimmt, ohne indessen eine zeichnerische Veranschaulichung zu versuchen. Da sie den Bau nicht als Ganzes, sondern mehr als eine Summe von Einzelheiten sieht, gewinnt ihre architekturgeschichtliche Kritik keine rechte Überzeugungskraft.

Eine neue und einschneidende Wendung nahm die Interpretation des Graltempels erst, als die deutsche Philologie nachwies, daß diejenige Lesart unter den Handschriften, die Sulpiz Boisserée benutzte, nicht die zuverläßlichste und dem Original nächststehende sei. Das geschah in jüngster Zeit durch Werner Wolf in einem ausführlichen kritischen Vergleich der überlieferten Handschriften des Jüngeren Titurel und mit dem Nachweis der Irrtümer in der älteren Forschung.[3] Anerkennt man die von W. Wolf genannte Wiener Pergamenthandschrift (2675) als die dem ursprünglichen Text näherstehende, so muß man auch die in ihr enthaltenen Angaben für den Graltempel einer architekturgeschichtlichen Interpretation zugrunde legen. Die Abweichungen sind groß. Zwar bleibt die Annahme einer „Rotunde", also eines Zentralbaus, für alle Rekonstruktionen verbindlich, aber statt der 72 Chöre bei Boisserée brauchen jetzt nur 22 Chöre berücksichtigt zu werden. Statt des Hinweises auf die Liebfrauenkirche in Trier tritt jetzt der Hinweis auf St. Gereon in Köln in den Vordergrund. In der Zusammenarbeit mit W. Wolf hat dann Lars-Ivar Ringboom eine neue, auf der

von Wolf dargebotenen Lesart beruhende und die Architekturangaben kritisch abwägende zeichnerische Veranschaulichung unternommen als Ausgangspunkt für eine weitschichtige Untersuchung über die mit der Gralsvorstellung zusammenhängenden Anschauungen im Orient.[4]

Es erübrigt sich indessen, die Geschichte der „Rekonstruktionen" des Graltempels weiter zu verfolgen. Es sollte nur dargetan werden, daß die Fragestellung Sulpiz Boisserées in seinem Akademievortrag von 1834 bis heute ihre Bedeutung nicht verloren hat.

Auf einen weiteren Akademiebeitrag von Sulpiz Boisserée „Über die Kaiser-Dalmatika in der St. Peterskirche zu Rom" (Abhandlungen der philos.-phil. Klasse Band III, 1840/41) sei hier nur kurz verwiesen. Boisserée veröffentlichte in dieser Abhandlung zum ersten Male Zeichnungen nach den wertvollen Bildstickereien der sogenannten Kaiserdalmatika im Kirchenschatz von St. Peter mit ihren griechischen Beischriften. Er beschrieb sie als byzantinische Arbeit und widersprach der Sage, daß sie bei der Krönung Karls des Großen verwendet sei, bestimmte vielmehr ihr Alter auf das 12. oder die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Erst J. Braun[5] wies an den Inventaren der Petersbasilika nach, daß die Dalmatika wahrscheinlich noch viel jünger sei und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstamme. Sein Ergebnis, daß diese sogenannte Kaiserdalmatika „ursprünglich kein anderes Ornatstück als der griechische bischöfliche Sakkos gewesen sei", ist bereits von Sulpiz Boisserée ausgesprochen (S. 566).

In München eröffnete sich für Sulpiz Boisserée im Laufe der Jahre entsprechend seiner denkmalpflegerischen Neigung eine neue große Wirkungsmöglichkeit. 1835 wurde er zum kgl. bayerischen Oberbaurat ernannt und mit der Leitung der neuerrichteten „Generalinspektion der plastischen Denkmäler des Mittelalters" betraut. Eine solche Stellung entsprach offenbar seinen Plänen, ursprünglich freilich in Gedanken an seine rheinische Heimat. Schon 1831 trug er sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, mit dem Wunsch, es möchte für ihn ein „Generalconservatorium für Denkmale der Kunst, Geschichte und Sprache im Rheinland und Westphalen" geben (S.B. I, 577). Doch ließ sich das zur Zeit nicht verwirklichen. Die bayerische Stellung, die man 1835 in München ihm übertrug, bot zwar einen weiten Wirkungsbereich, doch legte er dies Amt bereits nach eineinhalb Jahren nieder, offensichtlich aus gesundheitlichen Gründen. Er selbst hat schon früh auf seine „von Kindheit an schwache Gesundheit" hingewiesen (S.B. I, 43), und in seinen Briefen finden sich häufig Bemerkungen über Unterbrechungen seiner Arbeit durch Krankheit. Auch schien das rauhe Münchner Klima ihm nicht zuträglich zu sein. Jedenfalls reiste das Ehepaar Boisserée – Sulpiz hatte 1828 Matilde Rapp aus Stuttgart geheiratet – gleich 1836 in den

Süden, zunächst an die französische Mittelmeerküste, später nach Italien, und kehrte erst im August 1839 nach fast dreijähriger Abwesenheit nach München zurück.

Bei aller Anhänglichkeit an Bayern, wo ein bedeutender Teil der Lebensarbeit der Brüder Boisserée noch heute im Rahmen der Münchener Pinakothek als kostbarer Besitz bewahrt wird, blieb Sulpiz Boisserées alter Wunsch, in der Heimat zu wirken, bestehen. 1845 übersiedelten die Brüder Boisserée nach Bonn, wo Sulpiz gemäß einem Anerbieten des preußischen Königs seine bereits 1831 geäußerten Wünsche nach wissenschaftlicher Beschäftigung mit den rheinischen Kunstdenkmälern erfüllt fand. 1854 ist er dort gestorben.[6])

Anmerkungen

[1] J. Schwietering: Der Graltempel des Jüngeren Titorel (Ztschr. für deutsches Altertum, Bd. 60, 1923, S. 118 ff.). H. Lichtenberg: Die Architekturdarstellungen in der mittelhochdeutschen Dichtung (Forschg. zur deutschen Sprache u. Dichtung, Heft 4, 1931).

[2] Hans Sedlmayr: Die Entstehung der Kathedrale, o. J. (1950) S. 85 ff.

[3] W. Wolf: Grundsätzliches zu einer Ausgabe des Jüngeren Titorel (Ztschr. für deutsches Altertum, Bd. 76 u. 79, 1942).

[4] Lars-Ivar Ringboom: Graltempel und Paradies, Stockholm 1951.

[5] In „Stimmen aus Maria-Laach", 1899, S. 575.

[6] Quellen und Literatur: Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862 (Bd. II enthält den Briefwechsel mit Goethe). – E. Firmenich-Richartz: Die Brüder Boisserée, Jena 1916 (behandelt die Sammlertätigkeit der Boisserée) – W. Waetzoldt: Deutsche Kunsthistoriker, Leipzig 1921, S. 272 ff.

Heinrich Wölfflin

Überblicken wir im Laufe der Zeitspanne von Jahrhundertmitte zu Jahrhundertmitte die Reihe derjenigen Gelehrten, die im Rahmen der Bayerischen Akademie die Kunstgeschichte als wissenschaftliche Disziplin vertraten, so ist als der weitaus einflußreichste und in seiner Wirkung auf die deutsche Kunstgeschichtswissenschaft bedeutendste Heinrich Wölfflin* (geb. 1864 in Winterthur) zu nennen. 1901 auf den Lehrstuhl Hermann Grimms an die Berliner Universität berufen, errang Wölfflin dort den ersten Höhepunkt seines akademischen Wirkens. Mehr als ein Jahrzehnt lauschten die Hörer im Barackenauditorium, dem größten Hörsaal der Berliner Universität, dem ungemein klar geprägten, in eigentümlich stockendem Rhythmus geführten, phrasenlos sich aufbauenden Vortrag. Seit 1912 wirkte er in München in gleichem Sinne.

Zwei Arbeiten besonders sind es, die dem Rahmen der Bayerischen Akademie angehören. Die erste ist die Festrede, die Wölfflin in der öffent-

lichen Sitzung der Akademie am 14. November 1914 über „die Architektur der deutschen Renaissance" hielt. Deutschland stand im Kriege, und es sollte ein deutsches Thema zur Behandlung kommen. Wölfflin erhebt es in seiner auf das Wesentliche der Erscheinungen gerichteten Betrachtungsweise sogleich zu einer eindringlichen Analyse der Gegensätze zwischen der Formensprache der deutschen und italienischen Baukunst der Renaissance, um „das Verhältnis auf die entscheidenden Begriffe zu bringen".

„Das Problem des Klassischen hat mich durchs ganze Leben begleitet", bekennt Wölfflin in seinen 1941 erschienenen „Gedanken zur Kunstgeschichte". Diesem Bereich gehörte auch die Münchener Akademierede von 1914 an mit der Besonderheit, daß er nun die Erscheinungen der von der Spätgotik gefärbten Architektur nördlich der Alpen mit ihren phantasievollen Unregelmäßigkeiten der reinen Harmonie gesetzlich geordneter Proportionen in der italienischen Renaissancebaukunst entgegenstellt und die Unterschiede zugleich als Unterschiede nationaler Charaktere begreift. In diesen Gedankengängen verspürt man den Verfasser der „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe", die ein Jahr später erschienen und freilich in ihren Bestimmungen sehr viel weiter ausgreifen. Was aber die Bemühungen um das Erkennen nationaler Kunstcharaktere anlangt, so war Wölfflin letzten Endes der Meinung, „daß die höchsten Werte der Kunst mit dem Bloß-Nationalen sich nicht decken. Es ist das Merkmal aller großen Kunst, daß sie in die Sphäre des Allgemein-Menschlichen hineinragt" (Gedanken zur Kunstgeschichte S. 131).

Steht die genannte Untersuchung am Beginn des Krieges, so die zweite hier zu erwähnende Arbeit Wölfflins am Ende. Sie stellt einen Sonderfall im Arbeitsgebiet Wölfflins dar, insofern sie auf ein für Wölfflin ganz neues Stoffgebiet, die mittelalterliche Buchmalerei, übergreift. Es ist die im Verlag und auf Kosten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1918 erschienene Ausgabe der „Bamberger Apokalypse" mit dem Untertitel „Eine Reichenauer Bilderhandschrift vom Jahre 1000".

„Kunstgeschichte und Kunst laufen parallel". Diesen seither so oft bestätigten Satz hatte Wölfflin bereits in seinem Akademievortrag von 1914 geprägt. Nichts illustriert die Bedeutung dieser Erkenntnis auffallender als die plötzliche Hinwendung des Verfassers der „Klassischen Kunst" selbst zu einer Handschrift, die vom Stil her gesehen nicht mehr mit den für eine Renaissancekunst gültigen Begriffen zu erfassen ist. Wölfflin folgt hier dem in jener Zeit einsetzenden allgemeinen Wandel des Werturteils über die Kunst des frühen Mittelalters. „Erst neuerdings – in auffallender Parallelität zu gewissen Entwicklungen der modernen Malerei – ist man auf das Positive der Wirkung bei dieser sogenannten Erstarrung aufmerksam geworden und

hat angefangen, statt die mindere Qualität zu tadeln, die anders geartete Absicht ins Auge zu fassen" (Bamberger Apokalypse S. 1). Von bibliothekarischer Seite aus hatte zwar GEORG LEIDINGER* begonnen, die berühmten ottonischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek zu veröffentlichen, und Wilhelm Vöges grundlegende Untersuchung über eine „Deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends" war bereits 1891 erschienen. Aber es war doch etwas Neues, daß ein Kunstgelehrter vom Range Wölfflins, der Renaissance und Barockkunst zu „sehen" gelehrt hatte, nun Ernst machte mit dem Versuch, der so völlig anders gearteten Formensprache des frühen Mittelalters als einer neu zu wertenden künstlerischen Erscheinung gerecht zu werden. Indessen hat Wölfflin das in dieser Blickrichtung liegende Stoff- und Formengebiet später nicht weiterverfolgt.

LUJO BRENTANO, WALTHER LOTZ, OTTO VON ZWIEDINECK SÜDENHORST

ALS VERTRETER DER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE IN DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Von Friedrich Lütge

Seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entwickelte sich in Deutschland aus der Verwaltungslehre des Kameralismus unter maßgeblicher Beeinflussung der englischen Nationalökonomie die Volkswirtschaftslehre. Der zunächst – auch gerade in München – gern gebrauchte Name Staatswirtschaftslehre erinnerte an die eine Wurzel, den Kameralismus. Aber bald nahm diese neue Wissenschaft – in Deutschland mehr als in jedem anderen Lande – eine neue Wendung, die gegeben war durch die Befruchtung durch historische, ethische und politische, speziell sozialpolitische Fragestellungen und sich daraus entwickelnde Forschungsmethoden. Alle drei Münchener Nationalökonomen, deren Gedenken die folgenden Seiten gewidmet sind, haben – bei tiefgreifenden Unterschieden im einzelnen – in diesem Geistesgut eine gemeinsame, sie verbindende Grundlage.

Lujo Brentano

Lujo (Louis Joseph) Brentano* wurde am 18. Dezember 1844 in Aschaffenburg geboren. Er entstammt jener durch viele hervorragende Vertreter bekannten Familie, die um 1630 aus ihrer Heimat am Comer See nach Frankfurt auswanderte und sich dort dem Kaufmannsberuf zuwandte und bald in das Frankfurter Patriziat hineinwuchs. Lujo Brentanos Großeltern waren Peter Anton Brentano und dessen zweite Gattin, Maximiliane v. Laroche, „eine der Jugendlieben Goethes", wie es der Enkel selbst einmal formulierte.[1] Lujo Brentanos Vater Christian war ein Bruder von Clemens Brentano und Bettina von Arnim. Seine Schuljahre verbrachte Lujo Brentano zunächst in Aschaffenburg, dann nach dem frühen Tode seines Vaters in Augsburg. Bereits 1861 konnte er eine erste Reise nach England-Irland un-

ternehmen. Nach Ablegung der Reifeprüfung in Darmstadt begann er mit dem Studium der Rechtswissenschaften, und zwar an den Universitäten Münster i.W., München, Würzburg und Heidelberg. Dort schloß er sein juristisches Studium 1866 mit der Promotion zum Dr. jur. ab. Charakteristisch ist für ihn, daß er neben seinem eigentlichen Fach nicht nur volkswirtschaftliche (staatswissenschaftliche) Vorlesungen hörte, wie sie ja in der damaligen Ausbildung für Juristen vorgesehen waren, sondern daß ihn auch entfernt liegende Gebiete, wie etwa Physik und Chemie, fesselten. Seine Absicht, sich in Frankfurt als Rechtsanwalt niederzulassen, ließ er nach den politischen Ereignissen des Jahres 1866 (Eingliederung Frankfurts in Preußen) fallen und nahm sein nationalökonomisches Studium wieder auf, das er bereits 1867 in Göttingen mit der Promotion abschloß. Zur weiteren Ausbildung – die Absicht, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, stand inzwischen fest – ging er nach Berlin und arbeitete dort bei dem Statistiker Ernst Engel, dem Leiter des Preußischen Statistischen Büros und des damit verbundenen Statistischen Seminars. Auf Engels Anregung hin, der ja selbst zwar auch an der Arbeiterfrage, mehr aber an der modernen Technik interessiert war – wandte sich Brentano den Problemen des modernen Industrialismus zu, wobei ihn von vornherein die soziale Problematik dieses Prozesses in erster Linie interessierte. Damit vollzog er eine Schwenkung in seiner wissenschaftlichen Forschungsrichtung, die für ihn entscheidend werden sollte und zugleich seinem eigentlichen Wesen entsprach. Hatte doch seine Göttinger Dissertation sich mit theoretischen Problemen, nämlich Johann Heinrich v. Thünens Lehre vom naturgemäßen Lohn und Zinsfuß im isolierten Staat, befaßt. Ebenso verdankt er Ernst Engel eine zweite Reise nach England, um dort die inzwischen entwickelten Methoden zur Beteiligung der Arbeiter am Gewinn – worin Engel eine bedeutsame Möglichkeit zur Lösung der sozialen Frage erblickte – zu studieren. Das Ergebnis der Untersuchungen Brentanos ging aber nach anderer Richtung: nicht durch Gewinnbeteiligung, sondern durch eine zielbewußte Politik der Gewerkschaften sei, so glaubte er, die soziale Frage zu lösen. Das Ergebnis war – neben einigen vorangegangenen Teilpublikationen – sein großes Werk über die Arbeitergilden.[2]

Im Jahre 1871 hat er sich in Berlin habilitiert. Seine akademische Laufbahn führte ihn über Breslau, Straßburg, Wien und Leipzig nach München. Und hier im besonderen entfaltete er (25 Jahre als Ordinarius, 15 Jahre als Emeritus) eine weit über die Grenzen seiner Fakultät hinausreichende fruchtbare Lehrtätigkeit, ebenso wie er als Sozial- und Wirtschaftspolitiker eine ungemein fruchtbare und wirkungsvolle politische Tätigkeit entwickelte, die auch die durch diese Bezeichnung gesteckten Grenzen überschritt und sich auch Fragen der Innenpolitik und der Außenpolitik zuwandte. Aber seine

fruchtbarste Tätigkeit entfaltete er als akademischer Lehrer. „Welch ein Meister der akademischen Rede! Plastisch, eindringlich, künstlerisch mit der geschliffensten Dialektik. In unnachahmlicher Grazie. Oft auch mit Witz und Spott gewürzt", so schildert einer seiner Hörer und späteren Freunde seinen Vortrag.[3] Und ein anderer seiner ehemaligen Schüler, Theodor Heuss, hat seine Erinnerung in die Worte zusammengefaßt: „Er war ein Lehrer, den wir liebten und nicht nur um deswillen, was er uns darreichte, sondern auch wie er es darreichte, souverän und dabei subjektiv, in der vollendeten Kunstform der Sprache, die dem Philister genügte, ihn verdächtig zu finden; eigentlich brauchte er immer etwas Streit, um sich wohl zu fühlen, mit dem Staate, mit einem Syndikus, vorab natürlich mit einem anderen Professor. . . . Aber für die, die ihn aufnahmebereit erlebt haben, hat er doch wohl als schönstes Geschenk hinterlassen, daß es sich nicht lohnt, Angst zu haben."[4]

Wie bei kaum einem anderen läßt sich Brentanos wissenschaftliche Leistung von der politischen Willensentfaltung nicht trennen. Ausgenommen seine Dissertation sind alle seine Bücher, Schriften, Reden, Aufsätze und Artikel aus konkreten politischen Anlässen heraus entstanden. Und wenn es vielleicht auch etwas zu sehr zugespitzt und nur teilweise zutreffend ist, was J. M. Bonn sagt, daß nämlich fast alle entscheidenden Leistungen der Nationalökonomie Gelegenheitsschriften gewesen seien und daß die Wirtschaftstheorie aus der Wirtschaftspolitik entspringe,[5] – für Brentano (und auch andere Große des Faches) trifft dies zweifellos zu. Der Mensch war es, der letztlich sein Forschungsobjekt war, und es ergab sich eigentlich nur aus der konkreten historischen Situation, die er vorfand, daß es im besonderen die neuentstandene und um ihre Anerkennung kämpfende Arbeiterschaft war, der sich sein warmes Interesse zuwandte. Und so stand er von Anfang an in den Reihen der Sozialpolitiker, und zwar jener Richtung, der man den Spottnamen „Kathedersozialisten" angehängt hatte, eine Bezeichnung, die von den also Angesprochenen in eleganter Weise zu einem Ehrennamen umgewandelt wurde. So ist er denn einer der Mitbegründer des Vereins für Socialpolitik gewesen, der sich am 6. Oktober 1872 in Eisenach zusammenfand. Es war das Große an diesen Männern– und auch an Lujo Brentano –, daß man sich gegenseitig zugestand, das gemeinsam bejahte Ziel auf unterschiedlichen Wegen anzustreben. Brentano selbst unterschied – wenn auch etwas anders formuliert – drei verschiedene Gruppen:[6] Zunächst die Konservativen, die sich zu sozialpolitischen Maßnahmen verstanden; dann die – wie man sagen darf – Gruppe der Liberalen, die von dem freien Arbeitsvertrag als dem Zentrum des Arbeitslebens ausgingen, sich aber von den a-sozialpolitischen Liberalen darin unterschieden, daß sie den formal-

rechtlichen freien Arbeitsvertrag nicht als wirklich frei anerkennen wollten, weil die Machtungleichheit der Partner dem entgegenstand, die aber durch organisatorische Maßnahmen dazu verhelfen wollten, daß der Arbeitsvertrag de facto frei werde. Und die dritte Gruppe bestand aus denjenigen, die ein weitgehendes Eingreifen des Staates verlangten, bis hin zu gemeinwirtschaftlichen Formen.

Lujo Brentano gehörte zu den betontesten Vertretern der zu zweit genannten Gruppe; ja, er war ein so überzeugter Anhänger der menschlichen Freiheit als des Gruppenprinzipes für jedes menschliche Zusammenleben, daß man versucht ist, für ihn eine besondere Gruppe zu bilden, der nur noch wenig andere beigesellt werden können. Und so erblickte er denn nicht in Gewinnbeteiligung oder staatlicher Zwangsversicherung das Heil für die Arbeiterschaft, sondern in dem Zusammenschluß, also in den Gewerkvereinen, die er in eine Parallele zu den Gilden des Mittelalters zu stellen geneigt war.[7] Von ihnen versprach er sich entscheidende Fortschritte, d. h. eine Verschiebung der Marktverhältnisse und damit mehr Freiheit für die Arbeiter, und nur gelegentlich konnte er – etwas inkonsequent – sich zu einer Bejahung des staatlichen Zwanges entschließen, falls anders das gestellte sozialpolitische Ziel nicht zu erreichen war. Aber eine solche Schwenkung hin zu der Bismarckschen Konzeption einer staatlichen Zwangsversicherung, wie sie GUSTAV SCHMOLLER vorgenommen hat, ist bei Brentano nicht festzustellen. Ein größtmögliches Ausmaß persönlicher Freiheit wollte er als Grundprinzip aller Wirtschaftspolitik und auch Sozialpolitik unbedingt gewahrt wissen. Aber die Entwicklung ging an allen seinen Vorschlägen vorüber, und vergeblich war seine Warnung in seiner Schrift über den Arbeiterversicherungszwang,[8] die B. Pfister als die „erregendste Arbeit", die Brentano je veröffentlichte, gekennzeichnet hat.[9] Die Konsequenzen, die in der Entfaltung eines allmächtigen Staatsapparates, eines „Wohlfahrtsstaates" (wie man heute sagt) liegen, hat er klar gesehen und sie bitter beklagt. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß sich seine Auffassung später, namentlich etwa seit 1905, der Schmollerschen Haltung annäherte, so daß seine eigene Entwicklung nicht frei von einem Bruch ist.

Zu dem Umkreis der sozialpolitischen Fragen gehörten und gehören notwendig auch die Probleme der Lohnbildung. In einer Fülle von Schriften, auf die nicht näher eingegangen werden kann, hat er sich damit befaßt. Er gehört in die Reihe derjenigen Nationalökonomen, die – etwa mit J. H. v. Thünen beginnend – die klassische (liberale wie sozialistische) Vorstellung von einem „natürlichen" Lohn, einem „ehernen Lohngesetz" widerlegt und in mannigfacher Form an der Realisierung einer politisch beeinflußten Lohnbildung mitgewirkt haben. Dabei drang er auch vor zu einer Analyse des

Arbeitsmarktes, d.h. der verschiedenen Marktformen – wie sie die heutige Theorie formuliert – des Arbeitsmarktes, wobei eine nähere Untersuchung der Machtpositionen der Marktteilnehmer die Voraussetzung bildet. Hervorzuheben verdient, daß Brentano sich auch des von der Wissenschaft – mit wenigen Ausnahmen – arg vernachlässigten Gebietes der Wohnungswirtschaft zugewandt hat; und dies seiner ganzen Einstellung entsprechend unter der sozialpolitischen Fragestellung, also gerichtet auf die Wohnungsnot und deren Beseitigung sowie eine Zurückdrängung der Interessentengesichtspunkte.[10]

Angesichts der durch sein Freiheitsideal geprägten Grundhaltung war es nicht überraschend, daß Lujo Brentano in dem immer wieder – namentlich um die Jahrhundertwende – aufflammenden Streit um die Gestaltung der deutschen Handelspolitik zu dem vielleicht markantesten Vertreter des Freihandels-Gedankens wurde, wobei die Diskussion sich namentlich zwischen ihm und Adolph Wagner abspielte. Auch in diesem Fall waren es sozialpolitische Gesichtspunkte – wie er sie sah –, die seine Argumentation bestimmten.[11] So etwa der Gesichtspunkt, daß der Schutzzoll die Konsumenten belaste, und dies im besonderen die Arbeitnehmerschaft, der es zudem meist nicht möglich sei, durch eine Lohnerhöhung diese Sonderbelastungen abzufangen.

Mit ein Ausgangspunkt für diese Haltung zum Problem der Gestaltung der Handelspolitik war Brentanos Stellungnahme zu dem damals so lebhaft diskutierten Thema „Agrarstaat" oder „Industriestaat". Es ging dabei im Kern ja um die Frage, ob man, ähnlich wie in England, auf einen besonderen Schutz der Landwirtschaft, ja auf eine spezifische Agrarpolitik zur Erhaltung eines Bauerntumes verzichten solle oder nicht. Die herrschende Meinung, die sich ja auch politisch durchsetzte, war gerichtet auf eine Erhaltung des Bauerntums, auf eine Neuschaffung von Bauernstellen durch innere Kolonisation und auf eine Sicherung der Geschlossenheit des Hofes. Brentano vertrat mit dem ihm eigenen Temperament die entgegengesetzte Auffassung und bekannte sich im besonderen als Verfechter der Realteilung.[12]

Schließlich ist noch der wirtschaftshistorischen Arbeiten Brentanos zu gedenken. Immer wieder hat er sich auf diesem Gebiet versucht. Wirklich auf eigener Quellenforschung beruht – außer seinen Arbeiten über die englische Gewerkschaftsbewegung – eigentlich nur seine „Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands", ein vierbändiges Werk, das er, wenn auch auf älteren Vorarbeiten fußend, im wesentlichen noch in seinem neunten Lebensjahrzehnt fertiggestellt hat.[13] Sein Leitmotiv war auch bei diesem großen Unternehmen die Frage nach dem Menschen und seinem Verhalten in

der Wirtschaft. Es schien ihm, wie er in dem Vorwort selbst sagt, falsch zu sein, jenes ökonomische Verhalten, das die Klassiker als selbstverständlich zugrunde legten, auch in der Vergangenheit als gegeben zu unterstellen; und so geht er in erster Linie der Frage nach, wie sich diese Haltung des ökonomischen Liberalismus und des gesellschaftlichen Individualismus bei diesem führenden Industrie- und Handelsvolk langsam entwickelt hat. Es ist von hier aus verständlich, daß der neuesten Zeit, eben der Zeit nach dem Aufkommen der liberalen Ideen, weit mehr als die Hälfte des gesamten Werkes gewidmet ist, während die vorangehenden Jahrhunderte nur skizzenhaft gezeichnet werden.

Es ist aber auch kennzeichnend, daß er von dieser Zeit als der „Zeit der Befreiung" spricht. Denn hier klingt sein innerstes Anliegen noch einmal an: Die Idee der Freiheit. Sie erfüllte sein ganzes reiches politisches und wissenschaftliches Lebenswerk, aus ihr gewann er die Impulse für sein Leben. Mehr Menschen die Freiheit zu geben, das war der Ausgangspunkt auch für sein sozialpolitisches Denken und Handeln. Abseits von jeder Kritik ist es richtig, was Gustav Schmoller ihm einmal in einer Diskussion entgegenrief: „Sie sind eben ein Frankfurter Patrizier"!

Am 9. 9. 1931 ist Lujo Brentano in München verstorben.

Anmerkungen

[1] Lujo Brentano, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands, Jena 1931, S. 8.

[2] Die Arbeitergilden der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig 1871/72 (Neudruck 1900).

[3] Georg Hohmann, Erinnerungen eines Freundes an Lujo Brentano. In: Lujo Brentano. Grußwort und Reden bei der Feier der 110. Wiederkehr seines Geburtstages in der Ludwig-Maximilians-Universität zu München am 14. Dezember 1954, Berlin 1956.

[4] Theodor Heuss, in seinem Grußwort, das der in vorstehender Fußnote genannten Schrift vorangestellt ist (S. 10). Vgl. auch die einschlägigen Ausführungen bei Theodor Heuss, Friedrich Naumann, Stuttgart-Tübingen 1949.

[5] So M. J. Bonn in seinem Geleitwort: Lujo Brentano als Wirtschaftspolitiker in dem Sammelwerk: Die Wirtschaftswissenschaften nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag, München-Leipzig 1925, S. 3 f.

[6] So Otto v. Zwiedineck Südenhorst, Erinnerungen an Lujo Brentano, in der in Fußnote 3 genannten Schrift (S. 24).

[7] Hans Neisser und Melchior Palyi, Lujo Brentano. (Bio-Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaften. Abt. Staatswissenschaften, Heft 5.) Berlin 1924, S. 6 f. Sie haben mit Recht unterstrichen, daß Brentano niemals einen unmittelbaren historischen Zusammenhang (Kontinuität) zwischen diesen beiden Erscheinungen behauptet hat. In dieser Schrift findet sich eine vollständige Bibliographie der Schriften Brentanos nach dem Stande von 1924. Eine spätere, vollständige fehlt leider.

[8] Der Arbeiterversicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen, Berlin 1881.

[9] Bernhard Pfister in seinem Beitrag „Lujo Brentano" in der in Fußnote 3 genannten Schrift, S. 42.

[10] Vgl. u. a. seine Schrift: Die Arbeiterwohnungsfrage in den Städten unter besonderer Berücksichtigung Münchens, München 1909. Ebenso: Wohnungszustände und Wohnungsreform in München, München 1904.

[11] Vgl. hierzu etwa seine Schriften: Die Schrecken des überwiegenden Industriestaates, Berlin 1901; Das Freihandelsargument, Berlin 1901; Die deutschen Getreidezölle, 2. Aufl., Stuttgart-Berlin 1911 (3. Aufl. 1925).

[12] Die wichtigsten Schriften zu diesem Thema sind zusammengefaßt in Band I seiner „Gesammelten Aufsätze", Stuttgart 1899 (2. Aufl., Leipzig 1924).

[13] Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands, Jena 1927–1929.

Walther Lotz

Walther Lotz* wurde am 21. März 1865 in Gera geboren. Seine wissenschaftliche Entwicklung verdankte er nicht zuletzt der langen und engen Verbindung mit Lujo Brentano, der – im engeren Sinne – sein akademischer Lehrer war. Sein Studium hatte er zwar in Leipzig namentlich bei Wilhelm Roscher und dann in Straßburg bei G. F. Knapp absolviert, aber schon in Straßburg ist er Brentano – der damals dort lehrte – begegnet. Und dieser war es denn, der Lotz, der inzwischen einige Jahre praktisch in einer Bank gearbeitet hatte, im Jahre 1889 in Leipzig als Assistenten zu sich heranzog.[1] In dieser Eigenschaft begleitete er Brentano 1890 nach England. Es waren im besonderen sozialpolitische Probleme, die sie beide in England studierten und mit denen Lotz auf diese Weise in engere Berührung kam. So hat er denn auch als Frucht dieser Studien in dem von Brentano herausgegebenen Sammelwerk „Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrages" unter Verwertung des in England erarbeiteten Materials seine Studie über das „Schieds- und Einigungsverfahren in der Walzeisen- und Stahlindustrie Nordenglands" veröffentlicht.[2] Als Lujo Brentano 1890 nach München berufen wurde, ging Walther Lotz mit[3] und wurde zum Honorarprofessor an der Staatswirtschaftlichen Fakultät ernannt. Im nächsten Jahr wurde er ao., 1897 o. Professor. Nach seiner Emeritierung zog er 1935 nach Heidelberg, wo er am 13. Dezember 1941 verstarb. – Über den Bereich der Universität hinaus wirkte er als Vorsitzender des namentlich auf Betreiben von Lujo Brentano begründeten Volkshochschulvereins.[4]

In München wurde sehr bald die Finanzwissenschaft sein wichtigstes Arbeits- und Lehrgebiet, ohne daß er deswegen sonstige Forschungsbereiche ausschloß. So interessierten ihn nach wie vor – zweifellos noch im Zusammenhang mit seiner dereinstigen praktischen Tätigkeit – die Bankwirtschaft und das Börsenwesen. Eine Frucht dieser Studien, allerdings schon der früheren Zeit, war im besonderen sein umfangreiches Werk „Geschichte und Kritik des deutschen Bankgesetzes vom 14. März 1875"[5] und man wird wohl ver-

muten dürfen, daß nicht zuletzt diese Arbeit es war, die Brentano auf ihn aufmerksam werden ließ. Dieses erwähnte Gesetz bildete den Abschluß des großen Gesetzgebungswerkes, das die „deutsche Geldreform"[6] zum Inhalt hatte. Im besonderen wandelte dies Gesetzgebungswerk die Preußische Bank in die Reichsbank um, regelte die Notenausgabe und den Notenumlauf und den Geschäftsbereich der Reichsbank. Damit waren wichtige bank- und volkswirtschaftliche Fragen aufgeworfen, und dies in einem speziellen Sinne auch dadurch, daß die Noten der Reichsbank zunächst nicht mit Annahmezwang ausgestattet waren, sondern lediglich die Kassen des Reiches und der Länder durch Verwaltungsanordnung angewiesen waren, diese Noten in Zahlung zu nehmen. Dieses Gesetz hatte eine lange Vorgeschichte, und die Diskussionen in der Öffentlichkeit und auch im Reichstag hatten das Für und Wider der verschiedenen möglichen Lösungen ausführlich erörtert. Diese ganze Reform mit ihrer Vorgeschichte hat in dem Werk von Lotz eine gründliche Darstellung erfahren. Auf das Problem der Bindung der Reichsbank an staatliche Weisung oder Freiheit ist er später noch einmal in einem Vortrag eingegangen. Ebenso stammt noch aus der frühen Zeit seines Schaffens seine Darstellung der „Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800 bis 1900", ein Buch, das immerhin vier Auflagen erleben konnte.[7]

Aber all diese Forschungsbereiche[8] wurden doch nach und nach zugunsten der Finanzwissenschaft in den Hintergrund gedrängt. Und als Finanzwissenschaftler ist denn ja auch Walther Lotz in die Geschichte der Volkswirtschaftslehre eingegangen. Unter dem knappen Titel „Finanzwissenschaft" hat er sein Hauptwerk veröffentlicht,[9] ein breit angelegtes Werk, das in der zweiten Auflage fast 1000 Seiten Umfang erreichte.

Dieses Buch hat in der Literatur einen sehr markanten Platz, und dies insofern, als es gleichsam das letzte große Werk einer bestimmten Richtung in der Finanzwissenschaft darstellt. Es ist denn auch von Vertretern der neueren finanzwissenschaftlichen Richtung vielfach scharf kritisiert worden, da es der neueren theoretisch orientierten Fragestellung nicht entsprach, aber die darin enthaltene Leistung ist doch respektiert worden. Die Richtung in der Finanzwissenschaft, der Walther Lotz zuzurechnen ist, ist durch die deutsche „Historische Schule" der Nationalökonomie geprägt worden. Als „ein Spätling der deutschen historischen Schule" hat einer seiner Kritiker, F. K. Mann, dieses Werk bezeichnet.[10] Und in der Tat: es ist insofern ein typisches Zeugnis dieser Zeit und der in ihr dominierenden geistigen Strömungen. Der bedeutendste Finanzwissenschaftler dieser Jahrzehnte, Adolph Wagner, hatte zwar auch entscheidenden Wert auf eine breite Darstellung des Tatsachenmateriales gelegt, aber er war nicht Angehöriger der Historischen Schule und verband seine Darlegungen stets mit theoretischer Durch-

dringung. Die von der jüngeren Historischen Schule beeinflußte Richtung dagegen, deren wichtigster Repräsentant Walther Lotz neben K. Th. von Eheberg ist, glaubte auf die theoretische Fundierung nicht nur verzichten zu können, sondern auch zu müssen; sie wählte dafür die historische und materialmäßige Beschreibung und verzichtete auch auf das entwicklungsgeschichtliche Denken, das bei der älteren Historischen Schule, namentlich bei Wilhelm Roscher noch so ausgeprägt ist, ja einen Grundpfeiler abgibt. Dabei lag gerade bei Walther Lotz letztlich doch – so sehr er sich auf den Standpunkt der namentlich von Max Weber immer wieder geforderten „Wertfreiheit der Wissenschaft" stellte – eine wertmäßig bedingte Grundkonzeption vor, gegeben in dem Bekenntnis zu liberaler freimarktwirtschaftlicher Ordnung der Volkswirtschaft, eine Grundhaltung, die überall durchklingt. Die große Fülle der Tatsachen-Darlegungen wird bei Lotz durch „eingestreute Klugheitsregeln", wie E. v. Beckerath es formulierte,[11] durchsetzt. Darin prägt sich wohl die auf die politische Gestaltung gerichtete Grundhaltung der jüngeren Historischen Schule aus und vielleicht auch speziell das Vorbild Lujo Brentanos, der ja der gleichen Haltung in so ausgeprägter Weise verhaftet war.

Eine besondere Hervorhebung verdient die Fülle der Ausführungen zur deutschen Finanzgeschichte, die sich in diesem Werk finden. Ihr hatte schon früher sein besonderes Interesse gegolten. So hatte er schon im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn Flugschriften der Wettinischen Fürsten aus dem 16. Jahrhundert herausgegeben.[12] Auch die spezifisch bayerischen Finanzprobleme haben ihn immer wieder zu wissenschaftlicher Behandlung angeregt,[13] und ebenso die englische Finanzreform.[14]

Der erste Weltkrieg gab ihm Veranlassung, die Situation der Finanzwissenschaft Deutschlands neu zu durchdenken.[15] Hier finden sich die so charakteristischen Sätze:

„Die deutsche Finanzwissenschaft ging jahrzehntelang vom Begriff des starken, über den Parteien stehenden Beamtenstaates aus. Man hielt es für ausreichend, Gerechtigkeitsideen sorgfältig auszuarbeiten, und nahm an, der Staat als Verkörperung der Vernunft und der sittlichen Idee werde solche Gedanken verwirklichen. So wertvoll das Ringen mit den Forderungen der Gerechtigkeit ist, so wirklichkeitsfremd wurde eine Finanzwissenschaft, die nicht die Hemmungen berücksichtigte, welche der Gang der Politik allenthalben, auch im Beamtenstaat, den Forderungen der Reformer entgegensetzt." Und so komme es darauf an, auch durch geschichtliche Forschungen, der mannigfach sich wandelnden Wirklichkeit nahezukommen, sich der politischen Realitäten, etwa der Ordnung des Staates und der Gesellschaft, bewußt zu werden.[16]

Und so ergänzt er die Forderung nach vertiefter historischer Schau durch die Forderung nach einer Ausrichtung auf soziologische Fragestellungen, und dabei erscheint ihm besonders wichtig die Frage nach der tatsächlichen

Machtausübung; und darum sei es zwar so schwer, aber doch so wichtig, festzustellen, „welche tatsächliche politische Verfassung heute die beste Auslese für die Führung der Staatsgeschäfte und für die Möglichkeit, Gesichtspunkte der Gesamtheit gegenüber Sonderinteressen einzelner Schichten zur Herrschaft zu bringen, gewährleistet".[17] Und damit ist er in der Tat zu einer außerordentlich zentralen Fragestellung vorgedrungen, die wohl immer fruchtbar bleiben wird.

Anmerkungen

[1] Lujo Brentano, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands, Jena 1931, S. 149.

[2] Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 45, Leipzig 1890.

[3] Lujo Brentano, aaO. S. 165.

[4] Ebenda S. 197.

[5] Leipzig 1888.

[6] Vgl. dazu etwa Karl Helfferich, Das Geld. 1. Aufl., Leipzig 1903; 6. (hier benutzte) Auflage, Leipzig 1923, bes. S. 140 ff.

[7] Leipzig 1900, 4. Aufl. 1920.

[8] Es wäre noch zur Ergänzung auf eine agrarpolitische Schrift hinzuweisen: „Der Schutz der deutschen Landwirtschaft und die Aufgaben der künftigen deutschen Handelspolitik" (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Heft 170/71). Berlin 1900.

[9] 1. Aufl., Tübingen 1917; 2. Aufl., Tübingen 1931.

[10] Fritz Karl Mann, Einheitswissenschaft oder Sammelwissenschaft? in: „Finanzarchiv", N. F. Bd. 3, 1935, S. 529. Vgl. auch Erwin v. Beckerath, Die neuere Geschichte der Finanzwissenschaft (seit 1800). In: Handbuch der Finanzwissenschaft, I. Bd., 2. Aufl., Tübingen 1925, S. 416 ff., speziell S. 461. Ferner eine ausführliche Auseinandersetzung bei Franz Meisel, Wo steht die deutsche Finanzwissenschaft? In: Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft", 74. u. 75. Jg., 1919 u. 1920. Zur Klärung dieser wissenschaftsgeschichtlich so bedeutsamen Situation auch wichtig: Horst Jecht, Die Entwicklung der Problemstellung in der neueren deutschen Finanztheorie. In: „Finanzarchiv", N. F., Bd. 1, 1933, S. 185 ff.

[11] Erwin von Beckerath, aaO. S. 461.

[12] Die drei Flugschriften über den Münzstreit der sächsischen Albertiner und Ernestiner um 1530, Leipzig 1893.

[13] Vgl. im besonderen seine Schriften: Die Reform der direkten Steuern in Bayern, München 1898, sowie: Der Finanzausgleich in Bayern, Tübingen 1927.

[14] Finanzreform im heutigen England (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Heft 248), Berlin 1910.

[15] Der Staat und die Finanzen. In: Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag. I. Bd., München-Leipzig 1925, S. 349 ff.

[16] Ebenda S. 351.

[17] Ebenda S. 364 f.

Otto von Zwiedineck Südenhorst

Otto Wilhelm Helmut Zwiedineck Edler von Südenhorst* wurde am 24. Februar 1871 in Graz als Sohn des Historikers Hans v. Zwiedineck Südenhorst geboren. Am 4. August 1957 hat er in seiner Vaterstadt die

Augen für immer geschlossen. Zwischen diesen beiden Daten liegt ein Gelehrtenleben, das gekennzeichnet war durch das Streben eines reichen Geistes und einer großen Persönlichkeit nach Erkenntnis und durch ein mutiges Bekennen dessen, was er als Wahrheit erkannt hatte. Jedem, dem es vergönnt war, ihm persönlich näher zu begegnen, mußten sich darüber hinausgehend zwei andere Äußerungen seines Wesens einprägen: Einmal die Ungebrochenheit seiner Schaffenskraft bis in das höchste Alter hinein, und zwar auch ungemindert durch quälende körperliche Leiden, die sich mit zunehmendem Alter immer mehr steigerten; wenn irgendwer, so hat O. v. Zwiedineck Südenhorst den Sieg des Geistes über die Materie vorgelebt. Und zum anderen war es die Breite seines Forschungsgebietes, die universale Weite seines Blickes, die Intensität einer zutiefst kultivierten Persönlichkeit, die ihn auszeichneten.

Nach abgelegtem Abiturientenexamen wandte er sich zunächst dem Studium der Rechtswissenschaft zu, das damals ja in einem großen Ausmaß die sogenannten Staatswissenschaften (also Volkswirtschaftslehre) mit umschloß. Abgesehen von einem Semester, das er in Heidelberg verbrachte, absolvierte er sein Studium an seiner Heimatuniversität Graz. Hier waren es namentlich die volkswirtschaftlichen und finanzwissenschaftlichen Vorlesungen von Richard Hildebrand – dem Sohn Bruno Hildebrands, eines der Begründer der Historischen Schule in der Nationalökonomie –, die ihn besonders beeindruckten, und dies nicht zuletzt deswegen, weil Richard Hildebrand nicht Angehöriger der sonst in Österreich dominierenden Grenznutzenschule (Österreichischen Schule) war, sondern eigene Wege ging, sich im besonderen auch mit dem Wirtschaftsleben älterer Perioden der Menschheitsgeschichte befaßte. Das im Vaterhaus aufgenommene Interesse für wirtschaftshistorische Fragen fand dadurch eine weitere Stärkung, wohl aber auch der Drang zu selbständigem Vorgehen in der Wissenschaft. Denn jeder Versuch, Otto v. Zwiedineck Südenhorst einer der „Schulen" zuzuordnen, ist zum Scheitern verurteilt. Weder gehörte er der Österreichischen Schule noch auch der Historischen Schule noch irgendeiner anderen abgrenzbaren Gruppe an. Er war dazu geistig viel zu selbständig und zudem immer wieder bemüht, solche wissenschaftlichen Gegenstäze zu überwinden, nicht im Sinne eines Eklektizismus, sondern durch eine Überhöhung im Sinne einer die Erkenntnis vorantreibenden Synthese dessen, was die verschiedenen Schulen an dauerbaren Erkenntnissen hervorgebracht haben.

Diese seine Grundhaltung durchzieht sein ganzes Lebenswerk. Dieses begann mit einer mehrjährigen Tätigkeit im staatlichen Finanzdienst sowie bei der Handels- und Gewerbekammer in Graz und in Wien und setzte sich für drei weitere Jahre im Versicherungsaufsichtsamt fort. In dieser Zeit nahm

er rege Fühlung mit dem Wiener Statistiker Ernst Mischler, außerdem ließ er sich für ein Semester beurlauben, um in Leipzig bei Bücher, v. Miaskowski und Hasse zu arbeiten. Schon damals trug er sich mit der Absicht, die Habilitation anzustreben. Diese erreichte er 1901 in Wien, wobei ihm Carl Menger und Eugen v. Philippovich den Weg ebnen halfen. Seine Habilitationsschrift – der schon mehrere bedeutsame Veröffentlichungen vorangegangen waren – befaßte sich mit der Lohnproblematik.[1] Damit war ein Thema angeschlagen worden, das sowohl in zentrale theoretische Fragen wie aber auch mitten in die sozialpolitische Diskussion hineinführte.

Schon nach einer einsemestrigen Lehrtätigkeit an der Wiener Fakultät im Wintersemester 1901/02 wurde er als Ordinarius an die Technische Hochschule Karlsruhe berufen, an der er bis zum Jahre 1920 wirkte, auch unter Ablehnung von Berufungen an die Universitäten Innsbruck und Gießen. Diese seine Tätigkeit an einer Technischen Hochschule hat v. Zwiedineck immer wieder als eine ganz besonders günstige Fügung in seinem Berufsleben angesehen. Im Jahre 1920 nahm er einen Ruf an die Universität Breslau an, um aber bereits nach zwei Semestern nach München zu gehen. Der Staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München galt sein Wirken bis an sein Lebensende, auch über seine Emeritierung (1936) hinaus. Nach 1945 stellte er sich auch wieder für Vorlesungen zur Verfügung und hielt dann weiterhin noch bis zu seinem letzten Lebensjahr hinein Seminarübungen.

Angesichts der universalen Weite seines Forschungsbereiches und der Unabhängigkeit von jeder „Schule" ist es schwer, das Lebenswerk O. v. Zwiedineck Südenhorsts in knappen Ausführungen zu umreißen.[2] Seine Erstlingsarbeiten befaßten sich mit statistischen und gewerbepolitischen Problemen; sie waren teils aus seiner beruflichen Tätigkeit, teils auch durch Anregung des Vereins für Socialpolitik an ihn herangetragen worden. Von ihnen aus spannt sich ein weiter Bogen über versicherungswissenschaftliche, sozialpolitische, wirtschaftstheoretische Untersuchungen hin bis zu Arbeiten, die sich soziologischen, historischen und methodologisch-erkenntnistheoretischen Fragen zuwandten.

Es können also nur einige Bereiche hervorgehoben werden, auf denen Otto v. Zwiedineck Südenhorst sich besondere, in die Geschichte der Wissenschaft eingegangene, zum Teil vielleicht auch erst noch schrittweise eingehende Verdienste erworben hat.

Darunter gehören zunächst seine Arbeiten über den Fragenkreis der Sozialpolitik, d. h. jener Maßnahmen zur Bewältigung der „Sozialen Frage", wie sie das 19. Jahrhundert in der ihm gemäßen Weise erforderte. Den äußerlich erkennbaren Anstoß gaben die Eindrücke, die er bei seinem Besuch der Elendsquartiere in London-Whitechapel gewonnen hatte (im Jahr 1890);

er erkannte, daß sicherlich auch hier viel Selbstverschuldetes mitsprach, daß aber doch der Hebel von der Politik aus anzusetzen sei. Damals faßte er, wie er selbst sagt, den Entschluß „mitzuwirken bei der Aufgabe der menschlichen Gesellschaft „de sauver les misérables".[3] Nach einer Reihe von Vorarbeiten erschien 1911 seine „Sozialpolitik".[4] Wenn irgendwo, so trifft auf dieses Buch die so etwas abgegriffene Bezeichnung „Standardwerk" zu. Es ist in seiner Art bis heute nicht übertroffen worden. Hat er sich doch in diesem Buch nicht damit begnügt, eine Darstellung der Sozialpolitik seiner Zeit zu geben, sondern hat es darüber hinaus als seine Aufgabe angesehen – ähnlich wie auch Karl Pribram, Alfred Amonn, L. v. Wiese und andere –, sie in ihrer grundsätzlichen Problematik zu klären. Und wie bei anderen Arbeiten kommt auch in seiner „Sozialpolitik" die teleologische Grundkonzeption zur Geltung; Sozialpolitik ist ihm letztlich – wie wir heute sagen würden – gesellschaftliche Ordnungspolitik, oder, wie er es formulierte, „die auf Sicherung fortdauernder Erreichung der Gesellschaftszwecke gerichtete Politik". Auf die sozialpolitischen Probleme ist er später immer wieder zurückgekommen,[5] wobei er auch die Fragen aufgriff, die mit der Lohngestaltung, der Arbeitslosigkeit, der Gewinnbeteiligung und anderem zusammenhängen. Überall zeigte sich dabei seine Fähigkeit zur theoretischen Durchdringung des Tatsachenmaterials. Was den Angehörigen der Historischen Schule zumeist nicht gelingen wollte, nämlich die „Verdichtung" des Tatsächlichen, also die theoretische Durchformung, das war gerade seine besondere Stärke. Er hat dabei nicht, wie andere neue Richtungen in der Theorie, mit Modellkonstruktionen gearbeitet, sondern die mit empirischen Methoden – Geschichte, Statistik – erfaßten konkreten Fragestellungen als Ausgangspunkt gewählt.

Und so hat Otto v. Zwiedineck Südenhorst auch auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Theorie Besonderes und Bleibendes geleistet. Seine „Allgemeine Volkswirtschaftslehre"[5] bietet eine Zusammenfassung seiner nationalökonomischen Erkenntnisse, ohne daß er diese je als abgerundet und gesichert angesehen hätte, sondern sie als eine Basis, von der es weiter zu forschen galt, betrachtete. Seine „Allgemeine Volkswirtschaftslehre" ist kein Lehrbuch in dem üblichen Sinne, leicht eingängig, in erster Linie für Studenten berechnet, wie es sie aus der Feder mancher anderer akademischer Lehrer gibt. Es setzt reifere Leser voraus, bietet ihnen aber Einblicke in Zusammenhänge und Probleme in einer Form, die zum selbständigen Weiterarbeiten anregt. Auch diesem Werk sind Sonderuntersuchungen vorausgegangen und ebenso aber auch gefolgt.

So war es – um einiges herauszugreifen – schon früh die Preisproblematik gewesen, die ihn zu erneuter Überprüfung veranlaßte. Es ist nicht zuletzt

seine Leistung, wenn die in unfruchtbarer Weise verhärtete Diskussion zwischen den Anhängern der alten objektivistischen Theorie (Kostentheorie) und der subjektivistischen „Österreichischen" Theorie überwunden wurde.[6] Was ihm am Herzen lag, war im besonderen eine stärkere Berücksichtigung der dynamischen Fragestellungen, als sie bei den traditionellen Richtungen gegeben war. In diesem Zusammenhange stieß er immer wieder auf das Verhalten der Menschen, der Wirtschaftssubjekte, dies nun aber nicht im Sinne einer individualistischen (psychologischen) Betrachtungsweise, sondern im Sinne eines gesellschaftlichen Tatbestandes mit den sich daraus ergebenden volkswirtschaftlichen Auswirkungen. Dieser gleiche Ausgangspunkt hat ihn ferner zur Aufdeckung einer sehr wesentlichen Erscheinung, nämlich des Gesetzes der zeitlichen Einkommensfolge, geführt. Es handelt sich dabei um das Problem der zeitlichen Zuordnung des Produktionsprozesses mit der sich daraus ergebenden Ertragserzielung und der Bildung sowie dem Marktwirksamwerden der Einkommen, die aus dieser Produktion entstehen. Es ergibt sich daraus eine bei den verschiedenen Einkommensarten sehr unterschiedliche Zuordnung dieser beiden Tatbestände. Dabei ist zweifellos von besonderem Gewicht das Lohneinkommen, das ja gezahlt wird im Hinblick auf den erwarteten Ertrag, also vorher, und das verausgabt ist, wenn die Produkte auf den Markt kommen.[8] Von hier ausgehend kam er zu neuen Erkenntnissen von dem Konjunkturgeschehen, wobei die große Weltwirtschaftskrise das zugrunde liegende Tatsachenmaterial bildete – ähnlich wie für die so grundlegend neuartigen Betrachtungen eines J. M. Keynes. Gerade dieses sein „Gesetz der zeitlichen Einkommensfolge" hat immer wieder zu erneuten vertiefenden Untersuchungen Anlaß gegeben.[9] Und ebenso darf in diesem Zusammenhang auf seine Einkommenstheorie des Geldes hingewiesen werden, mit der er die ältere sog. Quantitätstheorie überwunden hat. Ausgangstatsache ist dabei die Beziehung zwischen Einkommensgestaltung und Einkommensverwendung.[10]

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß O. v. Zwiedineck Südenhorst stets vom Menschen und seinen Entscheidungen, seinem Verhalten, ausgeht, ist es nicht überraschend, daß er immer wieder in soziologische und historische Fragen vorstieß. Hervorgehoben sei nur der so vielschichtige Bereich des Verhältnisses von Wirtschaft und Recht, dem er in mannigfachen Zusammenhängen nachging, im besonderen in seinen Auseinandersetzungen mit Heinrich Mitteis.[11] Oder wieviel Sorgfalt hat er auf die Klärung der Denkvorstellungen vom „homo oeconomicus" verwandt, jenem Denkgebilde, das so vielfach mißdeutet wurde und darum so viel Verwirrung ausgelöst hat.[12] Ein Nachklingen der geistigen Anregungen, die er seinem Grazer Lehrer R. Hildebrand verdankte, wird man in den mannigfachen Untersuchungen

über Gesellschaftsbildung und Wirtschaft bei den primitiven Völkern erblicken können. Wohl nicht zufällig hat er gerade in seinem Alter diese Fragen aufgegriffen.[13]

Und schließlich sei noch auf einige Untersuchungen sozialgeschichtlichen Inhaltes hingewiesen, wie etwa über die Wirtschaftsethik des späten Mittelalters,[14] oder seine Auseinandersetzung mit Müller-Armack,[15] oder auch seine Untersuchungen über das Zuordnungsverhältnis von nationalökonomischer Theorie und Wirtschaftsgeschichte,[16] oder schließlich auch seine Forschungen zur Bevölkerungslehre.[17]

So ist es ein reiches Lebenswerk, das Otto v. Zwiedineck Südenhorst hinterlassen hat. So manches von dem, was er formuliert hat, wird sich vielleicht erst der kommenden Generation in seiner Fruchtbarkeit erschließen, wenn diese sich wieder mehr soziologischen und historischen Problemen zuwendet, als die heute vorherrschende Richtung in der Nationalökonomie es tut. Die Fülle der von ihm gestellten und der Lösung nähergeführten Probleme, die Weite seines Wissens und die Weisheit, die nur einem Großen im Reiche des Geistes geschenkt ist, sind seine Hinterlassenschaft.

Anmerkungen

[1] Sie erschien unter dem Titel „Lohnpolitik und Lohntheorie, mit besonderer Berücksichtigung des Minimallohnes", Leipzig 1900.

[2] Eine ausführliche Würdigung ist erschienen aus der Feder von Gerhard Albrecht, Otto v. Zwiedineck Südenhorst zum Gedächtnis, in „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 170. Bd., 1958. Dortselbst auch ein annähernd vollständiges Schriftenverzeichnis.

[3] So in seiner selbstbiographischen Skizze „Gefühltes – Erstrebtes – Erkanntes" in: Mensch und Wirtschaft. Aufsätze und Abhandlungen zur Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, I. Bd., Berlin 1955, S. 15.

[4] Sozialpolitik, Leipzig 1911.

[5] Zuletzt noch einmal mahnend in dem Aufsatz „Sozialpolitik am Scheideweg", in: „Deutsche Versicherungszeitschrift", Bd. V, 1951, sowie in seinem Beitrag „Sozialpolitik gestern und morgen" in der Festgabe für Graf Degenfeld-Schonburg, Wien 1952.

[6] 1. Auflage Berlin 1932, 2. Auflage Berlin-Göttingen-Heidelberg 1948.

[7] Zu nennen sind etwa seine Arbeiten: Theoretisch vernachlässigte Preisbestimmungsgründe, in „Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft" 1909; Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorie, in: Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, Bd. II, Wien 1932. Subjektivismus in der sozialökonomischen Theorie, in: Festschrift für Alfred Amonn, Bern 1953; Wirklichkeitsnähe und Gleichgewichtsidee, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 164. Bd., 1952.

[8] Von v. Zwiedineck Südenhorst grundlegend entwickelt in seiner Abhandlung „Die Arbeitslosigkeit und das Gesetz der zeitlichen Einkommensfolge", in: „Weltwirtschaftliches Archiv", Bd. 34, 1931.

[9] Genannt seien nur: Werner Mahr, Die konjunkturpolitische Bedeutung des Gesetzes der zeitlichen Einkommensfolge, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 150. Bd., 1939. Derselbe, Das Gesetz der zeitlichen Einkommensfolge und der Zwiedineck-

sche Prozeß, ebenda, 161. Bd., 1949; Siegfried L. Gabriel, Das Gesetz der zeitlichen Einkommensfolge in vollbeschäftigter und preisgebundener Wirtschaft, ebenda, 153. Bd., 1941.

[10] Vgl. dazu im besonderen seine Abhandlung: Die Einkommensgestaltung als Geldwertbestimmungsgrund, in: „Schmollers Jahrbuch", Jg. 1909.

[11] Rechtsbildung, Staatsgewalt und Wirtschaft. Historisch-soziologische Überlegungen zu Heinrich Mitteis' Wertung des Lohnrechts, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 143. Bd., 1936; Lehnrecht und Staatsgewalt. Finanzwissenschaftliche Bemerkungen zu dem Buch von Heinrich Mitteis, in: „Finanzarchiv", N. F. 4. Bd., 1937. Früher schon „Recht und Wirtschaft" in: „Schmollers Jahrbuch", Jg. 1933. Ebenso: Recht, Staatsgewalt und Wirtschaft in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 166. Bd., 1954.

[12] Der Begriff des homo oeconomicus und sein Lehrwert, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 132. Bd., 1935.

[13] Erwähnt seien nur: Soziologie der Primitiven, in: „Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft", 94. Bd., 1933; Ethnosoziologie? Grundsätzliches und Antikritisches zu Thurnwalds Buch „Die menschliche Gesellschaft" in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 144. Bd., 1936; Kollektivismus und Kapitalwirtschaft in der Vor- und Frühgeschichte, in: Sitzungsberichte d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 1949, Heft 3.

[14] Zur Wirtschaftsethik des Spätmittelalters, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 156. Bd., 1949.

[15] Wirtschaftsstile auf weltanschaulicher Grundlage. Zu Müller-Armacks Genealogie der Wirtschaftsstile, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 1954, Bd. 1941.

[16] Theoretische Begriffsbildung und Wirtschaftsgeschichte, in: Festgabe für Werner Sombart („Schmollers Jahrbuch", Jg. 1932).

[17] Vgl. dazu etwa: Wirtschaftsstruktur, Bevölkerung und Volkstum. Gutachten zur Konferenz von Oeynhausen vom 11. bis 14. Februar 1933 (Veröffentlichung der Friedrich-List-Gesellschaft 1933); Die Wandlungen der deutschen Bevölkerungspolitik, in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 156. Bd., 1942; „Psychologie und Biologie in der Ausdeutung der Geburtenstatistik", ebenda, 154. Bd., 1941; Menschenzahl und Menschenschicksal, in „Zeitschrift für Nationalökonomie", 14. Bd., 1954. Auch die letzten Vorträge, die Otto v. Zwiedineck Südenhorst in der Bayer. Akademie der Wissenschaften hielt, befassen sich mit Bevölkerungsproblemen; so am 1. Juli 1955 über: Das Wachstum der Erdbevölkerung und das Problem ihrer Ernährungssicherung, in: „Sitzungsberichte der Phil.-Hist. Klasse der Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München", Jg. 1955, Heft 10 (S. 14 f.), sowie am 6. Juli 1956: Wachstum der Erdbevölkerung und seine Nahrungssicherung, ebenda, Jg. 1956 (S. 20 ff.).

PERSONENVERZEICHNIS

Aufgeführt sind nur die in diesem Band erwähnten Akademie-Mitglieder. Für deren Lebensdaten wird, soweit diese nicht im Text angegeben sind, auf das später erscheinende Mitglieder-Gesamt-Verzeichnis verwiesen. Die Sterne verweisen auf die Tafeln des Bildbandes, denen ein alphabetisches Bildverzeichnis vorangestellt ist. Hauptstellen sind durch kursive Ziffern hervorgehoben.

Acton, John Emeric Edward, Lord of Aldenham 208
Amira, Karl von* 228, *232ff.*, 240, 241, 242, 245, 252, 265
Aretin, Johann Adam Frhr. von 209
Aretin, Johann Christoph Frhr. von 113, *209*
Aretin, Karl Maria Frhr. von* *209*, 214
Ast, Friedrich 118
Aufrecht, Theodor 104
Aufseß, Hanns Frhr. von und zu* 214

Baader, Franz Xaver von* 50, *51*, 52, 86
Baeumker, Clemens 54, *55*, 56, 57, 58, 224
Baumann, Franz Ludwig von 204, 214
Becher, Erich* 54, 56, *57*, 58, 59, 60, 61, 62
Bechmann, August Ritter von 253 ff.
Below, Georg von 212, 213, 245
Benecke, Georg Friedrich 165
Bernecker, Erich Karl* *174ff.*, 263
Böckh, August 116, 137
Boisserée, Sulpiz* 205, 212, *289ff.*
Boll, Franz 162
Bopp, Franz *90*, 91, 92, 95, 96, 97, 99, 104, 175
Brecht, Walter 165
Brentano, Lujo (Louis Joseph)* *299ff.*, 307, 308
Brinz, Alois von* 233, 236, *249ff.*
Brugmann, Karl 145, 174
Brunn, Heinrich von* 186, *274ff.*, 277
Brunner, Heinrich 230, 234, 235, 236, 238, 242, 244, 245
Bücheler, Franz 123, 126, 127, 134, 161
Burckhardt, Jakob 53, 207, 290

Christ, Wilhelm von 127, 132, 145, 146
Colebrooke, Henry Thomas 89
Crollius, Georg Christian *198*, 200
Crusius, Otto* 113, *127*, 128, 139, 147
Curtius, Ludwig 133, 159

Diels, Hermann 126
Diels, Paul 179
Dilthey, Wilhelm 54, 205
Docen, Joseph Bernhard 86
Doeberl, Michael* 117, 182
Döllinger, Ignaz von * 202, 203, 204, *207*, 208, 218, 233
Dopsch, Alfons 184
Droysen, Johann Gustav 186, 294
Dümmler, Ernst 159

Ehrhard, Albert 146
Ehrle, Franz SJ* *222*, 223
Eichhorn, Johann Gottfried 80
Eichhorn, Karl Friedrich von 213
Eichmann, Eduard* 224, 228, *269ff.*
Erman, Paul 192

Fallmerayer, Jacob Philipp* *140ff.*
Fester, Richard 198
Fichte, Immanuel Hermann von 54
Fichte, Johann Gottlieb 50
Ficker, Julius 219, 236
Fischer, Hermann von 133
Forster, Frobenius* *201*, 204
Frank, Othmar 82 ff.
Friedrich, Johann 208
Fries, Jakob Friedrich 50
Furtwängler, Adolf* 162, *276ff.*

Geiger, Wilhelm* *103ff.*
Gelzer, Heinrich 146

Gervinus, Georg Gottfried 206
Gierke, Otto Friedrich von 234, 236, 244, 245, 265
Giesebrecht, Friedrich Wilhelm Benjamin* 186, 218, 219
Görres, Joseph von* 52, 142, *206*, 207, 209
Goethe, Johann Wolfgang von 113, 114, 283, 285, 290, 291, 292, 296, 299
Grabmann, Martin* *221ff.*, 269, 272
Gregorovius, Ferdinand* 219
Grimm, Jacob 65, 74, 76, 129, 165, 205, 206, 212, 214, 229, 235
Grimm, Wilhelm 165
Grünwedel, Albert 108

Halm, Karl Felix von* 113, *119*, 124, 125, 127, 128,
Hamilton, Alexander 92
Hammer-Purgstall, Joseph Frhr. von 80, 141
Harnack, Adolf von 152
Hartel, Wilhelm von 126
Haug, Martin 103
Haupt, Moritz 120, 165, 166
Heeren, Arnold 98
Hefner-Alteneck, Jakob Heinrich von* 214
Hegel, Carl 214
Heigel, Karl Theodor von* 202, 204
Heisenberg, August* 150, *152ff.*
Heisenberg, Werner 156
Hermann, Gottfried 116, 120
Hertling, Georg Graf von* *54*, 56, 62
Heyne, Christian Gottlob 116
Höfler, Konstantin von 208
Hormayr, Joseph Frhr. von 210
Humboldt, Alexander Frhr. von 90, 91
Humboldt, Wilhelm Frhr. von 68, 114, 131, 291
Husserl, Edmund 54, 56

Ickstatt, Johann Adam Frhr. von* 202

Jacobi, Friedrich Heinrich von *50*, 51, 85, 114, 117
Jacobi, Hermann 104
Jacobs, Friedrich 114, *115*, 116, 117
Jagić, Vatroslav 179
Jahn, Otto 120

Klenze, Leo von* *286ff.*
Kleuker, Johann Friedrich 80
Kluckhohn, August von 202
Knapp, Geord Friedrich 305
Koschaker, Paul* 237, 252, 258, 260, *263ff.*
Kraus, Carl von* *165*, 166
Kremer, Jakob Christoph *199*, 200
Krumbacher, Karl* *144ff.*, 153, 154, 157, 162, 178
Külpe, Oswald 54, *57*, 58
Kuhn, Ernst 76, 103, 104, 105, 108, 109

Lachmann, Karl 120, 165, 166
Lang, Carl Heinrich Ritter von* 209
Langlès, Louis-Matthieu 80, 88, 91
Lasaulx, Ernst von* 50, *51*, 52, 53, 62, 207
Lassen, Christian 90, 98, 104
Leidinger, Georg* 298
Lenel, Otto 251
Leskien, August 174, 176, 178
Liebermann, Felix 236
Liliencron, Rochus Frhr. von 122
Lindenschmit, Ludwig 181
Lipps, Theodor 54, *56*
Lori, Johann Georg von* 198, 202
Lotz, Walther* *305ff.*
Lotze, Rudolf Hermann *54*, 55, 61
Ludwig I., König von Bayern* 81, 92, 99, 143, 206, 214

Mannert, Konrad 209, 210
Martini, Christian David Anton* *84*, 85, 86, 87, 88
Maurer, Georg Ludwig von* *212*, 213
Maurer, Konrad von* *228ff.*, 233, 235, 236, 245, 250, 252
Maximilian I. Joseph, König von Bayern* 81, 82, 86, 88, 92, 95, 97
Maximilian II., König von Bayern* 141, 215, 216, 220
Mederer, Johann Nepomuk* 211
Mercati, Giovanni 147
Meyer, Eduard 192
Meyer, Wilhelm *162*, 163
Mignet, François Aug. 208
Miklosich, Franz von 177
Mitteis, Heinrich* 228, 240, *243ff.*
Mitteis, Ludwig 244, 255, 256, 257, 258, 263, 264
Moll, Gottfried von 101

Moll, Karl Ehrenbert Frh. v. 94, 101
Mommsen, Theodor 121, 122, 123, 126, 134, 136, 137, 158, 159, 186, 233
Montgelas, Max Joseph Graf von* 85, 88
Moritz, Joseph 210
Müller, Iwan von 193
Müller, Karl Alexander von 162
Müller, Markus Joseph* *99*, 102
Müller, Otfried 128, 130
Münter, Friedrich Chr. 80
Muffat, Carl August von 214
Muncker, Franz* 165

Niethammer, Friedr. Immanuel von* 86, *115*

Oefele, Andreas Felix von* 204
Oken, Lorenz* 50, *51*
Osterwald, Peter von* 210
Otto, Walter* 190ff., 256

Paul, Hermann* *165*, 174, 233, 234
Pertz, Georg Heinrich 200
Pfeffel von Kriegelstein, Christian Friedrich* *210*, 211
Pöhlmann, Robert von* 186ff.
Prantl, Carl von *53*, 118, 119

Quatremère de Quincy, Antoine Chrysostome 291

Ranke, Leopold von* 205, 206, 215, 220, 233
Raumer, Friedrich von 206, 218
Rehm, Albert 59, 60, 61, 132, 135
Ribbeck, Otto 126, 128, 132
Riehl, Wilhelm Heinrich von* *215*, 216
Riezler, Sigmund von* 202, 211
Ringseis, Johann Nepomuk von* 140
Ritschl, Friedrich 120, 128, 274, 275
Rockinger, Ludwig von* 211
Rohde, Erwin 128
Roscher, Wilhelm 186, 188, 305, 307
Ross, Ludwig 143
Roth, Paul von 233, 234
Rotteck, Carl Wenzel von 209
Rückert, Friedrich* 218

Sacy, Silvestre de 91
Sailer, Johann Michael* 50, *51*
San Nicolò, Mariano* *259ff.*, 264, 265
Savigny, Friedrich Karl von* 206, 211, 212, 213
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v.* *50*, 51, 59, 62, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 91, 93, 94, 95, 96, 97, 100, *279ff.*, 289, 292
Scherer, Josef von 91, 94
Scherer, Wilhelm 166
Schlegel, August Wilhelm von 90, 91, 96, 98, 99, 104, 285, 292
Schlichtegroll, Friedrich von* 88, 91, 96, 114
Schmeller, Johann Andreas* 63ff., 72, 73, 76, 91, 162, 165
Schmoller, Gustav 302
Schnurrer, Christian-Friedrich von 80
Schöll, Rudolf 152
Schröder, Richard 235
Schultze, Alfred 235, 236, 239, 241
Schwartz, Eduard* 113, 133, 139
Schwerin, Claudius Frhr. von* 228, 234, 235, 237, 238, *239ff.*
Schwietering, Julius 293
Sedlmayr, Hans 293, 294
Sievers, Eduard 174
Sohm, Rudolf 235, 244
Sommer, Ferdinand 180
Sommerfeld, Arnold* 60
Spemann, Hans 60
Spengel, Leonhard von* 100, 118, 119
Spiegel, Friedrich von 103, 104, 106
Spindler, Max 203, 204
Stark, Matthias 86
Sterzinger, Ferdinand* *210*, 211
Stewart, Charles 93
Strecker, Karl 162
Streitberg, Wilhelm* 63
Stroux, Johannes* 139, 258
Stumpf, Carl 54, 56
Stutz, Ulrich 235, 236, 237, 239, 240, 244, 245, 246
Sybel, Heinrich Karl Ludolph von* *218*, 219

Therese, Prinzessin von Bayern* 147
Thiersch, Friedrich von* 87, 91, 92, 100, 116, 117, 118, 119, 138, 143, 145, 207
Traube, Ludwig* 147, *158ff.*
Tychsen, Olaus Gerhard 80

Usener, Hermann 134

Vater, Joh. Severin 80
Voss, Johann Heinrich 206
Vossler, Karl* 168 ff.

Waitz, Georg 186
Wecklein, Nikolaus 152, 156
Wegele, Franz Xaver 202
Weiller, Cajetan von* 64, 66, 86
Welcker, Friedrich Gottlieb 274
Wenger, Leopold* 154, 195, 248, *255ff.*, 261, 262, 263, 264, 266, 267
Westenrieder, Lorenz von* 94, 200, 202, 203, 204, 210
Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von 126, 134, 137, 162, 186, 192
Wilcken, Ulrich 190
Wilkins, Sir Charles 92
Windelband, Wilhelm 54
Windisch, Ernst 90, 98, 174
Windischmann, Friedrich 91
Wismayr, Joseph von 94
Wlassak, Moriz 257
Wölfflin, Eduard* 113, *123*, 128
Wölfflin, Heinrich* 166, *296ff.*
Wolf, Friedrich August 113, 114, 115, 116, 117, 118, 127, 137
Wüst, Walter 105
Wundt, Wilhelm 54, 57, 174

Zeiss, Hans* 181 ff.
Zeller, Eduard 54
Zentner, Georg Friedrich Frhr. von* 97
Zeuss, Johann Kaspar* 72 ff.
Zirngibl, Roman* 203
Zwiedineck Südenhorst, Otto von* 308 ff.